57 - 4334

Tannenharz und Fichtennadeln.

Geschichten, Schwänke, Skizzen und Lieder

in obersteierischer Mundart

von

P. K. Rosegger.

Dem liebenswürdigen Herrn [illegible]
zum freundlichen Gedenken von
P. K. Rosegger

Graz und Leipzig.
Druck und Verlag von Josef Pock.
1870.

Universitäts-Bibliothek Leipzig

57 - 4334
D
21. 12. 59
Mk

Dt. Lit. / Rosegger

D' Annamiadl.

A tars Gschichtl.

Wird da nit zeitlong alloan, do in da Wildnuss, Marl? Dass d vo da großn Welt daußt nix siachst, wos olls is und wia s zuageht, vo den will ih gor nit redn, oba nit amol in blown Himmel, den an iada Baur und Betlmonn hot, der n bleibt und den er onschaut, wann er do auf der Welt gor nix meh hot — nit amol in blown Himmel siachst du, so bist vasteckt in an Grobn und so wochst da Wold über dih zsomm. Nur nit amol an grean Wosn host; a weng a Mias is do, und noh den pockt da Guissboch mit, wann er wild wird. Se mocht nix, moanst? und da Guissboch wa dei besta Freund? Gelt, er bringt da s frisch Wossa zan Tisch und mocht dei holbe Kost aus! Woschn thuat er dih oh und s hot ka Bod auf da gonzn Welt, dos so guat und gsund wa, wia dös do — bist eh dei lepa nit kronk gwen. Und er vatreibt da noh die Zeit, wann er plauscht, der olmerisch Schlanggl, der übamüati! Schauts, wir er obahupft üba d Stoanwänd und noh singt dabei, und er is doh neama jung!

Und do bist holt ollaweil fleißi, ba dein Pechofn, und füllst d Häfan on und wiadlst schön stad um — — host wul a Pech in dein Lebn, Marl, se konn ih da sogn! Gott sei Denk, dass d oans host, moanst? Mit den Pech pickst da die Gsundheit und s Lebn on und wann s Herz an Schrick kriagt, pickst da s damit wieda zsomm? No, wann s d moanst!

Wo hast dann dei Hüttn, Marl, do auf da Weit wirst doh nit schlofn! Selm ba da Stoanwond, inta da großn Feichtn

steht s'. Ei da Tausnd, wia nett! Gonz von Ästn und Laastn is s' zsommgnoglt; de host da gwiss selba baut! Därf mar a weng einischaun? — Ah, sapperawold noh amol, wen host dann do, Marl — is dos dei Tochta? Jo, wird wul sein! Na, wia s' dositzt ban kloan Tischl und fleißi flecht, und aft a weng ban Feusterl aussischaut, wos d Spotzn mochn. So a Gsichtl möcht ih hobn! s Göscherl blüaht wir a Nagerlstock; s guldforbe Hor und de Augn dazua! Na, Marl, hiazt woaß ih, zwegn wos d u blown Himmel nit zsehn brauchst, host eh selber an schönern in da Hüttn. Dei Tochter is jo a mudlsaubers Diandl! — Wia hoaßt s' dann? Annamiadl? Und der prächti Nom dazu! Annamiadl hot mir ollaweil gfolln. No, Annamiadl, is s Körberl scho fiati? Ih geh da Felberastaudn schneidn, wann s d willst, dass d wieder a frisches Körbhul; host. — Hon scho selba Zeit! sogst? Na, ih hon ma s wul denkt, dass d mir oans schenkst a Körberl; oba selba gehst nit selberaschneidn, se woass ih; sull ih da s sogn, wer da s bringt? Kennst u Ollatschbarn Veitl nit, Annamiadl? — Zwegn den därfst dih nit schoma; da Veitl is a saubera Bua und s Haus kriagt er ah gleih vo sein Vodan. Bleib na schön brav!

Richti, wir ih gsogt hon; klewer is d Sunn int, und da Marl hot sei Pech ogfosst, steigt a junga Bursch mit a Trog Felbera dahe und grod in Hüttl zua. Wia sauba, dass er banonder is: s graw Janggerl, die gamsleda Hosn, die grean Strümpf und die Bundschuah — hot lacht die Gamshaut neama gfulgt, weil s d a nockads Knia host? Na na, ih woass, s is holt so da Brauch, und s roth Leibl is ah da Brauch, dos d on host und da gspitzt Huat mit n grean Bond und n weißn Fedabuschn ah. Du sog ma s, is se ah da Brauch, dass d hiazt auf d Nacht zan Diandl gehst? —

Wia da Bua die Thür aufmocht und sei „Grüaß-Gott" sogt, rennt n Annamiadl schon entgegn, nimmt n ba da Hond und schreit: „Grüaß dih, Veitl, leg o deine Staudn; host ma jo da meni mitbrocht; na, weil s d na do bist! Wia geht s da dann; is enga Ross scho wieda gsund? Du, ih hon ma heunt scho denkt, wann s d kimmst, ih gib dir a Pechöl mit, dös gibst n Blasl ein — s nimmt d Hitz und wirst sehn, morgen frißt er wieda sein Hoba!"

„Na, ih woaſs ſ wul“, redt der old Marl zuwi, „ih woaſs ſ wul, Veitl, enga Roſs is vahext. Biſt a Suntakind, Veitl?“

„Se woaſs ih nit, ih müaſſad erſt mei Muada frogn.“

„Schau, wann ſ d a Suntakind warſt, ſullſt di vakehrt auf n kronku Blaſl ſetzen und mit n Schwonz in da Hend dreimol um ſ Haus umireitn.“

„Se kinnt i h r thoan, Voda,“ locht d Annamiadl auf, „ſeida jo ſelber a Suntakind!“ Dabei zamt ſ' hoamli auf n Veitl und denkt ihr: hiazt hon ih n dawiſcht!

„Ih vared ma ſ ah nit“, ſogt da Marl drauf, „und eh ſ Roſs hin is, probir ih ſ; ſe konnſt dein Vodan ſogn; wann ſ eahm recht is, kimm ih morgn, und reit von Blaſl in Tuiſl owi.“

Aftn hot der Old zan Pech auſſi müaſſn, und wia die Zwoa alloan ſein, frogt d Annamiadl in Veitl, wegn wos er heunt ſo kloanlaut is:

„Siſt ſchnodaſt imma, wia hoaſſa Stoan, hoſt heunt lacht ſ Mundſtückl nit ba dir oder is da ſ Lugndorf obrunna?“

De Red hätt n Burſchn bol vadroſſn; er draht ſei kloans Schnurbartl a weng zſomm und ſogt:

„Hon ih dih ſchon a mol onglogn, Annamiadl? Schau, und wann ih die gonz Pforr für an Norrn holt und n Omtmonn ah noh dazua, ſo thua ih ſ d i r nit on, Annamiadl! Dih muaſs ih amol hobn, und wann ih dih buglkraxn trogn muaſs; und wann ſ n Ollatſchgrund koſt und mih ſelba dazu, dih muaſs ih hobn! Ih loſs nit noch; in drei Wochn wir ih groſsjahri, do kriag ih mih ſelba, und wann ih mih vaſchenk, wen geht ſ wos on! Den möcht ih ſehn, der do drein redt; in Erdsgrundbodn ſchlog ih n eini; ſikarament noh amol!“

Wia da Veitl hiazt mit ſei Fauſt in ſ Tiſcheck einghaut hot! Is dann dös ſo a Wildlin?

Na, ſ is nit ſo iag; er locht ſcho wieder und nimmt d Annamiadl um an Hols: „Du vadoants Pechdiandl du, biſt ma ſo viel in ſ Herz einipickt. Is ſcho recht, bleib na dinna; hoſt jo leicht Plotz!

Daweil is ſ finſta worn, und wia da Bua furt is, hot ſ noh a Buſſerl ogebn. Ghört hon ih ſ nit; ſ hot ſ Bacherl ſo viel grauſcht; oba thon hobn ſie ſ, ſe woaſs ih! —

Aftn, wia s zan Essn is gwen und da Marl noh sein Rosnkronz bet, hot d Annamiadl d Suppn vasolzn. Jo mei, sie hot a wengerl auf n Veitl denkt, und do is ihr daweil da Löffl so einigrutscht — Oba, so is er no nia gwen, wie heunt; so kloanlaut und zsommgschlogn und wir er auf aomol wild worn is! s muass wo wos hobn! Wegn an Ross wird s nit sein, und wann s is, so reit jo da Voda morgn in Tuifl schon owi!

So hot ihr d Annamiadl denkt und so is s' in da sewin Nocht schlosn gonga.

~~~~~~~~~~

Wann mar a weng a Lust und Liab in Leib hot und ma schaut eini in dös Weißbrunnthol, so moant ma hell, von Himmel obn is a Lahn ogongen und do is a gonzes Stuck davon üba d Stoanolm in s Weißbrunnthol owagrumplt.

So schön is dös Thol!

Wos is dann se für a Gschloss doscht auf n Bergl mit die guldan Fenstascheibn? Du oanfältis Kind, ka Gschloss is dös nit, oba der Ollatschhof, in Veitl sei Hoamat; und d Fensta sein ah nit gulda; siachst es dann nit, dass d Sunn grod aufgeht und in s Glos onscheint, dass s olls funkelt! — Siachst die Knecht in Hof? Schau amol, wia s' umrennen; die drei hobn d Sengsn auf der Ochsl; da se, der sein Wetzkumpf, hiazt auf d Seitn in s umidraht Viata steckt, is da Mohr. Der oan mit n blown Janggerl is sei Bruada, da Natz; er is hiazt auf Urlaub dahoam; du wann s d d e n reden hörast, der woass da Sodhn! Der Ochsnbua sponnt die Dreijahrin ein und fohrt um a Küafuada., s Mensch mit n rothn Kidl, dos hint nochi geht, is die Küadian; sie geht auf d Wiesn mit, maht n Ochsnbuabn s Fuader o, und er wetzt ihr d Sengs. Da Holda — Hanserl hoasst er — treibt d Schof aus; se weiß Lamperl, den er grod s Solzstückl gibt, ghört sein; se hot n da Baur za sein To gschenkt. Bua, gib Ochtin, scha, hiazt warn da d Schof bol auf d Wiesn owi gsprunga! — Da se, der ba da Haus-
~~~~~~~~~~

thür steht und in holbn Feiter is — no jo, hot er nit s roth Jangger l und in greanseidan Hosntroger on, und sei Pfoad is ah so weiß, wia d Maur von neugn Stoll — da se is da Baur, der Ollatscha. Schau da n guat on; du, der hot dir a wengerl an hiatn Kopf! — wir er fuchsteufl wild drein schaut, und die Zähn zsommbeißt — hörst, Older, ih möcht dei Pfeifnröhrlspitz nit sein! Wos gift dih dann scho wieda, s is jo eh olls in der Urtnung und d Leut sein ah schon oll fleißi. Denkst lacht scho wieder auf dein Vettan, mit den s d in Prozeſs host?

Der Ollatscha hot mit an Nochbarn, der noh muadatholbn sei Vetter is, an unsinnin Prozeſs zwegn da großn Kreuzwiesn. Da Prozeſs is scho so old, wia n Ollatscha sein oanziga Suhn, da Veitl; oba der Old gibt nit auf und eh . . .!

Und Recht hot er, se sogt sei Dokter!

Na, und wegn den bleibt der Ollatscha heunt ah nit stehn ba da Hausthür — s is die gnädi Zeit. „Jogl!" schreit er.

Er steht scho do, da Jogl. A junga Kneissl und hot schon an Kropf wir a Krautruabn!

„Wia schaut dann heunt da Hof aus; is jo wieda vull Dreck! Gschwind gehst mir aussi in Wold und schnoatst a Grasſ!"

O jegerl, dös schreckt n Jogl, er traut sih jo in Bam nit aussi. Oba da Baur sogt: „Lüsti, lüsti; nimm a Hackl und d Steigeisn, ih geh mit und zoag da die rechtn Bam on!"

Sie gehn scho mitanonder und aufn gonzn Weg redt da Baur ka Wort und da Jogl schaut noch da Nosn owi   schaut da Schneidaseel zua, de auf sein Kropf umagolstad.

Wia s' in Wold kemma, steht da Baur vor an end s Feichtn still: „De zerst; leg d Steigeisn on, lüsti!"

Se thuat da Jogl und wir er dosteht, schaut er owi auf d Schnach, wo die vier Spiaßln dron sein und rührt sih nit.

„No, wird s, oda wird s nit!" brummlt der Old, und da Jogl sogt gonz kloanlaut:

„s wird nit; — ih trau mih nit aussi!"

„So z i l f ih dir aussi, du Halump, du kloana; dos muaſs ih sehn, wer den Bam oschneat!"

Klewa redt s der Old, hot er schon a Gaschtn in da Faust — wusch, wusch! und siagst es, da Jogl is schon obn! Wir an Dachkatzl kraxlt er auffi und hockt d Äst owa nochanonder, und wir er gonz obn is in Wipfl, jauzt da kloan Spitzbua und da longweili Ollatscha muafs selba lochn.

— Jo, so lernt ma s Grassschnoatn; mei Voda hot s mit mir ah a so gmocht — vo da Gaschtn fürcht ma sih holt doh ollaweil noh mehr, wia von Obafolln — is da Hof' ah in s Wossa gsprunga, wia da Hund hinta seina wa. — „So, Jogerl, und hiazt steig owa; die Bäurin muafs da heunt a Straubn bochn!"

Drauf schlogt der old Ollatscher a Feur, thuat s in s Pfeiferl und loandlt schön stad sein Haus zua.

„Kruzitürken, noh amol, wer reit dann heunt um an Stoll umi, und noh auf mein kronkn Blasl, na dös muafs ih sehn — dafs ma d Schindmirn lacht gonz vareckad!"

Da Baur hot n Marl dasehn, wia der just von vahextn Rofs in Tuifl owi reitn will, ober eh dafs er noh zuwikimmt und an festn Steckn suacht, liegt da Reiter in da Kothlockn nebn an Saustoll und schaut schön liacht auffa. Jo mei, wo is dei Rofs? — Dös is scho long auf da Wiesn int ban grean Klee. Schau, du ghörst ah nit auf s Rofs, du ghörst in s Pech — und hiazt host es ah.

Wia war s dann, Marl, wann s d ofohrn thast; da Baur kimmt mit an Steckn, dös is nit koscha!

Is ghupft wia gsprunga; kimm an eh neamer aus, denkt eahm da Pechlmeau und krallt auffa vo da Lockn. „Bist schon in Wold gwen heunt, Baur?" frogt er nocher und schneidt a lochads Gsicht, „na, is recht, dafs d do bis, hätt scho long amol da dir sein mögn; bist ollaweil rechtschoffn gsund?"

„Gsund bin ih, se wirst gleih sehn, Marl; wos geht dann dih mei Rofs on?"

„Mocht nix, ih putz mih scho wieder o!" moant da Marl guatwüati und beutelt in Koth von Janggerl; ober in da Ghoam hot er eahm denkt: Heunt gibts wos o, und ih hätt ah mein Buggl dahoam lossn därfn!

Jo, gschodt wurd s nit hobn; schau, wir er aufziaht: „Wos dih mei Rofs ongeht! Host ma s eh vahext und vo dir geht nix sicha, du Pechvogl, du!"

— Nix ficha? — Dös war in Marl zviel. Er begehrt auf: „Hon ih dir eppa wos gstuhln, Ollatscha?"

„Se wullt ih moan! Du und dei saubere Tochter; ös hobts mein Buabn in Bastenḍ gstuhln. Seid da Veitl zan eng einigeht, is er rein varuckt. Nit amol ba der Oabat bleibt er; gestern is er ban ihr gwen und heunt woaß n ka Teufl nit! Oba se sog ih da, Pechmarl, Ollatschbarin wird dei Tochta nit und eh sollt d Sunn in de Lockn eini, wo s du glegn bist, se woaß da Herrgott!"

Wann s nit meh braucht; d Sunn liegt schon in da Lockn und schaut schön liacht ausser, und frogt: Wonn wird dann scho d Hohzat?

„Schreist ma long gnat, du olda Wildfong!" denkt eahm da Marl und geht hoam zua. Oba fü n Ollatscha war heunt amol an onkrada To — s kimmt scho noh wos.

Da Veitl kimmt hoam. Er is in Gschloß ban Bawolda gwen und hot gfrogt: „Ih bitt, gstrenga Herr, ih hätt a Frog. Ih woaß a Diandl, dos ih heiratn möcht, oba hobn thuats nix und derowegn will s' mei Boda nit leidn. Da Muada war s recht und n Diandl ah und — mir ah; hiazt, do möcht ih holt untathäni frogn: därf ih s' nehmen oda nit?"

No, der Omtmonn hot eahm s dalabt und hot n drauf, weil da Veitl grod do war, an Briaf fü sein Vodan mitgebn.

Aftn, wia da Bursch holt hoamkimmt, losst n da Voder in s Stübl ruafn und sogt: „Veitl, ih sog da s, mech koani Gschichtn! s Pechlmensch nimmst ma nit, daß d es woaßt!"

„Und ih nimm s denna, Voda!"

„Du nimmst es denna? Scho recht; aftn bist a Betlbua!"

Der old Ollatscha hot ba den Wort fest auf n Tisch ghaut. Sei Redn bedeut wos! Er will sein Buabn ausschliaßn von Haus und Grund und von Vodaherzn. Jo, warst dann dös in Stond, du olda Schipl — dein oanzis Kind? Und wann amol die Zeit kimmt, wer druckt da dann d Augn zua? — Is mir olls oans, denkst da, und wann er kimmt, da Lump, und sei Betlweib ban eahm hot, so schlog ih n die Thür vor da Nosn zua. Ih thua s!

„Mir wern s scho noh sehn", moant da Veitl gonz daß, „ih bin heunt ban Omtmonn gwen und do schickt er nich an Briaf."

Sei Voda reißt eahm s Popier gleih aus da Hond, bricht s auf und lest s durch. Wos druckst dann s Maul a so zsomm, Olda, du beißt da jo die Zähnt aus; und wia s d n Briaf zbollst mit da Faust! Ja, wos is dann, wos steht dann drein?

Da Prozeß is valorn? Doh nit? Jo wahrla!

Jessas, Veitl, schau auf dein Vodan, er follt um — er stürzt üban Stuhl — er schlogt sein Kopf in d Wond eini! Heiliga Gott, a Wosser; in Ollatschbarn trifft da Schlog!

Schneibm thuats, wia wann s an Betla hätt zrissn! Ma konn gleih neamer aussi ba da Thür, und um s Haus umi is so a Gwahn, dass s in da Stubn grechn finster is. D Henkuhr schaut schön hoch owa vo da schworzn Wond und geht ihrn Dondalon. Siagst, selm intern Tisch laft a Maus! — Du, schau amol, sitzt nit wer ban Ofnwinkl doscht? Er krotzt d Weiß owa vo da Wond; und hiazt betrocht amol seine zwoa Augn, wia s' funkeln! — Jo, wer is dann dös? Wirst n wul kennen, in Ollatschbarn. s is scho wohr, er is ah völli nit zan kenna, ma siaht nix, as Haut und Boan. War s a Wunda; hiazt is er schon a holbs Jahr kronk; sid n sen To, wo n da Schlo gstraft hot, is er neamer auf da Weit gwen. Sechs Wochn is er in Nervnfiaba glegn, vo den hot er wos davon trogn, und da Hascha wird sei Lepa neama gsund. Geh her, ih zoag da wos: Siagst in eisnen Ring um sein Fuaß und die Ketn dron? Um Gottswilln, er wird doh nit onghenkt sein ba da Maur! Jo freili; der Ollatscha hot n Vastond valorn, und wann er onhebt, is nix vor eahm sicha. Sei Weib schlogt er und auf sein Suhn geht er mit n Messa los. Ka Fuir därf er ah nit dawischn, sist zündad er s gonz Haus on. Da Voda sogt: in Norrthurn mit eahm, und s war ah s best.

Ollaweil is n da Prozeß mit n Bettan in Kopf — oda die Kreuzwiesn is hin wia s Judn Seel! Jo, wann der Ollatscher auf den saubern Bettan denkt, wia der eahm d Wiesn

hell weckgnomma — so hebt er zan rowelln on, dass ma moant, die Kein springt o. „Bringt s mir in Rauba-Nochbarn he, bringt s mir den Rauba he und mein Kuglstutzen!“ schreit er, und weil s' eahm dös nit thoan, so moant der Olde, seine Leut und da Vetta sein zsommgspielt, und derowegn will er sei Weib und sein Suhn ollaweil umbringa. „Ghörst in d Höll owi, Weib, und du ghörst in die zweit owi, Bua; und dei Zoschn in die dritt; geht s na her a weng do, ih zoag eng schon owi!“ So redt er und d Leut mochn a Kreuz, wann s' n vo weitn hörn. Der Old is, wia bsessn; — siagst, er fongt scho wieder on — schau, wia n da weiß Foam von Maul rinnt — is dös a schiaha Leut! — Gehn ma weita!

Wo sein dann die Ondern oll, heunt? Wirst es gleih hörn, wann ma die Thür aufmochn — dreschn thoan s'.

s hot da Hoba recht wulta grodn und s gonz Übagschiass is noh vull Gorbn — dös brau[illegible] scho zuaschlogn, bis s lesste Körndl heraussn is. Die Knecht sein nit faul — is jo da jung Baur selba dabei und die jung Bäurin ah! — Gheirat hobn s' noh nit, ober in Deanst is d Annamiadl huir ban Ollatscher und bis Pfingstn konn s scho noh ernst wern. Der oldn Muada war s ah recht. — Siagst, se Weiberl, dos s Stroh ausmischt, se is die old Ollatscherin. Is scho vierzg Johr ban Haus und ihr Bugl hot viel ausgholtn — a Grobian is der Old ollaweil gwen. D Annamiadl is a bravs Mensch und Händ hot s' ah koani fein; s Geld, dos ihr oghet, hot scho der Ollatscher in da Truhn!

Wispeln konn er guat, da Veitl — pass auf, hiazt hot er grod s Liad:

> Meine herzliabstn Buabn,
> Hiazt schipelt s eng zsomm,
> Wölln mir oll mitanonda
> Zan Menschan ausgehn;
> Mih gfreut just mei Diandl,
> So oft ih drauf denk;
> Meine herzliabstn Buabn,
> Wos is s dann ban eng?

So geht s weiter und hiazt wispeln die Knecht a zuwi; da Natz mocht n Boss und da Toni wispelt iwi und die Drischln

schlegn in Takt dazua. Sapperati, wos is dös für a liabline Musi!

D Annamiadl löst die Gorbn auf. Guat schickt sih enga Pfeifferei grot nit, wann da Boda so kronk is! denkt s' ihr dabei. Daweil schaut s' gor nit auf d Seitn — reisst lüfti s Bandl o und saat s Stroh aussi, dass s olls stabt — s gschlaunt ihr.

Wos is dann dös hiazt für a Klescha gwen, drein da da Hausthür? Mocht s Tennthor auf und schaut s! — Noh amol! — s wird doh ka Rauba! —

„Unsa liabe Frau, steh ins bei!" jammert d Ollatscherin, „da Baur is auskemma, da Baur!"

„Da Baur, da Baur!" schreit Olls. Und richti, der Ollatscha hot die Thür aufgschlogn und mit da großn, broatn Fleischhock, de in da Kuchl ghenkt is, stürzt er ausser und üban schneewin Hof, wia da Wind! — Jo, wer konn sih gschwind vasteckn, du himmlischa Boda; den er zerst siacht, schlogt er nieda! — s Hintathörl is freili offn aussi in s Feld, owa der tiafe Schnee, wer kunnt dann aussi! — In s Stroh eini, gschwind do in s Stroh! — Die old Muada zerst; do d Annamiadl und da Veitl weiter entn; oba tiaf, so! Die Knecht sein schon entn in Stoll. — Hiazt is er scho do — wir er die glonzaud Hockn aufziaht und wir er schaut! „Wo sein s' dann? wia d Ochsn schlog ih s' nieda!" — Da Bodn zittert — da Schrei geht oan durch und durch. — Die Ketn henkt noh auf sein Fuass . . so roast er üban Tenn und fluacht und holt die broat Hockn üban Kopf.

D Annamiadl intan Stroh hebt d Händ zsomm und ruaft zan heilin Erzengl Micheli! — Hiazt kimmt da tull Monn scho zan Stroh — gegn der oldn Muada zua. „Sein s' do drein, de Hund!" schreit er und haut d Hock tiaf in s Stroh grod nebn da Muader ihrn Kopf. Hiazt kimmt er der Annamiadl in d Nahad; haut wieder eini. Na, du heiliga Gott, sie hot gmoant, s is da Kopf scho vonouda, hot oba koan Muzaza thon. — Da Strohhaufn is long — der Ollatscha haut ollaweil weiter und weiter umi und schreckbor rauscht s schorfe Eisn in Holma. — Hiazt muass er scho glei zan Veitl kemma. D Annamiadl is in Todsongst; hiazt wird er eahm in Kopf ausanoudahaun; hiazt und hiazt wird er n die broat Hock tiaf

in die Brust einisteckn! — Ihr Herz togazt und stößt; sie konn sih nit stad holtn — do kimmt ihr a guata Gedonkn, dass in Veitl nix gschiaht. Wir a jungs Reherl springt s' auf, mocht an Schrei und last ban Hintathörl aussi in Schnee. In Augnblick siaht dös da Wini und stürzt ihr noch. —

Jo, hiazt springt da Veitl freili ah auf und die olt Muader und die Knecht sein ah scho wieda do; oba, wo is d Annamiadl, wo is der Olde? — Von Thörl weg siaht ma s Pfod — aft nix, wie schneibm und Nebel und die finsta Nocht kimmt ah!

Na, Veitl! Dei treus Diandl, dos dir aus da Noth ghulfn hot, losst du s hiazt in Stich? — Valei, er last ihr scho noch nad olle lafn s' noch, oba tiaf is da Schnee und da Wind waht eahna s Eis in d Augn!

Hiazt hobn s' gor s Pfod valorn. Dös ah noh! — Jo, Veitl, muass dann dei junge Braut sterbn! Hilfst d ihr dann nit? — Uh mei, uh mei! sie mog neama weita, sie sinkt zsomm — hört n scho kemma mit n Schlochtmessa — noh oamol hebt s' d Händ auf — Veitl, sie spricht noh dein Nom aus und hiazt und hiazt! — Jo, wia wann in Veitl a Messer in s Herz gonga war, so schreit er wild auf und bricht zsomm auf n Schnee, wir a Hirsch, der die Kugl in da Brust hot. — Und die Knecht sein weiter und weita; Gott sei Lob und Dönk, sie hobn s Pfod wieda! sie sehn an rennen in Oldn und weit ziaht er die Ketn noch. Vor eahm is d Annamiadl, sie konn neama weita. Noh zua rechta Zeit dawischt da Natz die Ketn, reisst s' zruck und der Ollatscha liegt noch da Längs in Schnee.

So hobn s' n bundn und hoamtrogn und d Annamiadl hobn s' ba da Hond gführt. — Wia s' da Veitl dasehn hot, is er vor ihr auf s Knia gfolln und hot gsogt: „Annamiadl, wos d ma hennt host thon, dös konn ih da nit dastottn und wann da gonz Ollatschhof gulda und mei Herz da schönst Edlstoan wa!“

In a por Togn danoch hobn s' n oldn Ollatscher in d Stodt einigführt und in Norrnthurn eingspirt. —

In ondere Zeit. In Ollatschahof is s schön still und ruasum, just in Zimmamoun hört ma; er hockt und hoblt in da Stubn und mocht a Wiagerl.

Is s dann scho dazua?

Jo, weit wird s nit gfahlt sein; die jung Ollatscherin sitzt ban Bett und stuckt d Biatabandl on. — Da Veitl sitzt in Hof daußt und tonglt d Sichel und geht nochi zu die Ondern auf s Hobafeld. Bis Jausnzeit schneidt er. Wia s übaschattni wird, spount da Maxl, der in da guädin Zeit ban Baurn hilft, d Ochsn ein und fohrt auf n Kornocker aussi. Da Veitl geht von Hobafeld weg, nimmt a Biatavull Korn von Kostn und saat s on. Auf d Nocht, wia s Körndl eingegt is, spount da Maxl aus, fuadat d Ochsn; die Bäurin gibt n a Milchsuppn und a weng an Sterz dazua, aft n geht er schön stad in sei Pechhüttn eini und legt sih auf n schworzn Strohsock.

Der Ollatscha hot schöne, reine und guate Betta, se sogn d Hondwercher oll, und da Maxl kunnt drent bleibn, ober er sogt, er kunnt nit schlofn in an fremdn Bett und geht holt ollamol hoam in sei Hüttn.

s is grod in Michelsto gwen und da jung Ollatscha hot sein Knechtn und Menschan, de für s hinfüri Johr noh bleibn, in Leukaufwein zohlt. Wir er hoamkimmt, sitzt der Omtsbot vor da Thür auf n Baukl. Aha, zan Steurzohln, denkt da Veitl ban eahm selba; oba s is gonz wos onders gwen. Da Vetta-Nochbar hot in Prozess wegn da Kreuzwiesn gwunga und hiazt kriagt der Ollatscha die Zuastellin, dass er d Unkostn zohln sull und zwor in drei Togn scho. Da Vetter is a Hiaschta und schenkt koan Kreuzer und d Herrschaft will ah ihr Sochn hobn! D Unkostn, denkt eahm da Veitl, na, wos wern s' dann ah ausmochn; s is schon olls oans, ih zohl den Schmorn, dass ih a Rua hon! Oba d Unkostn hobn olls mehr ausgmocht, wia da Ollatscha gmoant hot -- Dreitausnd Guldn is a schöns Geldl! — Hobn thuat er s scho, der Ollatscha, oba wer wirft dann für nix und wiedanix gern dreitausnd Guldn aussi! — „So viel zohl ih nit!“ sogt da jung Baur zan Omtsbotn. „Ih loss in Bawelda schön grüaßn, oba so viel zohl ih nit!“

Wia der fuat is mit sein longen Sabl, nimmt da Veitl in Feldkostnschlüssl vo da Muada, de n aufgholtn hot, und geht a mol schaun, wia s ausschaut mit n Geld. In Kornhausn, der auf boad Seitn mit Breta vaschlogn is, liegt a kloans Trüherl begrobn. Dös nimmt da Veitl aussa, mocht s auf und — jo, und losst s folln und rennt in die Kuchl zu der oldn Bäurin und schreit: „Muada, wo is dann s Geld?"

„Du Narrisch, in Korntrüherl wird s holt sein, wo dann sist?"

„s Korntrühl is laar, Muader und nit a Popierl is drein!" Drauf rennen s' ollzwoa in Feldkostn und schaun noch und suachn und findn nix.

Dös is gstuhln worn, oba vo ven und wonn!

„Na, dass d nit nochschaust", heschazt d Muader und der Veitl sogt: „Jo, ih hon gmoant, ihr gebt ar Ochtin drauf. Muada, hiazt sein ma Betla!"

Gwoant hobn s' ollzwoa, dass sih a Stoan hätt daberma mögn — mei Gott, wos hilft s dann ah; s Geld is hin. Vielleicht hot s da Boda dawischt, wir er noh do wa, oba sist is s holt gstuhln worn.

„Sog doh der Annamiadl nix davon!" moant d Muada, „s kunnt ihr schodn, hiazt, und nutzn that s doh nix."

Dös war a traurige Zeit fü n jungen Ollatscha. Er hot nix gessn und nix trunkn; kloan vazogt is er umanonda gonga — s Herz hotn gor so weh thon, oba zu der Annamiadl hot er ka Wörtl gsogt von Unglück.

Da jungen Bäurin is s nit recht fürkemmen und amol, auf d Nocht, wia s' auf n Bankl vor n Haus banononda sitzn, frogt s' n: „Oba, Veitl; ih kenn s, dir is wos; du kimmst hiazt jo grechn zsomm und ausschaust, wia da heili Geist; wos fablt da dann, thua ma s sogn, han?"

„Dös kimmt da grod a so vir, Annamiadl", gibt da Veitl Ontwort und schneit mit sein Messa Kringan in s Bankl, wia wann s notwendi wa.

„Bawsiasda s Messa nit!" greint s jung Weibl, sist sogt s nix meh drauf, oba s schmerzt s in da Ghoam, dass da Veitl mit ihr nit aufrichti is.

Annamiadl, wirst es scho no früah gmua sehn! Wann s d amol Kirchn gehst, schau da n Briaf on, der auf da Gmeinde

tosl ougnoglt is; und wann s d epper a Haus kafn willst, ih woass a soals; do les s oba; der Ollatschhof wird valisitirt!

So weit is s kemma. Da Veitl konn nit zohln und da Vetta-Nochbar hot zan Omtmonn gsogt: „Der Ollatscha muass von Haus; ih schenkn nit an Pfenin; sei Voda hot mih gmartert gmua!

Wos will da Veitl mochn? hiazt muass er s sein Weib doh sogn. D Annamiadl hot ihr oba nit viel gmocht draus. „Loss eahna de Kraxn, de vadächti“, hot s' gsogt, „wegn den hobn ma noh an Plotz. Ih kriag mein Vodan sei Häusl, vasteh s Körblflechtn und s Pechbrennen und du bist a saggerischa Hulzknecht. Es wird s scho thoan, mir geht nix da Schiah on!“

Ih sog s ah, loss eahna die Kraxn, Veitl; du lochst doh die gonz Welt noh aus und in Vetta-Nochbarn und in Omtmonn ah; — sc a Weiberl, wia deins, hot neamt meh; foss da s ein in a Guldrahmerl!

Wos is dann se für a Gschloss auf n Berg mit die guldan Fenstascheibn?

Der Ollatschhof in da Morgnsunn.

Der old Ollatscher is freili neama do. Da Veitl denkt oft und oft auf sein oamen Vodan, der hinter Schloss und Riegl liegt, wir a grossa Vabrecha.

n Ollatschhof, wir er liegt und steht, wer hotn hergstellt, as da Voda!

Oba heunt schaut da Hof völli trauri aus.

s liegt noh da Reif auf n Doch und hintern Haus — s is in spotn Hiascht.

Auf n Onga vor da Lindn schlogn s' a Tischl auf; werd s doh hiazt zu Ollaheilin nit noh auf da Weit essn — wurd jo d Suppn kolt!

Wegn den is s Tischl ah nit do. Der Omtmonn setzt

sih zuwi, legt an Buschn Briaff auf n Tisch und an eisnan Homma dazua

A gonza Schipl Leut is do. Den, mit n rothn, blotamosadn Gsicht muaßt onschaun, wie er aussagamt intan Hüatl. Sei Bändl is ah nit z kloan und daß s nit aufspringt, is a broada Ledagürtl umigschnollt; da Monn holt sei Hond drauf — s is die Briaftoschn drein.

Schau, dös is da brave Vetta-Nochbar, der wegn die dreitausnd Guldn in Ollatschahof valisitirn loßt.

Fremde Leut gehn von Haus aus und ein und gamen überoll zuwi, wia wonn s' oll do dahoam warn. Da Veitl und d Annamiadl und die old Muada sitzen in kloan Stüberl und redn ka Wort mit anonda. s Herz hätt eahna ospringa mögn vo lauta Hortsein.

„Dös hätt ih nit glaubt", sogt die old Ollatscherin endli, „dös hätt ih nit glaubt, daß s' ins aussischmeissn von vagnan Haus —" sie hot noh mehr sogn wölln, oba s hot ihr d Red vaschlogn und sie hot s Viata üba d Augn gholtn.

D Annamiadl hot d Händ auf ihr Brust glegt — ihr hobn zwoa Herzn weh thon, so weh ..., so weh, wia in Sterbn!

Da Veitl hot ihr in d Augn gschaut, sie hot s Köpfl auf sei Hond glegt — in den Augnblick schreit daußt der Omtmonn: „Fünfhundert!"

„Sechshundert!" An Ondera.

„Sechshundert zan Erstn!"

„Siebnhundert — ocht — neunhundert!"

„Neunhundert funfzg!" schreit da Vetta-Nochbar.

„Zan Erstn — neunhundert funfzg zan Zweitn; ... zan — Drittnmol!"

Da Homma follt auf n Tisch. Der Ollatschhof ghört n Vetta-Nochbarn.

D Annamiadl hot s ghört. Sie steht auf, nimmt n Veitl und d Muada ba da Hond: „Hiazt gehn ma!"

Oba d Lisitazion is noh nit aus. Hiazt kemmen erst die Kloanikeiten oll und da Homma follt noh oft und oft auf s hiat Hulz.

Da Vetta-Nochbar steigt in da Stubn und auf n Dochbodn herum, daß er noh wos findt; und richti, er findt noh

wos: Die neug Wiagn bringt er auf der Ochsl dahe und setzt s' vor n Tischl nieda. Der Omtmonn will s' schon ausruafn, do — auf oamol wird da Veitl, der daweil still hinta da Lindn gstondn is, wild, dawischt an Tremel, springt inter d Leut, wir a wilds Thier und schreit:

„Wer an Groschn fü d Wiagn biat, den schlog ih nieda!"

Do stebt der Omtmonn auf und sogt: „Herrschoftn! d Wiagn bring ih nit untan Homma. Dös is d Hoamat fü n jungen Ollatscha, de geht uns nix on!" —

Auf d Nocht, wia d Leut fuat gwen sein und da Vetta-Nochbar s Haus zuagspirt hot, nimmt da Pechmaxl die neug Wiagn auf n Bugl und trogt s' sein Hüttl zua.

Auf da großn Tann nebn an Hüttl sitzt a Vogl, der gamt durch d Äst owi und in Nachsong eini und singt gleichweg: „Sie is wieda do, sie is wieda do!"

Gelt, du moanst d Annamiadl, de dih in Winter ollamol gfuadat hot? Host dih lacht schon gfürcht, sie kimmt huir nit, und weil s da s' hiazt wieda siachst in kloan Stüberl und wia s' n Herzntrost und in Rosnmorin auf s Fensterl stellt, host dei Freud und schreist: „Sie is wieda do; sie is wieda do!"

Du Vogl, du thast weit gscheidta, wann s d heunt in Wold eini flugast und die old Muada, de Hulz klaubt, fnahast, oder d Mounleut von Schlog hoam hoassast; der oamen Annamiadl geht s heunt schlecht. Los amol ba da Wond; hörst nix sindln? Sie liegt in Bett und konn doh nit liegn; sie steht auf und geht üba s Fletz auf und o, und sie konn doh nit auf sein — sie woaß ihr nit z helfn! —

„Wann na da Veitl kam, wann na d Muada kam!" jammert s' und hobt d Händ zsomm und bet. Sie ziaht s Röcl aus, sie legt s wieder on; sie mocht s Viatabandl auf, sie knüpft s wieda zsomm; sie stellt d Wiagn zan Bett, sie schiabt s' wieder in s Winkl.

„Wann doh da Veitl kam, wann doh d Muada kam!"

Sie legt sih inta d Hüll; sie will a Wossa hobn, sie konn neamer auf. s Herz will s ihr odruckn — wann doh da Veitl —

Gott Lob und Donk, sie kemmen, es geht die Thür auf. — Jo freili geht die Thür auf, oba wer springt eina, wer tret in Stuhl um und hot a Messer in da Hond?

Der old Ollatscher is s!

„Find ih dih? Hon ih dih?" schreit er; oba, wir er s' do so liegn siacht — do steht er an Augnblick still und schaut. In da Zwilchjopn steht er do; s Hor henkt n üba die großn Augn owa; da longe Bort is hell varitt; kasweiß is sei Gsicht und die Zähnt beißt er füranonda.

So steht er, und schaut auf s glonzend Messer und schaut auf d Annamiadl. Hiazt locht er — und sei Lochn geht durch Moach und Boan.

Da Kronkn vagehn d Augn, s vaschlogt ihr d Red — oba wir er laut auflocht, kimmt s' wieda zan ihr selba, hebt die zitterndn Händ zsomm: „Voder, ihr werda mih doh nit dastechn!"

So herzli und treu hot s' dös gsogt; so liab und bittend hot s' n ongschaut, mit die blown Augn! — wos hilfts dann — da Voder is wohnsini.

„Hon ih dih, du Her — mein Buabn host vahext und mih ah! Siachst es selm auf da Feichtn, selm henkt da Vetta-Nochbar und ih hon in Prozeß denna gwunga! Oba da zweit Ost is noh laar — host scho noh Ploz, Annamiadl!"

Hui, wir er d Händ ausstreckt gegn s Bett — in den Augnblick meldt sih wos inta da Hüll — d Annamiadl mocht an tiafn Heschaza — hebt a kleans Kind auf und sogt: „**Voder, a kloaner Ähndl!**"

Wia dös der Olde siacht, follt n s Messer aus da Hond — hinsinkt er zan Bett, druckt s jung Büaberl auf sei Brust und woant laut auf: „A kloaner Ähndl!"

Thon hot er n kloan Wutzerl doh nix, da grob Monn?

Balei, er haserlt s o und gibt n oan Busserl um s onder und konn sist gor nix sogn, wia: „A kloaner Ähndl!"

Da Veitl hockt grod an Bam um, do seyt sih a Vögerl noh auf n sen Bam und singt: „Sullst hoam, Veitl, sullst hoam!“

Er hockt und hockt, dass d Schwatan doni fliagn, er möcht heunt noh fiati wern mit die Scheita. Oba s Vögerl losst sih nit vajeikn, wann a da Bam scho gleih follt, gleichweg schreit s: „Sullst hoam, Veitl, sullst hoam!“

No, in Hulzknecht is s holt so viakemma. Wia da Bam liegt, nimmt er d Hock üba d Ochsl und laft hoam. Intawegn kimmt er zu da Muada, de rennt ah mit — is jo scho gleih Zeit zan Essn, und s kunnt doh sist ah wos ontrogn dahoam.

Drauf, wia s' einischaun ba da Thür, liegt d Annamiadl in Bett, hobt a kloans Büaberl in da Hond und nebn an Bett kniat — der olde Voda — da Voda von Norruthurn — und steckt sein Kopf in d Hüll und woant und woant, dass s n olls beutlt!

Hiazt, wos hot daun dös zu bedeutn?

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Noch a por Togen kemma drei Manna vo da Stodt und wölln in oldn Ollatscha, der durch d Maur ausbrochn hot, wieda mit in Norruthurn nehmen, oba der olde Voda liegt schwar kronk in da Hüttn — er kunnt s Übafühn nit ausholtn.

s that ah nit noth — sie sulln na wen ondern mitnehma — vielleicht war da Vetta-Nochbar recht — der olde Ollatscha gibt scho Fried und sid er sein kloan Ähndl gsehn hot, is er gonz ruasum, redt so gscheidt, wia die Ondern, und hobt d Annamiadl zeitweis longmächti ba da Hond und sogt:

„Dös is a schreckbora Tram gwen, und auf d Leßt hon ih dih doh noh gern, du Pechdiandl, du!“

Zan Nikloste wars, sogt der olde Ollatscha zu sein Suhn und zan Marl: „s wird hiazt gleih vaschneibm, möchad s mih nit auffiführn in Ollatschawold, ih woass an Niklo!“

Und er hot nit eh nochgebn, bis s' n zwischn eahna gnoma und auffigführt hobn in Wold. Intawegn is da kronk Monn

a vormol stehn bliebn und hot gsogt: „Veitl, wann mir oba nix findn, so sei nit harb, oba mir kimmt s vir, ih woaß wos.“

Und richti. Ban a großa, hohler Oachn is er stehn bliebn, hot in Bam einigriffn und a Lederatoschn aussazogn.

„So, Veitl,“ moant er, und gibt den d Lederatoschn. „Do, do host an Niklo, thoalt s enk an, oba gebt s ma n kloan Bederl ah wos davon.

Zwe sull ih s nit sogn: je Geld war in da Toschn, wos in Korntrüherl ogongen is.

Wos hiazt da Veitl thon hot? Se därfaßt völli darothn. Ollatschbar is er holt wieda worn. Und hiazt wirst d es wissn, wos se für a Gschloß is auf n Bergl mit die guldan Fenstascheibn: Der Ollatschhof is s und d Morgnsunn schaut eini und — d Annamiadl schaut aussa.

Die narrisch Sannerl.

Recht a traurig Gschichtl.

A Junga konn sterbn und an Olda muaſs sterbn! Se Sprüchl is wohr und is nit wohr. Wir is s dann in Boch-Waidl gonga, war erst dreiazwoanzg Johr old und hot doh ah müaſſn. s is just ka lustis Gſchichtl, oba loſt s ma na zua, s wird eng nit ſchodn.

Da Waldl is sei Lepper an oama Bua gwen. Sei Boda war an olda Kuhler und hot n zan an Baurn gebn, der n aufzücht und zan an Schofholda braucht hot. Sei Boder is gleih gstorbn, oba da Bua hot sih guat durchibrocht und d Holdagroschn, de eahm sei Baur gebn, de hot er zsommglegt in sei Truhn, und wir er so viel ghobt hat, kaft er eahm davon a Lampl; se nimmt n da Baur in d Fuhr; wia s a Schof is, verkaft s da Waldl zsommt da Wull und zsommt n Lampl — kriagt dafür a Kalberl; se wird a Kua, trogt wieder olle Johr a Kalberl, nu, und so kimmt da Bua zan an Biah, daſs er nit woaſs, wia.

Er hot a groſze Freud ghobt dron, ober amol, wir er s Jodlhofa junge Saudian, d Sannerl, siacht, sollt s n ein: Kreuzſapperawold, ih bin nit gſcheit, oba dös Mensch wa ma liaba, wir oll meine Küa! — s is ah mehr wert gwen, sowul, daſs s nix ghobt hot, wir ihr Weatagwandl und an oanzis Sunntakiderl. s Weatagwandl hot s noh von ihr Muada ghobt, tröſt ihr Gott! is ah schon in der Ewigkeit. Oba s Gwandl is noh hisch guat — freili is s scho daslickt und danaht, oba fü d Weata — mei! do is s noh long! s Sunnta-

kiderl hot d Sannerl von ihra Bäurin kriagt — se is brinnroth und wann s Mensch Sunntas in d Früameß geht, schiaßt ihr s Kromer indianischa Hohn ollamol noch — zwegn da rothn Foab. Die odern Menscha sikan s' derowegn ollamol aus, und die Buabn stehn auf d Seitn, wann s' dahe kimmt, und sogn: „Loß ma n Nagerlstock viri!" Oba da Waldl, den is s grod a so gonga, wia n indianischn Hohn — er konn eahm nit helfn und nochhi muaß er ihr, ah zwegn da rothn Foab. s roth Kiderl hot n wada nit zogn, oba s roth Wangerl hot n zogn und grod wann er s' ongschaut und dabei sei Schnurbartl aufgwichst hot, sein dieselbn ollamol noh rötha wern.

Ih woaß nit, wia dös so gah hergongen is, auf oanmol siah ih ban Bochhänsl, wo s Dorf zan Ort geht, in Waldl hulzkliabn und d Sannerl hör ih in Stüberl drein spinna, daß s olls bredlt. s Hänsl ghört in Waldl, d Sannerl ghört ah in Waldl und da Waldl ghört da Sannerl. A Hoamatl hobn s' eahna dahaust — a gwiß Platzl fü die oldn Tog und s Hobabrot schmeckt viel besser in oagnen Häusl und d Hulz scheita gehn ah liaber ausanonda. Gah loant da Waldl d Hock auf d Seitn und schaut sein Finger on. Aft kietzt er und zutzlt dron und spiazlt wos Roths aus.

„Host dih lacht gspellt, Waldl?" schreit d Sannerl ban Fenster aussa.

„Is scho herausset."

„Kumm einer, ih leg dir a Schuastapech auf, se ziacht dir in Ofl und in Wehthoan aus."

„A balei, s is jo scho wieda guat", sogt da Waldl drauf und kliabt weita. Wir er mit n Hulz fiati is, geht er in Stoll, strigit s Viah o und fost die Goal gleich. Aft is s Feirobnd und d Sannerl hot daweil scho s Nochtmohl fiati. — In da sewin Nocht drauf gibt da Waldl koan Fried, er ruadat hin und wieder in Bett und hebt gor on zan findln. Er mog sei Weiberl nit aufweckn und ihr s nit sogn, wo s n fahlt oba da Finga thuat n so viel weh — da Finga, wo er sih gspellt hot. Er muaß afli worn sein in Stoll und hiazt togazt s und grobt s drein, daß s völli zan Herzn geht. Da Waldl steht auf, taucht n Finger in s kolt Wosser ein. Dös gellt noh mehr und aft gschwüllt er auf und die gonz Hond eini laft on. Er suacht a Schuastapech, — daweil wird d Sannerl ah munta, sie steht

lüfti auf, doktad sei Hond ein   astn wird s a weng besser und sie gehn wieda liegn.

In oan Tog mog da Waldl nix mehr oabatn — er gebt aus und ein bei da Thür und konn ka Guat thoan; ober er will s der Sannerl nit recht sogn. —

In zweitn To thuat scho die gonz Hond bis inta d Jarn eini weh und da Waldl sogt: „Sannerl, muaßst heunt zan Boder, ih holt s neamer aus!“

Da Boda denkt eahm: Sein oame Leut, do schaut fü mih nix ausser - und gebt nit mit. A Glodan schickt er zan lo-rirn und sogt, a weng a Hitz hätt da Kronk und s wurd bol guat sein! A gscheita Kampl is er gwen, da Boda da-rothn hot er s guan a weng a Hitz und gleih guat! — Da Waldl hot n Brond kriagt und in drei Togn is er auf n Bret glegn. —

In a feichtana Truhn hobn s' n aussitrogn und hin'a da Kirchn, wo d Reih gwen is, hobn s' n owiglegt.

Wos hot dann d Sannerl dazua gsogt? — Donk da Frog, gor nix. Hot ah ka wasseris Aug ghobt, wia die Truhn einigrullt is inta d Erd und da Koplann s schäuferlvull Loam nochowigschütt hot. Sie is jo eh drei Tog und Nocht gstondn ba sei Bohr und hot gwoant, nix ols gwoant. Ba da Hond hot s' n gnomma, d Hor hot s' n übers Hirn umigwischt und ongschaut hot s' n. Wir a Kind hot sie s nit glaubn wölln, wegn wos er denn gor so still doliegt und schloft und a weng locht dabei! — Mei, da Waldl is holt müad, hot jo a gonze Wochn nix schlofn mögn vo lauta Schmerz und Wehthoan! — „Schlofst?“ hot n d Sannerl a pormol gfrogt „schlofst? — — — Waldl, hiazt bist ma lacht gstorbn? —“

Nit amol se hot er ghört — — o Gott, s is ihr so narrisch in Kopf, s kimmt ihr Olls durchanonda.

Wia die Burschn kemma sein von Dorf, de in W ldl seine bestn Komaradn warn, und wia s' n einiglegt hobn in die Truhn und auf d Hoblschoatan, do is d Sannerl auf n Bodn aussi gongen und hot ihr roths Kiderl onglegt.

In sen is s' gstondn vor n Grob und wia d Leut weg gwen sein, is s' owigsprungen auf die Truhn, und sie hätten s' bol neamer aussabrocht.

„'s wird gfahlt sein mit ihr“, hobn d' Leut gmoant und wann sie s' gehn hobn gsehn und wann s' zist von ihr gredt hobn, so hobn sie s' nit onderst gnennt, wia die narrisch Sannerl.

Und verirrt is s' gwen und s' hot neamt nix z' mochn wissn mit ihr, sie hot ka Red und koan Ontwort gebn und is in ihrn Häusl gloßt oder auf n Freidhof.

Nocha, wia s' auf n Waldl sein Grob a weng grean worn, is s' mit da Sannerl ah bessa worn; do hot s' a Marterl hergricht, hot rothe und weiße Bleamerla ziegelt und is giessn dabei, gonzn Tog. — Do wochst ma mei Waldl wieder aussa: zwoa weiße Bleamerla, dös sein seine Wangerla, zwoa blowe Veigerla, dös sein seine Augerla, und a rothe Rosn, a rothe Bluia, do redt er mit mir! — Aufbaut hot s' an Thurn vo lauta Nagerl und Rosmarin — s' kunnt koan schönern Denkstoan gebn, wia so an lebendin, der aus n Herzn aussa wochst und aufi, aufi blüaht, bis in Himmel!

Wos wa dös für a prächtis Graberl auf n Freidhof vo der oamen Sannerl, und sie is giessn dabei völli Tog und Nocht, völli Winter und Summa. So wia s' eh in Häusl z' morgns ba sein Bett giessn is und gstrickt hot, bis er munta worn, so hiazt ah — sie woat wieder auf sei Muntawern, aft steht er auf, aft nimmt er s' ba da Hond, aft sogt er: grüaß dih Gott, mei liabs Weiberl, und aft gehn s' mitanonder in Himmel eini! —

D' Leut, de vorbei gonga sein, hobn übern Zaun in Freidhof gschaut, hobn s' gsehn sitzn alloan ba die Rosan — hobn eahnan Kopf beutlt, aft sein s' wieda weiter gonga.

Ka Mensch hot sih kümmert und keit um dös oangschichte Weib — s' is jo die oam, die narrisch Sannerl!

Nit, wann der Damascenitog kemmen is, hot d' Sannerl ollamol ihr roths Kiderl onglegt und dös is ollaweil so roth und frisch gwen, s' wir in Mai se Bleamerl vo da brinnendn Liab! Auf ihrn Kopf hot s' an grean Kranz ghobt und in da Hond ah oan, so is s' kniat, bis olle Glockan gläut hobn, aft is s' aufgstondn, hot n Finger auf n Mund glegt und gonz hoamli gsogt: „Hiazt, hiazt wird er gleih munta wern!
„Und wia schön, dass er sein wird, wann er kimmt — schnee

werlweiß! Unsa liabe Frau wird n an guldan Montl umhengen und zwölf Engerla wern an trogn. Aftn wird s liacht und d Sunn hupft auffa vo lauta Freud — Waldl, aft setz ih da n Kronz auf!" —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

So sein Johr und Tog vagonga, do hobn s' schiedingläut auf n Thurn. Gott sei Lob und Donk, dös geht d Sannerl on.

Balei nit, de sitzt noh bei ihrn Rosngrob und strickt — da Waldl will grechn nit munta wern! — Sie läutn mit oll Glockan — da Bawolder is gstorbn. Do geit s viel Gschroa und Rederei in Dorf und viel Zsommrichterei überoll: da Bawolder is gstorbn! s Gschloss obn auf n Bergl, wo er liegt, wird völli übadraht vo lauta Traurigkeit, die Kirchn wird schworz ausghengt: da Bawolter is gstorbn!

Drein vor n Oltor steht a folsche Bohr, in an iads Haus kimmt a schworzgstreifsta Briaf; s Singen und Jauzn is vaboin in Dorf — sie kunntn an aufweckn — da Bawolder is gstorbn! — Da meni Ross und Wogn radln in s Dorf, viel fremde, noble Herrn steign aus — kuhlschworz onglegt sein s', auf da Hond und auf n Huat hobn s' an schworzn Schlor und auf s Gsicht hobn s' ollahond Glosaugn auffizwickt. So spotzn s' durchs Dorf, guckn in Diandln noch und fongen oans gor ba da Hond o — da Bawolder is gstorbn!

Auf d Lessd kemmen de Leut noh in Freidhof eini und schrein und timmeln herum wia d Rowellknecht und hiazt führt s' da Todtngroba grod hinta die Kirchn umi, wo d Sannerl sitzt und da Waldl liegt.

„Do is da schönst Plotz und do wird s Denkmol in Best stehn!" sogt da Todtngrober und zoagt auf s Rosngartl. Die Fremdn noagn in Kopf und brummeln wos dazua, nocha steckt da Todtengrober a Staberl in d Erd und aft gehn s' olle wieda fuat. D Sannerl schaut eahna gor a weng noch, nocha richt s' an Rosnmorinstomm auf, der umgsolln is und setzt a Beigerl z recht.

Kimmt scho wieda wer. Drei Monnleut mit Schaufeln gehn daher und wo s Staberl steckt, bleibn s' stehn, schaun an Augnblick auf s röserlad Grob und sogn gah zu da Sannerl:

„Geht s weg do, seid s in Weg!"

s Weib schaut s' groß on, as wia, wann sie s nit vastondn hätt und bleibt sitzn.

„Weg gehn sullt s, nehmt s an Buschn mit, wan s wöllt s, mir grobn s Bettl üba, do kimmt da Verwolder eini!“

Wia s' schaut! — Wia s' zan zittern onfongt und wia s' aufspringt! — Sie siacht n erstn Schauflstich, da Rosnmorin stomm follt um, d Nagerla grobt s unta — do springt s' her übern Todtngrober und schreit: „Weh, losst s ma mein Waldl mit Fried!“ Da Monn stößt s' doni, dass s' über s Grob übi follt und schaufelt und schaufelt. — Auweh, Sannerl, dei schöns Rosngarterl, olls is zsommbrochn und vagrobn! — Do schaun die grean Köpferla und die rothn Blatterla noh a weng aussa vo der Erd. — In Waldl hobn s' vor fünf Johrn eingrobn, hiazt grobn s' dei Liab ah ein und der erst Schauflstich auf dös Grob hot grod dei Herz troffn und schneid s mitten ausanonda. Und wia d Erd donifliagt auf olln Seitn! s Loch wird ollaweil größer und tiafa. Sannerl, du sullst weggehn! Dös roth ih da selba. Geh mit mir, mir gehn zan Pfarrer und frogn an: Is s recht, dass s' n Waldl scho wieder ausgrobn, liegt erst fünf Johr in Freidhof? — Is s recht oda nit, da Bawolder is gstorbn! — Ah so, da Bawolder, aft losst der n Todtn lacht ah noh ka Rua? Ih hon ma denkt, auf n Freidhof hätt an iada gleichviel Recht! Zwoanzg Johr möchad s n wul lossn zu da Rua, n oamen Waldl, braucht da Bawolder ah su viel, bis sei Schmerbauch dafault! s is wohr, in Waldl thuat s nix, wann s' n zhockn und zreissn, ober ihr thuat s wos, ihr, da Sannerl. Oda woat sie nit ollaweil auf sein Aufstehn und wir er jung und schön sein wird; is dös nit der oamen Haut ihr oanziga Trost? Oh, wann s' n siacht, wir er hiazt ausschaut, ihr Waldl, so is s aus und gfahlt mit ihr! — Hochwürdn! Gmeinde! nehmt s eng um s Pforrkind on, hobt s a Herz! —

Na, s geht nit und mir kinna nit, auf n Bochwaldl sein Plotz will amol da Bawolda liegn!

Selm is s wos onders, ih sog nix meh! — Und du stehst ah noh ban Grob, Sannerl, und schaust in s Loch eini und mochst a lacherlads Gsicht, weil s d moanst, hiazt und hiazt steht er auf. — D Schaufeln kemma schon auf die Truhn — geh weg Sannerl!

Sie geht nit, und die Todtngroba schaun nit auf sei, hiazt springt gor oaner eini in s Grob und reisst s erste Bret vo da Truhn.

— Sull ih s dazähln, wia s ausgschaut hot drein? Ast mög s eppa nit schlofn ba da Nocht — s kimmt eng ollaweil inta! Es gibt nix schiahas auf da Welt, s wia an unzeitis Grob und a holbdafaulta Mensch! — Und wann d Seel scho long in Himmel is — wia d Sunn auf ihrn Leib scheint, muass s' wieder aussa — oh dös brennt tiaf in d Seligkeit ein!

— s is in da sen Stund noh mehr gschehn auf n Freithof, ober ih will nix meh sogn, mir wird ongst und bong dabei. n Bawolda hobn s' einglegt in s fremd Grob. . s guldane Kreuz steht freili schön dabei, hinta da Kirchn, kounst lesn drauf, wos dös für a hochgeborna Herr, und wos er olls gwen is. Oba se steht nit dabei, se hobn s' vagessn, dass er sei letzte Ruahstott an oamen Häusla weggnomma hot und wer dabei zsommbrochn is — —

Oba danjst in Eck gonz, wo d Hullastaudn steht, liegt ah wer Belounta. s wochsn Brennnesseln drauf, oba noh heunt möcht ih selm a Kreuz aufrichtn und auffischreibn: „Do liegt die narrisch Sannerl!“ — Sist nix, gor nix; d Leut in Dorf wissen s gor guat, wen ih moan, wünscht eahm jo an iader a Weiberl so liab und treu, wia die narrisch Sannerl!“ —

D Schwoagerin und die Kua.

Steh umi, mei Feichlo, steh umi! Heunt host ma wieda bisch a Milch gebn. Gelt, die Broatwiesn thuat da guat? Mogst noh an Klee, ih gib da noh oan, han? Seh, do host noh wos, dass d ah nix sogn därfst. Ih geh hiazt d Milch ausseihn, ast koch ih mar a Suppn. Los! mih ziemt, es kimmt a Wetta heunt, ih hon s scho rumpln ghört über n Kreuzstoan. Du, wann s eppa recht grob niedageht, so kimm ih zu dir aussa liegn; ih find schon a Platzl do auf n Stroh nebn deina; — s is gleih kürzweiliga. Sapperawold, a Weichhulz muass ih auf s Fuir legn. Wos moanst, Koisel, s wird doh um Gotts willn nit einschlogn! Schau, wann ih d i h nit hätt, Feichle, ih wüssad ma grechn nit zhelfn; du bist mei Gspannin.

Dei Muada, die Gstromlo, tröst ihr Gott, de hon ih ah ollaweil gera ghobt. Selm, wia mih da Baur in s Haus gnomma hot — ih bin noh a kloans Menschl gwen, Voder a Muada sein ma gstorbn, und ih hon inta n fremdn Leutn umawolgn müassn, hon Neamt ghobt, der mih gwoschn und putzt hätt und d Leut hobn r ih inta d Schinkn tret. s is bös für an oams Woasl, se is richti! Und wia mih da Baur in s Haus gnomma hot — jo mei, ba wen sullt sih so a Mensch dann onholtn, bin ih holt in Stoll gonga und wir ih mit da Gstromlo bekonnt gwen bin, ast hot s es scho then. Oba sist is dei Muader a Wildlin gwen, se hot mar ihr lossn müassn. Gschlogn und gstössn hot s' und koan fremdn Menschn hot s' nit zuwi glossn, nit amol die Bäurin. Moanst, sie hätt d Milch wen ondern gebn, wia mir? Je, woat a weng! Oba vo

mir hot sie sih melchn und ostrigln lossn, wir a Lamperl, und sist warn wir ah guat mitanonda. Mei Bett hon ih in Stoll ghobt, grod wir ih hiazt nebn deina lieg. No, wann mih d Leut holt pufft und gschlogn hobn, bin ih zu mein Koisšl gonga, und hon an vorgrört und da guatn Hant sein selba d Augn vull Wossa gstondn. — Du los, döš is an ungsteme Nocht heunt; sein ma froh, dass mar intern Doch sein! — Scha, woš will ih denn hiazt sogn; ih hon dih woš frogn wölln; ja richti, host du in Kuhla-Thomerl noh kennt? s mo völli nit sein; s is scho s oalafte Johr, sid n da Bam daschlogn hot. Na, dass ih da s dazähl, in Thomerl hot dei Muada, die Gstromlo, ah leidn mögn; mih und in Thomerl, sist kan Menschn. Na, da Thomerl hot sei ah gern ghobt, und auf d Nocht is er immeramol vo da Grüabn kemmen und hot s' ongschaut und oghaflt, No, und do is just amol auf d Nocht so a Wetta kemma, wia heunt, und da Thomerl is grod in Stoll ba da Gstromlo gwen. Kounst nit fuatgehn in den Regn, Thomerl, sog ih, wurdst jo waschlnošs; leg dih selm auf s Stroh und wann da kolt wird, gib ih da mei Hüll. — Helf uns Gott! wia s oba himlazn und schollan thuat, Feichlo, und hiazt hot s doh richti wo eingschlogn! — No, und dass ih s aussog, da Thomerl is in Stoll bliebn. Steht nit long on, trogt da Tuifl in Baurn dahe, oba ohne Liacht und ohne Steckn is er nit kemma. — Jessas, Thomerl, sog ih, grob dih gschwind in s Stroh eini — da Baur! Oba der olde Krocha leucht umanonder und wir er zan Strohhaufn kimmt, sogt er: Wos is dann döš für a Wuzlwerh do? — Hot n richti! Denk ih ma, ah, döš is mentisch! oba da Weil springt scho die Gstromlo auf, reißšt die Ketn o und f l a m b t in Baurn ban Loch aussi, dass er sih völli dastessn hot. — Basteht sih, da Thomerl hot nix vagessn, is davon glafn, und ih hon mein Olde schön stad wieder oughenkt. —

Und schau, mei liabe Feichlo, selm is da Kuhla-Thomerl zan leßštnmol ba da Gstromlo gwen, in an ocht Togn drauf kimmt die Poss, s hätt n in Hulz — a Bam daschlegn. — Mir is nit recht guat, Koisšl, gib mir a weng a neuge Milch, de dämpft s owi. — Die Gstromlo hobn mar ah neama long ghobt. Du bist no gonz kloan und kinisch gwen; sei froh, dass d es nit woaßšt, wia s' dei Muada mit an Strick aussigführt hobn zu der Grasšhüttn; da Mohr is hint noch-

gongen und hot an ends Hock ban eahm ghobt. Ih bin in d Fuadakomma grennt, hon mein Kopf in grean Klee eingrobn, dass ih nix ghört hon. Oba, wia s vorbei is gwen, bin ih zan Kalberl und hon dih um an Hols gnomma. Schau, Feichlo, und sid der Zeit sein ma banonda. Wos ih eppa thät, wann s du nit warst — wenn hätt ih dann! — —

So, und hiazt schlof dih schön aus, Feichlo, guate Nocht, und morgn in ollafrüa gehn ma mitanonder auf die Broatwiesn.

Die Zellaroas.

Weil ih na wieda dahoam bin! s greift van on, wann ma drei Tog und Nocht in da Fremd is. Ih holtad s nit aus, hon in ersten holbn Tog schon d Hoamkronkad kriagt. Oba gsehn hon ih wos, urd an schön Grnaß vo Mariazell bring ih ah mit.

s Rostn taugt ma. Setzt s eng her oll, do auf s Bankl, du Olde, loan dih in d Liudn on und in Franzerl nimm ih auf d Schoß. Du, Micherl, bring an Most, oba drah die Pidn guat zua. D Agerl geht mir um a Fuir in die Kuchl — oba brenn dih nit, Kloane, s Fuir is heunt hoaß! — So, und hiazt kriagt s engern Kiata. Viel hon ih nit, se därft s eng nit denkn. 'n kloan Franzerl schickt d Himmelmuada holt wos schöns: a lezoltas Herz und a Froasstoandl. Dös henckst n um, Olde, und wann an d Froas wieder amol onpockt, so schobl a Pulva davon ower und gib eahms ein. Du Agerl, kriagst a greans Kranzerl von Wochs und mit den rothn Bandl bindst da s auf n Kopf, wann s d aufn Sunnta Kirchn gehst. Fü n Wasterl hon ih a Bildl und a Betn und die Zellamuada loßt da sogn, du sollst schön brav sein und fleißi betn. Da Micherl lernt brav in da Schul, den hon ih a Messbüachl kaft, oba gib Ochtin drauf, dass d es nit zreißt, s is hoch gweicht. Und du wirst erst schaun, Olde! Der Wochsstock ghört dein und do in Popier is extra noh wos. Darothst es gor nit und wann s d noh so a Läng rothst; und ih hon s hiazt scho gsogt. Unsa liabe Frau ihr Läng is do drein; s is ah z lesn drauf auf n Bond do, und da Kroma hot ma gsogt, just

und frat so long is d Himmelmuada gwen, wia s Ding do; vazeih ma s Gott. Und se wird wohr sein; a zellerischa Kroma wird doh nit lüagn! So, und fü die Deanstleut hon ih noh a por Betan, und aft is s gor hon nit viel mitgnomma.

Dei Straubn, Olde, hot ma gschmeckt, intawegn; gleih wir ih auffikemma bin zu da Mürz, hon ih mih auf an Stoan gsetzt und hon a Brot und a weng a Straubn dazua gessn.

D Mürz is a runds Bachl und da We geht ollaweil noch anonder eini in Grobn. In Neuberg hon ih n Kaisa gsehn; Wir unseroaner is er dogstondn in sein Steiragwandl, oba seine fein Händ und sei Doan is gor nit steirisch gwen. „Grüaß Gott!" sog ih, wir ih n siah, und ruck mei Hüatl. Hot oba nix dasgleichn thon. Na, denk ih ma, wann s d mih nit g e r n hörst, zwinga will ih dih nit! und bin mein We gonga.

So epper um s Zwölfiläutn bin ih in a wilde Gegnd kema! De hohn Stoanwänd, wia s' auf boad Seitn oba schann auf d Stroß und auf d Mürz, de grechn milchweiß dahegerdst! Ma vastcht sein oagns Wort nit, so rauscht s und haust s o; Olde, do hätt ih dih mögn ba mir hobn, wann s d schepperst und schreist — hätt eh ka Wort ghört. Host a schorfs Redhäusl, wann s d onhebst, Olde, oba d Mürz wird da noh z bös; se hon ih mir intawegn denkt.

De wild Gegnd hoaßt ban todtn Weib; hot sih amol a Hulzknechtdian obagstürzt üba d Stoanwond aus lauta Liab, weil s' ihrn Buabn, der ba die Soldotn gwen is, da schossn hobn. Vorn Feind is er nit gfolln. De Gschicht is so gwen. In jungen Soldotn hobn s' in d Weanastodt aufsigstellt, oba die steirischn Stoanwänd und die Gamsn und sei Diandl hot er in da großn Stodt holt nit vagessn kinna, hot Tog und Nocht drauf denkt, und s hot n ollaweil wenger und wenga Rua glossn — er hot sih gspreizt und gspreizt, oba s wa nit onderst — sein hot s müassn — er is desentert. An Tog und a Nocht is er glaufn va Wean her und hoamkemmen is er. Sei Diandl hot er ah noh gsehn, hot s ghelst vo lauta Freud — jo mei! d Freud hot nit long daurt — daweil sein d Übareita dogstondn und hobn in oamen Hulzknecht wieda furtgführt. Zwen To drauf um s Sunnaufgehn hobn s' n in Wean vor da Stodtmaur daschossn! — Wia s Diandl dös ghört hot, is s' viel hundert Klofter üba d Stoanwond owa

gsprunga. Z tiafast in da Mürz is ihr hoasses Herz oküahlt; derowegn is s Wossa so wild do — derowegn schreit s a so und derowegn spritzt s hoch gegn Himmel auf! —

Sie hobn auf n selbn Plotz an eisnas Kreuz gsetzt, und long bin ih gstondn dabei und hon in Wossafoll zuagschaut, der vo da Stoanwond stürzt. Hobn s' da lacht ah dein Buabn daschossn? denk ih mar und bin schön stad weita gonga.

Auf n Freinsotl, wo ma schön aussiacht, hon ih mih niedagsetzt, hon a Pfeiferl ougracht und hon amol zruckgschaut auf insere Berg und wo dann s Haus steht; oba die Berg sein gonz blow gwen. Mäuserlstill war s um mih und d Sunn hot glüahthoass niedabrennt. Mir is völli zeitlong worn; hon s Pfeiferl aus n Maul gnommen und hon an Vodrunsa bet. Do hör ih wos sumpan; ih hon glost — jo wos is dann dös! — s Gläut vo Mariazell. Bin aufgsprungen und do hon ih s erst recht schön ghört: Wia wann s' Zithern[illegible]gn thain, so is s gwen, und so liabli und bomali is s gong[illegible] und ih — ih hon ma müassn d Augn auswischn.

Oba zan Gehn hon ih wieda Schneid kriagt und in drei Stund drauf bin ih in Zell. Bin gstondn aufn Plotz und hon d Augn aufgspreizt. Wia s' dosteht, die Zellakirchn, die groß, mit ihre drei Thurn und vieln Feustan; und wia da mittere hoch Thurn gor so funklt und glonzt mit seine guldan Zurkn und mit sein Kreuz! A prächti schöns Haus; hon mei To nix schöners gsehn! — Wann na meine Leutl ba mir warn, hon ih gruacht, dass sie s ah sehn kunntn. No, und aftn bin ih holt eini ba da großn Kirchthür.

Gonz küahl und dunkl is s gwen do, und weit voron hon ih viel kloane Lichtla gsehn, hon betn und singa ghört und hon doh nit gwisst wo. So bin ih schön stad viri gongen und bin vor n Gnodnoltor gstondn. Do steht s mittin in da großn Kirchn, und is selber a Kircherl vull Guld und Silba, wo viel hundert Kirzn brinnen ban unsa liabn Frau. Und wos ih do gsehn hon: d Leut sein auf n Stoanpflosta glegn mit ausgstreckta Händn, wia wann s' der Schlog hätt troffn. In Vodn hobn s' kusst und gwoant und zittert hobn s' dabei — so heili is s do, wo d Muada Gottes sitzt auf n gottlichn Thron!

Mih hot s ougriffn, auf n Bodn hon ih mih nit glegt, se hot ma nit gfolln; oba niedakniat bin ih vor unsa

liabn Frau, und hon mein Ondocht varicht, und hon für eng ah bet, Leutl, dass ih eng gsund wieda siah und dass ma noh long oll banonda bleibn auf da Welt in Friedn und Rua und dass insere Kloan recht brav und glückli wern auf der Erdn! —

Späta hon ih a wengz umanonda gschaut in da Kirchn, und lochn hon ih ah müassn, wia d Leut do umi rutschn um s Oltor. Dös moch ih nit mit, hon ih ma denkt — um d Hosn wa ma nit load, de müassat ma s Weib scho wieda flickn van Knia, oba vor mir selba hätt ih mih gschomt; ih dank Gott, dass ih Füass hon und so long ih noh gehn konn, will ih nit rutschn — die Zellamuada wird ma s nit vor übl hobn! — Aftn hon ih de losta Bilder und Gmahl ongschaut, de s gibt, und wos ma do olls siaht, dös konn ih eng gor nit sogn. De henkn eng wochsane Händ und Füass und Herzln auf da Wond, und wann Oane koan Monn kriagt, Olde, so geht s' neunmol auf Zell und opfert ollamol a wochsanas Herz. Wos d Muata Gottes damit mocht, se woass ih nit, oba se woass ih, dass nit an iade an Monn kriagt, de oan hobn will. Loss mih dazähln, Olde, wos auf da Maur bau an Nebnoltor in Zell z lesn steht: ih hon recht lochn müassn dabei und hon s do hintn in mei Bettbüachl gschriebn; los amol:

„s Betn und Singa hilft ah nix meh,
Mei Gott, wos fong ih dann on!
Hiazt bin ih scho neunmol in Zell gwen,
Ih sog da s, und hon noh koan Monn!
Geh, geh, moch an Gscheidtn, du Zellafrau,
Und linda ma gnädi mein Schmerz,
Ih bin da nit z fina und ih opfa da
Für s Mannerl a wochsanas Herz!“

Mei Gott, wann die Zellamuader oll, ahörn wullt, sie wurd nit fiati.

Vo da Schotzkomma full ih doh ah wos sogn. De hobn olle Kini und Kaiser eahna Sunntagwandl aufghebt. Guldane Kreuz und Ring und Kettan, guldane Tofln und Leuchter und guldane Trüherln mit lanta Edlstoan sein do. Jo, die hohn Herrn hobn ihrn Reichthum do zsommagschleppt und hobn insan Herrgott in Himmel damit olafn wölln: der muass n

nit hergebn hobn, weil s Silber und Guld und d Edlstoan ollaweil noh in da Schoßkomma liegn.

In oan To bin ih auf n Thurn auffi und hon die groß Gloggn ongichaut. Saggera, dös is a Glöckerl! Mir hättn oll mitanonda Ploß drein, wia ma do sein, und s därfadn noh a por kemmen, Olde! A por Herrische sein obn gwen und de hobn dan Kladl ghebt und ghebt, wöll dass da stiakere is, oba s hot n koana griglt. Schliggrament! sog ih, dös muass dalogn sein, dass der Kladl ongwochsn wa! bin zuwi und hon an mit der Ochsl in d Höh gschupft, dass er schön gmägazt hot! Seid s jo Olle Schneider, ös! sog ih, so schwar is da Hobabingl ah, wann ih auf d Mühl geh, is grod s recht Gwicht für oan, dass ma nit faul wird! — De schaun mih on, ziahn eahna Büaherl aussier und schreibn s auf, dass da Kladl drei Zentn hot und dass ih n aufghebt hon. Aft hobn s' mih um mein Nom gfrogt und sie thatn s in die Zeitin gebn, wer da Stiaker is in Steirischn. „Losst s eng nit auslochn", sog ih, „sölchte gibt s gnua, und wer so an Eisenbröckl nit aufhebt, der is eh ka rechta Steira!"

Und so hot s ollaweil ollahoud gebn, ober ih hon scho hort gwoat auf d Stund, wo ih mit da Kirchfohrtondocht fiati gwen bin, und aft bin ih gleih ogfohrn.

In Gusswerch hon ih ma s ongschaut, wia s' die Kononen mochn. Gelt, Bua, sie nehmen a Loch und giaßn Erz drüba? Na, na, kümmer dih nit, Micherl, wia s' gmocht wern, de Teufelsspritzan, de vasluachtn, und schau, dass d nit dazua kimmst zan Leutumbringa — hon die Zellamuader ah bitt drum.

A Viertlstund vor da Wegschoad bin ih zan an Holda kemma, der grod seine Ochsn vo der Olm triebn hot, weil s scho schneibm that. „Kriag ih an Komarodn?" sog ih, und so gibt oan Wörtl s onda. Auf oanmol steht er still und schaut auf a kloane, zurkade Stoanwond auffi. „Siagst es", sogt er, „selm sitzn s'!" „Wer?" frog ih — „D Spiela", moant er, „selbn sitzn s' auf n Stoan, scho sit dreihundert Johr und spieln und spieln, bis da Lesst vo Zell kimmt." — „Na, wir is dann dös, dazähl ma s a weng", sog ih, und er hot seine Ochsn zsommghenkt ba die Ghirn und hot ma s dazählt, dass amol in da heilin Nocht a vier Hulzknecht, de nix meh glaubt hoba auf

ö Heilige, gstott Kirchn z gehn, auf an Stoanfelsn auffigstiegn sein und aus lauter Übamuat dorscht obn Kortngspielt hobn. Gleocht und gflnacht hobn s dabei, daſs d Stern zittert hobn und d Monscha hot sih hinter a Wulkn vasteckt und hot de wildn Kerl gor nit onschaun mögn. Oba leng hobn s nit gspielt, die Vier — um zwölfe, wia s in Zell zu da Mettn gläut hobn, sein s still gsessn, hobn nit gredt und nit gspielt meh, hobn oanonder kasweiß ongschaut und sein — Stoan gwen. So sitzn s noh obn. Die Kortn hobn s in Händn und s Gspiel wird nit eh aus, as bis da Lejst vo Zell kimmt. So hot mei Gsiata dazählt und hiazt hon ih s ah gsehn, daſs s zurckat Stoanwandl in Weld obn gonz ansschaut, wia wann a vier Mandln banonda sitzatn.

„Jo, und dös sein d Spiela“, segt da Holda drauf, „oba schau da d Stoanwend amol guat on; siagst intern Mandln durchi ka Loch?“ — „Ih siah s“, sog ih, „selbn, wo da blow Himmel durcha guat.“ — „Zeg Gott Lob und Donk“, moant der oan wieda, „wer vo Zell hoam geht und durch se Loch nit durchisiacht, der is zan lestenmol in Zell gwen. Oba sorrn därf ma sih ah nit, vor a por Johrn erst is do wos gschehn.“ — „Na, wos dann?“ frog ih; der Monn hot ma gfelln, weil er gor sa viel gwissöt hot. — „Geht a Kirchfohrtaschor vo Zell hoam“, dazählt er, „und Olle schaun s auf s Loch, und die moastn hobn durchigsehn. Do war a junga Bursch dabei, recht a leichts, virwitzis Kind; hot ollahond triebn, wos sih ani n Kirchwe gor nit ghört hot und wir er durch s Loch schaut, hot er — ah durchigsehn. Drauf hot er laut glanzt und gschrian: Scho recht, hiazt geht s flott Lebn on; ih kimm jo noh amol auf Zell und daſs ih recht long leb, geh ih vor siebzg Johrn nit eini. Wos gschiacht? Drei Bichsnschuſsweit geht er noh, trifftn da Schlog — aus is s! Ober auf Zell is er richti noh amol kemma; do is s noh zellerisch, und se hobn s n jungen Burschn in da Truhn einitrogn. Gott tröst sei Seel! —“

So hot ma s da se Holda dazählt, und es soll wohr sein. Ih hon noh long drauf denkt, und erst auf da Beitschelm, wir ih wieder insa Thol hon gsehn, bin ih lusti worn.

Wir ih zan Rottwirt kimm, denk ih ma: Hörst, do kehrn a weng ein, kimmst scho noh hoam heunt! Und a guats Weindl

hot er, da Rottwirt, se därf ma sogn! Noch sölchte Strapazn und Dummheitn, de ma nit gwohnt is, denk ih ma, kinnen a por frische Glaserl nit schodn. So hon ih mih holt a weng z long aufgholtn dabei und wia s' m i h auffazogn hobn intan Tisch, is d Sunn owi gsunkn.

Weichſlbodn.

Da Pforrer in Weichſlbodn is mei Vetta, a grundgſcheidta Monn und a luſtis Haus dazua. No jo, und zwe ſull er s nit ſein, hot er nit a Pfarrl, juſt ſo groß, daſs s in Thol und in Hulzſchlog Ploz hot? Er lebt ſchön ſtill ba ſeine Hulzknecht und hot mit an iadn, hon ih ma ſogn loſſn, ſcho Bruadaſchoft trunkn. Um und um is d Welt, wia mit Breta vaſchlogn: jo ſei Pforr ſchaut akrat aus, wir a große Stubn: ſo ſein d Wänd um und um, und die ſaggeriſch hohn Stoanfelſn loſſn koan Weltunfriedn eini in s ruaſume Thol.

Ih hon vor zwoa Johrn mein Vettan hoamgſuacht, und wir ih s liabli Weichſlbodn gſehn hon, is s ma viakemma, as wia wann da Gott Voder erſt geſtern damit fiati worn war, ſo feſt und grean und friſch is s Olls gwen, und d Leut ſo gred-weg und offnherzi und luſti, wia da Gott Voda ſelba.

Do lebn ſ' danonda eahnara drei - vierduzad in oan Haus, und an iada hot ſei Griasbeil, ſei Weib und ſei Pfei-ferl — ſiſt braucht er nix. Mit n Griasbeil kimmt er auf an iade Stoanwond auffi, ſo guat wir a Gamſl und in Schlog woaſs er ah umzgehn damit; ſei Weib kocht n Spozn und ſchaut auf ſei Gwond, und wann er ſih wos Guats onthoan und an Intaheltin hobn will, no ſo racht er a Pfeiferl, und wos die groſzn Leut in da Welt dauſöt um s theure Geld nit dalongen und vo lauter Umrennen und Schnepslerei nit dakriagn kinnen, dös hot er Olls in ſein Pfeiferl drein — dös is ſei Wünſchhüatl und ſei Schozkaſtl!

Eh s ih in s kloane Thol einikemma bin, siah ih a Diandl, des valei Schwamerl suacht.

„Na, Diandl," red ih s on, „willst mih in dein Körberl einithoan?"

„Jo", moant s, „ih will eng scho trogn, oba gern nit! Seid s lacht scho müad?"

„Freili bin ih j oo völli matsch", sog ih, „wann ih nur a Busserl hätt, aft wullt ih s scho wieder ausholtn; geist mir epper oans?"

„Je, oda wos beißst mih!" locht s Mensch auf, „hon koans ba mir heunt, hot ma s' da Hons oll mit, gestern auf d Nocht!"

Ih hon de Gschicht in Pforra dazählt und der hot eahm in Bauch gholtn vo lauta Lochn, hot mir in Finga viazoandlt und hot gsogt: „Schleck s, schleck s, dös is da gsund gwen, du Amariga, du!"

Da Schulmoaster is nit dahoam gwen und so hot in selbn Tog da Pforra betläutn müaßn. Drauf hot mih da gmüatli Monn in d Höll gführt. s hoaßt a Grobn a so, wo s Wossa recht rauscht und die wildn Stoanfelsn völli übern Kopf zsommgehn, dass oan grechn da Schiah ongeht. Dös is in Weichslbodnern eahna Höll — sie hobn koan ondere.

Grod von Weichslbodn auffi is noh wer; da se is bekonnt weit in Lond und is völli da Gröẞt in Steirischn. Er bildt eahm ah nit z weng drüber ein, dös kennt ma, wann ma n onschaut, wir er dosteht so broat und stämmi und sein Kopf auf d Häh hebt, wir a nengongstellta Bawolda.

Jn Hochschwob hoaßn s' n, den Thümlin, den großn, und — ih b i n s, sogt er und schaut mit sein finstern Gsicht auffi in d Welt. Auf d Nocht, wia d Sunn owi gongen und s Weichslboduerisch Thol scho finsta worn is, hot er nu sei Guldkron aufgsetzt, dass d Welt noh gsehn hot, wos und wer er is! — Na, na, du Wildlin, du übamüatiga, wann s dih noh a so pranst erst und aufputzst, du bist und bleibst doh ollaweil nur a — Schwob.

Hulzknecht und Goasholderinen, Pechhocker und Jaga sein ins begegnt, de Feirobnd gmocht hobn. Oll hobn s' n Pforra grüaßst und an iads hot da Pforrer ongredt. Den hot er gfrogt: „Wia viel Klofta de Wochn?" — s Ondere: „No,

Tinerl, is die Gscheckad scho wieda gjunt?" — zan Pechheda: „Du Toni, da Gußwercha Bot is do gwen, er braucht zwölf Zentn und losst dih grüaßn!" — zan Jaga: „Geld, kemma wa wos, oba die Bichsn is nit losgonga!"

An olds Müaderl, dos müahseli dahehinkt, schreit er scho vo Weitn en: „Grüaß Gott, Waberl, ih woaß wos neugs: Dei Jogl kimmt auf Urlaub hoam!" „Jo doh nit, jo doh nit!" moant s buglad Weibl. „Jesöll na, ih wissad ma nit z helfn vo lauta Freud. Is er scho do?" „In Zell is er und morgn wird er kemma."

In Muaderl is da Steckn aus da Hand gfolln; s hot n gor nit aufghebt, in da größtn Freud is s hoamglafn, wie a jungs Diandl.

Aftn, wia mir zwen hoamkemma sein, steht die Köchin scho ba da Hausthür. „Seid s ös Leaudla!" schreit s'. „s wird jo d Suppn kolt!"

Aft gehn ma holt lüsti zan Essn. Saggera, der Tisch hot sih deckt ghobt! Sog ih zan Pforra: „Du lebst jo, wia Gott in Frenkreich!" „Tausch nit amol mit eahm", moant er, „mei Weichsilbodn is ma liaba, wia die genz Parisastodt."

Wia ma grod z best in Essn und Trinkn und Plauschn sein, kimmt a Bot: Da Herr Pforra sull gschwind mit in Stoanschlog eini, s hätt sih da Moastasimerl völli dafolln."

„Jo, doh nit!" sogt da Pforra, „hot er schon an Bora? No, ih geh scho mit. Bhüat eng Gott dahoam und trinkt s engern Wein aus, um zwölfe bin ih wieda do."

Auf n Thurn hot s vaschn gläut und spat is er gwen in da Nocht, und ih bin do gsessn auf n Stuhl, rechts a Kleidn Untasteira, links die Köchin.

In noan To steht da Pforra schon in ollafrüa ba mein Bett: „O, du olda Bärnhänta, host dih noh nit ausdarnilt?" — Ih drah mih üba, wetz ma d Augn aus und steh schön longsam auf. — „No, wo hen ih dann mei Hoin?" frog ih und suach uma.

Do locht da Pforra hoamli.

„Woat, do host ma vasteckt, du Unend, gelt?"

„Wissn that ih s wol, in da Köchin ihrn Stubl drent henkt s'."

Hiazt denk ih erst auf, dass ih gestern die Köchin ongholtn hon, sie möcht ma d Hosn auswoschn, weil s' a weng moahli worn is in Wold.

Mir hobn noh insan Jux ghobt, oba nochn Fruastuck is s ba mir zan fuatgehn gwen.

„Vagelt s Gott, Vetta", sog ih, „hon guat glebt ba dir, ih gib da nix, wia mei Vageltsgott."

„De Münz is z groß", moant er, „do konn ih nit aussagebn."

„So gholt s' holt ols a gonza", sog ih drauf, „fist bring ih s' eh ninascht on."

No, und so bin ih fuat, und wir ih auf da Höh gstondn bin, wo ma noh amol zrucksiacht auf Weichslbodn und wia s kloan Dörfl so schön heliegt in grean, tiafn Thol, steh ih still und denk ma: „Aha, do intn hot da liabe Gott a kloans Paradieserl vasteckt, dass s die bösn Leut nit findn, und wann s' kemmen und suachn, so deckt er gschwind sei grawi Koppn drauf und sogt: s is nix do!

s Gsäus.

Ih scher mih an Teufl um d Wirtshäusa. Wann ih auf da Roas bin und wann ih Hunger und Durst hon, kehr ih viel liaber in unsers Herrgotts Keller ein. Der Wirt kennt mih schon und hot ollaweil an frischn Trunk für mih, und wann ih n mit da Zech durchgeh, so schreibt er mih nit auf die Tofl, und an onders Mol kriag ih doh wieda wos.

Do woaß ih an Plotz in Obalond, wo ih rechtschoffn gern hingeh, und wo ih mih ollamol recht wulta zsommklaub. Do gibt s die besten Rothbir und Süaßwurzan noch die Stoanwänd auffi, und intn ban Weg hot da Herrgott die Pidn aufdraht — do rinnt s auffer und ollaweil auffer und auf da gonzn Welt findst koan bessan und gsündan Trunk, wia dös Bründl.

Musikantn sein ah do. D Vögerla moan ih nit, de findt mar überoll; de singen auf an iada Wirtskeischn, und wann da Trunk noh so vapauntscht is. Ih moan an ondere Musi; a gonze Banda spielt do auf, und so laut und mächti, daß ma völli wüasli wird und sein oagns Wort nit vasteht. Und dös geht da fuat die gonz Zeit — sit viel tausnd Johrn und wer woaß s, wia long noh — an ewige Läng. Und doh keit s ollaweil schön und d Stoanwänd schaun ower und losn, und sie gangen da nit weg vo der Musi — du kunntst thoan, wos d wulltst.

Wann s d recht ameri bist, so will ih da s sogn, wer de Musi mocht. s is a Weib, und wann s d amol in Ennsthol warst, wo s Admonta-Stift steht, so bist ihr gwiß scho begegnt.

Freili, selm obn is s' noh gonz dasi, und schleicht nebn die Dörfa so gschami vorbei, wir a jungs Diandl; oba kimmt s' nur erst aussi in d Stoanfelsn, wo s' schön alloan is, de fongt s' zan singen und hupfn und schrein on, und a Gsäus und a Getöss mocht s', dass s Oan durch und durch geht. Wann ihr a Stoan begegnt, wird s' gonz wild, setzt sih auf an Schimmel und reit überi; wo s' a greans Astl dawischt, se reisst s' mit und steckt s auf n Hnat, und wann s d ihr selba z glott kimmst, so pockt s' dih ban Füassn und ziacht dih in ihr Brautbett. Se will ih da nit wünschn, sie holst oan so grob, und wann s' onfongt zan Busserlgebn, kriagt ma koan Othn meh.

D Hulzleut in da sen Gegnd wissn schon umzgehn mit ihr; sie schmeissn ihr Scheiter auf n Bugl, und de trogt s' eahna mit, bis Hiasla aussi, wo die Gwerker und Hochösn sein; dass s' ah wos richt, de wild Olmerin.

Oba, wer hot s' dann so wild gmocht, möcht ih wissn, wer hot dann der Enns wos thon? — Na, thon hot ihr neamt nix, oba da Weg is so stickl und owi gschummelt wird s' ollaweil weiter und weiter, und aussi in s fremd Lond — und sie war so gern obn bliebn auf da Höh in Solzburgerischn und in Steirischn — derowegn gedösst s' und schreit s' und woant s' a so in Gsäus; — und mir moan, s is a Musi!

Oba, wann ih ban Brünnerl sitz und einischau in die rauschend Enns, so fongt ma s Herz on zan zittern: Ins geht s gleich ollzwoa, mir müassn snat in a fremds Lond und kemmen neamameh hoam.

D Mur.

D Mur is a Solzburgerin, ober in Steirischn is s' aufzücht wern. Sie konn so guat obasteirisch, wir unseroana, und dabei is s' so gscheid, wia wann s' gstudirt hätt.

Vo Loibn bis Bruck sein mir amol mitanondagonga. Sie hot soviel schön kloanweis drongsungen und ongschaut hot s' mih so liacht und offnherzi, dass ih ihr bis auf n Bodn in d Seel einigsehn hon, wia mein bestn Freund z Loibn, den ih hoamgsuacht hon.

Ih hon s nit lossn mögn, und hon s miassn wissn, wo s' mit an Mürztholer ah woß redt, und so hon ih s' holt gfrogt:

„Grüaß dih Gott, Mur, gehn ma mitanonda?"

„Jo, is recht", moant s', „wo gehst dann du hin?"

„Hoam in s Mürzthol auffi, bin vo der Olm owa. Und wia weit gehst du? verlaub z frogn."

„Jo mei Kind, ih moch a weite Roas, und kimm klewa meh zruck. No, zerst geh ih auf Graz, se woaßt eh, weil ih fü die Grazer a Brennhulz da mir hon; dös gib ih o, steig vielleicht gor a wengerl auf n Gschlossberg auffi, wann eh... a durstiga Feurwochter obn wa — und aft geh ih wieda mein Weg weita bis Ungarn. Doscht woat mei Schwester, die Drau, auf mih und mir gehn mitanonda. S is a longweiliga Weg durch s Krowotenlond, derowegn setzn mir ins tiaf in Ungarn int auf die Doana. Aft geht s scho besser und mir kemmen in s schworz Mir auffi, schaun ins Konstantinopel on: mir müaßn sehn, wo s wohr is, dass da türkisch Kaisa drei duzad Weiba hot — dös wa ma doh a rechta

Wildlin! Weita fohrn mir aussi gegn Griachnlond, wo die siebn Gscheitn glebt hobn und da longfingerad Pariserl die schön Lenerl gschnipst hot. Hiazt sein die griachischn Leut neama so gscheit, wir eh, muaßt wissn, und mir holtn ins ah nit long auf ba se, mir drahn ins gegn Egiptn owi, woaßt, wo die Gschicht mit n Josef und da Frau Putifa so viel Aufsehn gmocht hot. Doscht schaun ma, wos s mit n Suezkanal is, und is er fiati, so fohrn ma gleih durchi und lusti in s rothe Mir eini. In Mokka holtn mir a bisel auf und trinkn an Kaffee. Aft na wieda weiter und weiter in s Land, wo da Pfeffa wochst. De Hitz, de s hobn wird! Ih nimm zwor a frisches Wossa mit vo daheam, oba selm wird s gwiß scho gonz worm sein, und s Mir, hon i ghört, is noh recht zwida dazua und vasolzt oan s Lebn. Ober ollaweil daurt s Elend nit auf da Welt. s wird die Zeit kemmen und s wird an Engl nieda steign in s weite, wildstürmische Mir, wird mih aussahebn, wird mih hoch gegn Himmel trogn, mir a graws Jopperl onlegn, und wird ma weiße Flügerl gebn, wir a Taubn. Aft, mei liaba Mürzthola, fliag ih wieda lusti in mei steirisches Londl hoam, aft bsuach ih dih auf der Olm und ih wir a Freud hobn, wann ih dih wieda siach! —"

So hot s' gredt, und daweil sein mir in Bruck gwen; doscht grüaßt s' mih nohamol, is weiß aufgspritzt und hot sih schön stad obidraht gegn Graz.

Jungfr Traun.

A Lebnsgschicht.

Därft s eng nit probln, ös Solzkommagütatla mit engern Hollstädter- und Gmunndnasee; wann mir Steirer eng die Traun nit aussiloßn, wird s gleih enderst ausschaun.

Oba moan sull ma s nit, wos dös Bacherl für a Kreuzjaggerer is! — Ma redt nit s Vürnehmst vo sein Hoamat, s is a vaschriani Gegnd und viel Leut, de sih varennen eini, kemma nit meh zruck! s is a wilds Gstoan überanend, wo nix wird und nix wochst, und wann s wohr is, wos d Leut redn, so wa dös der Berg, der sih ba Christi Tod, wo die gonze Welt in an Erdbidn zittert, nit griglt hot. — „Wos geht mih de Kalvarigschicht on, zwegn den loss ih ka Wipferl rauschn und koan Hohn krahn!“ sull er gsogt hobn. Schau und so is s gwen und so is s noh — jo freili rauscht ka Wipferl auf den Gebirg — freili kraht koan Hohn in Frnajohr, weil nix is und nix wochst — zan a Strof fü sein Fravl is olls vadorrt und vakemmen und es hoaßt: s todte Gebirg. Gelt s, dös kennt s? Und s Wasserl kennt s ah, dos üba de Felsn obahupft, und wia s hoaßt, se wißt s ah.

s is a gsunds Kind, die Traun, und ollamol greln die Kinder in Eltern nit noch! In kloan Kammasee liegt s jung Olmdiandl in da Wiagn und nebn stehn die hohn Wochta wann s d nit teriich bist, konnst es hörn, wia s' n Kloan a Heidlliad singen.

Long bleibt s nit drein, s steigt schon aussa — oba so stad und trauri schleicht s weita, vasteckt sih hinta d Stoan nur s thuatn völli ka Guat. Van Töplitzsee bleibt s gor wieda stehn und legt an schworzn Rock on und schaut in Wold aussi. Jo, wos host dann, gfollt s da dann in da Wildnuss gor so guat, willst lacht an Oansiedlerin wern? Darothn hon ih s — d Sündn vo dein Eltern willst obüassn, willst in den vangschichtn Woldlond s todte Gebirg erlösn. Geh, schlog da de Muggn aus n Kopf und sei a lustige Olmerin, wia deine Schwestern — schau, bist so schön, konnst es noh zu wos bringa. Wir is s dann gwen mit der sen Postmoastерstochta — gleih nebn deiner auf n Angerl is da Stoan zan Denkzoachn, wia s' da Prinz Johann gfundn und gheirat hot! —

Schau, wia s ma fulgt, s kloan Bacherl, s singt schon aussi nochanonda. — Van Grundlsee stebt s wieda still. — O du blowangads Diandl, wos schaust dann? Hiazt spielst dih gor mit kloane Schifferla und lochst dabei! Bist wul noh recht kindisch und warst scho gleih heiratmaßi! Ah, von den willst nix hörn noh, ober in d Fremd möchst a weng aussi, und d Welt onschaun. No, wegn meiner ah. Derowegn lasst gleih wieda fuat; nit amol in Aussee holtst dih auf — weita hupfst und weita, s geht rechtschossn tholo! — Du, woaßt, dei greans Röckerl möcht ih, geist es nit he? Na, na, gholt s na selber und bleib grean, schöne Jungfrau, in da Fremd danst ab, woaßt eh, wos ih moan damit! —

Ah, saggerawold, hiazt schaut s den Hollstädtasee on; wos die Traun, de Gredl, olls konn! Und a weng rabiat bist ah, host jo gonz Hollstodt auf d Wond affigjoat!

Ober an Oabatkrompn bist und dir is nix z bös und nix z schwar, die größtn Hulzprügl und Schiff trogst auf n Bugl wir a Möglhänsl! Scho recht, so kimmt ma fuat in da Fremd. — Und ollaweil größer und schöna wirst, und z Ischl, de häusti Leut und oll schaun dih on! — Du — siagst n, selm? Jessas na, da Kaisa selber is do! Schlaggrati noh amol! Fräul Traun, nimm dih zsomm, du kriagst noh a Sterndl auf die Brust! Dös Glück, gel, dös hobn s' da ba deina Wiagn ah nit gsunga! — Oba gib Ochtin, dass r dih nit übanimmst und denk zruck auf dei Hoamat! —

Oba na, s wird jo noh ollaweil schöna! — Wir a bild schöne, bluatjunge Prinzessin in Mai, so liegst do in Gmundnasee; nebn und z Füaßn sein greanseidane Pölster und z Kopfn host a zurkade Kron. Lusthäuser und Gschlössa hobn s' hinbaut und viel hundert Leut sein do und schaun dih on und kinna nit gnua redn vo deina Schönheit und liablin Gstolt! Viel Fahner und Bända siah ih, viel Musi und Gsanga hör ih — und olls dir z liab und olls dir z ehrn! — — Siagst n stehn nebn deina? So groß und hoch und stulz steht er do. Hiazt nimmt er gor sei weiße Koppn o und mocht sei Bugerl: Frau Kinigin! Da Traunstoan is s. Mir scheint gor, ös seht s a weng zsomm ollzwoa. Ih roth da s, Diandl, gib dih mit den nockadn Wildlin nit o, er hot nix Gnats in Sinn! Bleib ollaweil schön lauter und klor, und valnis ma s Greane nit! — Ma schaut dih gern on, wia s d weiter und weita roast — oba stulz bist worn, se muaß ma da lossn: a Gschall und a Geröss mochst, wia s wilde Gjoad, und wann dir a weng a Stoan inter d Füaß kimmt, gleih bist wild und kriagst an Zurn, daß da da weiß Foam von Maul rinnt. Und da Traunstoan steckt dir ah noh in Kopf — Diandl! Diandl! —

Wos hon ih dann gsogt! Zan Foll is s kemma mit den stulzn Thoan und Umaliabln, hiazt host es, liaderlis Mensch, hiazt stehst do und schaust um und um und zitterst. D Wänd schaun dih groß on — jo mei, sie kinnen dir a nit helfn, wos aus is, is aus. Dei Herrlikeit hot an End, hüll a grawe Joppn um und schleich dih mäuserlstill fuat, schleich dih aussi zu da Doana und leg dih eini. —

Ih steh danebn und schau da zua,
Und wünsch da holt a guate Rua:
Asi roat ih so und denk da mir:
s geht Vieln a so, wia dir.

n Tannenbam sei Lebn und Sterbn.

Wann danfst da nofs Nebl liegt, dafs s völli finster is, und der eiskolt Wind drein geht, dafs d Fensta winseln, so steht über n woamen Ofn nix auf.

Oba s Reithansl Kinda därfn nit in da Stubn bleibn, de müassn aussi in Wold um die lesstn Hulzbirn und um a dürrs Lab fü die Goas. Uje, s Menschl hot a kriachnblowe Rosn und da Bua hot nit amol an Schuach on. Seid s oame Hascha! Hiazt nimmt s Diandl noh ihr Holstüachl o und sogt: „Geh, Puiderl, setz dih do auf d Stiegl, ih wickl da dein Fuaß ein, sist dafruist jo. So, und hiazt rennst recht, und wann s d stehn bleibst, so hebst in blessn Fuafs auf, weil s Mias gor so noß und kolt is." — Aftn sein s' olle zwoa üba d Stiegl ghupft und in Wold eini. s Mensch hot Lab zsommtrogn auf an Haufn — hoamtrogt s da Boda, wann er von Schlog zruck kimmt —; no, und da Bua hot Hulzbirn klaubt, — sein nit viel do meh; oba da Hulzopflbam gab da gern wos, schau, er hobt da seine lesstn Äpfl fü; greif s' on! D Hoslnufsstaudn will da s ah guat moan, sie hot noh a por Nussn fü dih. Und so schaun die Bam nieder auf die Kloan, und wölln eahna wos Guats thoan. D Ochn schmeifst ihre dürrn Äst owa, dafs s' a Fuir mochn kunntn; d Lärchn gibt ihr woachs Mias her und sogt: „Do hobt s mein Pelz, Kinda, wicklt s eng ein!" Die Buachn moant: „Ih gib eng an Fuirschwomm fü n Winta mit, lofs n Bodan schön grüassn und er sull n herrichtn." Sogor die old Kranawetstaudn, de sih hinta da Lärchn odruckt hot, is mit ihre blown Bir kemmen und hot gsogt: „Nehmt s ma

dös ah mit, is gsund fü n Bauchweh und wann s enk okältnts oda d Muada s Fiaber onpockt, so süad s die Bir und trinkt s Wossa; s Kranabirwossier is gor so guat; hot der oldn Holzawaberl ah ghulfn, und wir in Wemochathomerl danabst s Schlagl gstraft hot — wos hot n ghulfn, wia meine Bir!" —

Und so kimmt völli da gonz Wold und bringt ollabend fü n Winter und sogt auf d Lesst: „In Auswärts kemmt s na wieda, do hobn ma viel schönere Sochn!"

Nur s Tannenbamerl is alloan do gstondn ba da Stoanwond, und hot nix ghobt, wia sein greans Zweigl. Dös hot s in Menschn fügh°oltn, wann s es eppa möcht, oba se hot sih gleih in d Finga gstochn damit und hot gschimpft üba den zwidan Ding, der eh nix hot und nix konn und noh stechn möcht!

Se hätt n Tannerl bol s Herz odruckt und s hot sih gschemt vo die Ondern. „Hiazt kenn ih s erst, dass ih recht schossn oam bin!" hot s zan eahm selba gsogt und hot bitterli gwoant.

So is da Winta kemmen und zan Nickle hot da Wold a funklnoglnenge, schneeweiße Deckn kriagt.

„Mir därfn ins scho schön worm zuabülln, hobn se wos Guats a thon in Hiabst!" sogn die Bam zan oanonder und schiagln spöttlerisch owi auf s kloan Tannerl. Oba dös hot ah sei Deckerl gnomma und hot sih in Gottsnom za Ruah begebn.

O mei, du liabs Bamerl, wia hot da do so schön tramt! Da Lanzin wa do und du häst rothe Bleamerler und Zapferla kriagt und du warst größa worn; größa, wir olle Ondern in Wold; do is da Jaga kemmen und hot dih mit Freud onagschaut und hot a greans Zweigl auf sein Huat gsteckt. A Hulzknecht hinkt dabe, den hobn s' in Fuass einighockt; hiazt liegt er a Horz vo dein Stomm und streicht s auf sei Wundn, und denkt eahm: So, dös wird scho helfn, a Tannenherz is s best für olle Wundn! — In Dorf is Hohzat, du schickst greane Zweigl aussi, dass s' n Oltor kinnen aufputzn und n Tonzbodn. — So wirst älder und älder; ober ollaweil frisch bist — host dei Leppa kean Bada braucht. Gah hörst: s Feichtnbarn Haus is wegbrunnen und die oamen Leut hättn nit amol a Doch

Do winkst du mit dein Ästn: „Kemmt s na he do und nehmt s mih!“ No, und so haun s' dih um und zimman dih in d Wond zan neugn Haus, und wos übableibt ban Ort, is just recht zan an Wiagerl fü n kloan Feichtnbarn. —

So hot n Tannerlbam tramt. Unt in a ruasumen Nocht, do fliagt an Engl über n Wold und weckt s' Olle auf: s hätt sih wos zuatrogn auf da Welt. „Zu Bethlehem is da Heiland geburn, der durch sei göttliche Lehr die Menschn erlösn wird! — In Lond dausstn und in da Stodt läutn olle Gloggan, und in da Kirchn und auf da Gossn und in an iadn Haus wird s vakündt, und hunderttausnd Lichtla siacht ma flimmerln überoll und olls is vull Freud. Ober ih kenn a Häusl do herum, wo zwoa oame Kinda wohn; de wissn nix davon, de liegn in eahnan Bettl und hörn nix, wia in Wind, der durch s Fensta blost. Wer von eng will hin in dös Häusl und in Liab und Vormherzigkeit der Oamuat den Heiland vakündn?“

So hot der Engl gruasn, oba die Bam hobn brummlt: „Mir kinnen jo nit weg von insan Plotz und vmhaun wölln mar ins nit lossn!“ und sein wieder inta die Deckn gschlossn.

Do steht s kloan Tannerl auf und sogt: „Engl, ih geb hin und will der Oamuat in Heiland vakündn. Kimm, und hau mih um! — so wia der Erlöser, will ih mei Lebn opfern für mei heilige Botschaft; in Vabluatn, wann d Sterbekerzn um mih scho leuchtn, will ih den Menschn erzähln von da Liab, von da Weltfreud und der Erlösung, die ausagongen is in Stoll zu Bethlehem! —“

So hot s Bamerl gredt. Der Engl is nieda gstiegn zan eahm: „Schöna kunntst dei Lebn nit bschliassn!“ hot n a Busserl gebn und hot ver Freudn gwoant.

A schorfa Stroach! s Bamerl hot wul an Seufza gmocht, wia s zsommbrochn is; oba der Engl hot s schon aufgfongt, hot n an guldan Kronz gebn vo lauta Liachtla, und hot n hoch üban Wold hintrogn durch die ruasum Nocht gegn s Reithansl Häusl. Do is s auf oamol hellliacht gwen in da Stubn und da Bam is aufn Tisch gstondn mit sei Freud und Liab — mit sei gonza himmlischa Procht!

Do geht der Engl zan Betterl, weckt die Kinder auf unr durch die jungen Herzn zittert die gonz Glückseligkeit, wia s' in Himmel is. — Laut aussjanzn s' ollzwoa: „s Christkindl is do! s Christkindl is do!"

Dös hört s Bamerl noh, aft is sei letzta Tropfn Bluat vaflossn.

Ähndl Noah.

Wos thuat dann da se narrisch Monn in da Hüttn? Er hugad vor an broatn Stoan und fohrt mit an ondern ellaweil drüber und drüba, dass da Stab umasliagt. Host lacht sist nix z thoan, olda Schipl? Jo, mir hobn freili leicht redn, ins bringt da Hausl s Brotmehl vo da Dompfmühl, und die Kaisasemmeln, de ma Sunntas ban Kirchnwirt zan Most dazuabeissn, hobn mar ah per Dompf; ober in der sen Hüttn, vo der ih red, kennt ma noh ka Dompf- und ka Wossermühl und ka Windmühl.

Se därf ih sog.., zu Noahs Zeitn hobn die keckn drei Burschn Feur, Wossier und Luft noh an Herrn gspielt und hobn sih noh zu koan Deanstbotn brauchn lossn, wie heunt zu To!

No, dass ih dazähl, geht grod da Gottvoda vorbei, bleibt a weng stehn und schreit in d Hüttn eini: „Hob nieda, hob nieda, Noah!"

Der Old schaut auf: „U Jesstl, da Gottvoder is do; rost s o a weng! ins geht s völli gleich — wern ah scho stoanold, ollzwen; ober ös daurt s mih noh obi, Voda, s se moan ih!" —

„s se moan ih ah!" sogt da Herr und locht a wengerl.

„Ober oans is nit recht von eng", moant da Noah, „zwegn wos losst s dann erst so a stoanhorts Körndl wochsn und nit gleih s Brot, wia ma s essn konn; eng wa dös olls oans, und ös därft s nur a Wörtl sogn, so gschiacht s. Oda sist schickt s mir a por Engl oba, de hobn schön Zeit, dass s'

ma s Körndl mohln; stehln eng sist ah n Tog o; zu wos hobt s ös s' dann ah; sein lacht engere Spotzn selm obn?"

Auf de Red hot da Herrgott a finsters Gsicht gmocht und hot gsogt: „Pst, Noah, wia nit keck! Du därfst dih gwiss nit beklogn, ih hon dir ollaweil d Stong gholtn und hon da viel gschenkt, dir! Bist ah brav gwen und deine Leut ah und eng nimm ih aus, wann ih sog: s Menschngschlecht hot ma noh w e n g Freud gmocht. Ih hon gwiss viel thon, hon d Welt ongfüllt mit Speis und Tronk und hon s' ausputzt mit Luft und Freud, wia mein Himmel obn, dass d Leut zfriedn und glückli sein sulltn dauend. Jo Schwegan, van Batrnis um an ondern mochn s' ma. Reidi sein s' anonder um s tägliche Brot; lüagn und betrüagn thoan s'; oans bringt s onder um. Is dann d Welt nit groß gmua für Olle; hon ih eahna nit d Liab in s Herz glegt, wia s' meine Engl nit bessa hobn; hon ih s' nit bitt, mit boad Händn bitt: Seid s brav, gebt s schön Fried, holt s zsomm, mocht s eng Freud und seid s lusti, aft hon ih eng gern und gib eng in Himmel! Jo, dar oan Ohr waschl ein, dan oan aussi: mei Red is fü die Kotz! ausspottn s' mih und mein Ondenkn tretn s' in s Koth eini. So mochn s meine Kinda, de ih so gliabt hon, so gliabt, dass ih s gor nit sogn konn!"

D Red is in Hern Vodan brochn, wir er dös gsogt hot, und da Noah hot zittert und is auf sei Knia gsunkn und hot sih gor nit traut aufzschaun.

Oba da Gottvoda hot mit da Faust auf s Brett gschlogn: „Ih will eng scho noh helfn, ös Undonkborn! z Grund richt ih eng oll, wia d Rotzn und die Kotzn dasauf ih eng, und de sölchte Gschöpf, de ma nur Schond üba Schond mochn, will ih nix meh wissn! — Dih nimm ih aus, Noah, und mit dir fong ih noh amol on. Ih bin heunt zwegn den do, und will da s sogn, dass d a Haus baun sullst, dos auf n Wossa schwimma konn. Und wann s d fiati bist, gehst eini, und dei Weib und deine Buabn mit eahnere Weiba nimmst ah mit, und von an iadn Thier, dos in Wossa nit lebn konn, nimmst ah a Por mit; aft mochst zua; s wird a schlechts Wetter onfonga. Wann s d wieder aussa därfst, se wir ih scho sogn, se wird an ondere Zeit sein; aft probir ih s holt noh amol." —

„Wünsch da viel Glück, Gottvoda!“ moant da Noah, und wir er n noh d Hond gebn will, is er neama dogwen und nur a storka Wind is gongen, und über n hohn Stoanfelsn hot s ghimlazt — helf uns Gott!

Drauf schreit da Noah hinter s Stoll aussi, wo die Buabn Gukaruz schneidn: „Kemmt s einer, und losst s es heunt guat sein!“ Und wia s' Olle in da Stubn gwen sein und die Noahin s Schweinerne und s Sauerkraut dazua auf n Tisch brocht hot; no, do dazählt s der Old, wer do gwen is und wos er gsogt hot. —

„Do hoaßt s hiazt tummeln, Buabn!“ moant er aftn; „du, Semerl, vastehst as Gschäft guat, du gehst morgn Hulz kafn und schaust um Zimmerleut um; mit n Schmied muaßt ah redn; oba sog daweil nix, wos oda wia. Du, Chamerl, bist a rechta Woldteufl, a schworza, du gehst s Pechhockn on; Pech brauchn ma viel und wann ma nit gmua kriagn, hobn ma s Pech! Und du, Japhetl, bist a Vöglfonga; schau, daß d ollaloi Gflügl hoambringst; für an iads Por kriagst an Groschn, oba zreiß ma d Hosn nit dabei! Die Ondern, in Löwn, in Bärn, a por Schlongen, Käfa, Multwürn und Offn müaffn mar eh ah noh hobn.“

„Geh weita, mit deine Multwürn!“ schreit d Noahin, „wann s so a gorstigs Viach hobn müaßt s, geh ih eng nit mit eini, se sog ih gleih!“

So is a rantige Weil vagonga, ober endli is s Gebäu dogstondn auf an hohn Berg und baut is s gwen wir a Schiff, so daß olle Leut glocht und gmoant hobn, in Oldn hätt s, und er wa narrisch worn. Oba der hot d Leut redn lossn — na jo, s Maul konn mar eahna nit vaschoppn! und er hot s neuge Haus fleißi ongfüllt.

Wia da Noah s kloane Thierlwerch einithuat, schreit sei Weib: „So losß da doh wos dasogn, du olda Dickschädl; hiazt, zu woß brauchst dann d Schwobn? wann s' dir in d Suppn einfolln, ih ziah da s' nit aussa, drauf konnst dih valossn; und erst d Flöh und d Wonzn! sie sulltn dih na recht beissn, gschiacht da scho Recht! ih flöh da die Pfoadn nit aus, se sog ih da, zwe nimmst as hiazt mit, de Viacha, de grauslin!“

Und wia die Old a Weil gschepert hot, draht sih da Noah um und sogt schön stad: „Na, Weiberl, bist hiazt fiati? Schau,

da liabe Gott will s holt amol hobn, wos konn ih dann mochn?
Er hot ma s noh extra auftrogn: Vagiss ma d Wonzn und d Schwobn und die Gänz und die bösn Weiba nit! Ih konn doh nit sogn: Na, de nimm ih nit mit! wann er s a so hobn will!"

Drauf is d Noahin mäuserlstill gwen und hot sih denkt: ës Manna holt s eh oll zsomm, wann s Unseroan dunzn wöllt s.

So is s gwen und dass ih weita dazähl, hot sih da Himmel übazogn, so, dass da Noah moant: „Schau, da Gott vota henkt scho sein Wettamontl um, s wird wild wern!"

„Moch hiazt koan Gspoass, Noah", sogt da Herrgott auf oanmol, „und ziach dih in s neug Haus, ih fong on!"

Se war guat gsogt und da Noah hot die höchst Zeit ghobt. Klewa sein s' dinna gwen, fongt s zan regnen on, as wia, wann s mit Schaffa guissn that, und in Thol intn is gleih a gonza See gwen und die Dörfa hot s vatrogn. D Leut hobn gschultn über n Herrgott, dass er auf seine Leut nit schaut, und zwegn wos er s' gmocht hot, wann er s' aft wieda dasaufn will — dös hätt ma sih von Gottvoda nit denkt! — Auf die Berga sein s' gstiegn, oba s Wossa hot s' wieder obi gschwemmt und da See is ollaweil höha worn und grauscht hot er und mauri finster is s gwen um und um vo louta Nebl und Regn.

Da Noah schaut dan Fensterl aussi und moant: „Dös is a Sauwetter!" — Er hot s nit gsegn, wia d Leut z Grund gonga sein — hot s ah nit ghört, wia s' gjammert und bet hobn auf d Letzt — s war gor so finster und laut! —

Hiazt — nimmst es wohr, wia s schnadlt und schnadlt in Haus, dass sih d Weiba da die Manner enhobn müassn? Jo, wos is dann dös? — Da Noah fellt auf die Knia und schreit: „O Herrgott, thua ins doh nit valossn! —"

s wa ka Gspoass nit, se konn ih eng sogn, und wia s noch a Zeit wieder a weng liacht worn is, do is s Haus mittn auf n Mir gstondn, und koan Berg und ka Lond hot ma gsehn weit und broat! Dös hot gfunklt und glonzt und da Noah is gonz dakemma gwen üba de Herrlikeit und Procht. Sei Weib hot ah in s Wossa gschaut und hot gschrian: „U Jessas! da schöne Spiagl do!" und hot sih zsommputzt.

Da jünga Suhn von Semerl last daher und fregt: „Ähnl, wo sein ma dann?"

Dös hot n Oldn trauri gmocht — hot s jo selba nit gwißt, wo! Wo da Welt sein s' aussigfohrn, geht s n Himmel zua, oda wia? A Krah hot er schon ausfliagn lossn und a Taubn — jo mei, de kunnt mar ah um an Tod schickn, zruck kemmen s' eh nit!

Hot er s nohamol probirt und hot a Taubn ausfliagn lossn. Schau, de hot s bessa vastondn — gleih is s' wieda do gwen und hot a greans Zweigl hoambrocht und da Noah is drüba so vulla Freud gwen, daſs er aus n Ölzweigl a Kranzerl gflecht und s je da jüngan Schwiegatochter auf n Kopf gsetzt hot. — „Dir und da gonzn Welt", hot er dabei gsogt, „setz ih s Kranzerl hiazt auf, und s wird scho wieda recht wern!" —

Is nit long vngstondn, steht s Haus wieda fest auf an Berg und d Leutln sein aussagsprungen und hobn tonzt und nit gwißt, wos s' thoan sulltn vo lauta Freud. s Wosser in Thol is ollaweil wenger und wenga worn und aft is da Mai kemmen und die neugwoschn Welt hot so grean und frisch ausgschaut, — na, ih kunnt s gor nit sogn! — Wann na da Herrgott wieder amol kam! denkt sih da Noah, ih that mih bedonkn; mei Herz brennt vo lauta Liab zan Gottvoda! — wia konn ih eahm dann dös zoagn? Do sollt s n ein. Er trogt a gonze Gwahn Hulz zsomm und zünd s' on und bet dabei: „Großa Herrgott, a so, wia de Hulzgwahn, brinnt mei Herz vo Liab zu dir! Du host gschaut auf mih und meine Leut und host ins daholtn; vagelt s Gott dafür!" —

Siagst es, wia hiazt auf oamol a gluatguldene Bruckn dogstondn is, von Himmel bis auf d Erdn owa; und do sein viel tausnd Engl dahegfohrn und auf d Letzt da liabe Gott selber und hot gsogt: „Woaßt, Noah, mih gruit s, wos ih thon hon, und ih thua s neama; nimm dih zsomm, daſs d Welt wieda vull Leut wird!"

Da Noah hot schön stad ba sein Hosnknopf zupft und gmoant: „Ih bin holt schon an olda Schirl und richt neama viel aus."

Do hot da liabe Gott a Stäudl virazogn, hot s n Noah gebn und hot gsogt: „Dös baust on, und wos do drauf wochst, mocht dih scho wieda stork und rühri; — se konn ih da sogn! s is vo mir selba wos dabei do, und wann ih recht hart bin, nimm ih ollamol davon; thua du s ah, s wird da guat dean!"

No, guat. Da Noah hot s Stäudl onbaut, und wia s zeiti worn is, sein blowe und greane Bir dron gwen. De warn nit schlecht; oba d Rederei von Gottvodan war ah leicht rod gwen, so süaß sein d Feign ah! — Da Noah hot gleih a gonze Buttn vull hoamtrogn, oba dös hot sih ah nit guat gmocht, sie hobn sih intawegn so viel zsommdruckt, auf d Leist hot er lauta Most in da Buttn ghobt. Do hot er s' gleih in s Winkl gstellt und erst in a por Togn is er wieda draufkemmen und hot a weng kost vo den Most.

„No! do will ih nit sogn: dös losst sih noh trinkn!" — Er kost mehr und ollaweil mehr. — „He, saggerawold noh-amol!" — sogt er, „ih bin ah noh do und a Schneid hon ih ah! Bin ollaweil a lustiga Bua, und s schönst Diandl hon ih und heunt geh n ih s nit hoam! Her noh a Halberl, ih konn s scho thoan, bin da Noaherl! Und:

> Ih wullt, ih war in Himmel ob i
> Und hätt a Glaserl Wein,
> Und wa mei Schotzerl ah dabei,
> Wia lusti wurd s nit sein!"

Und so is s fuatgonga, bis auf oanmol da Gottvoda do-steht. — „Bist do, Brüaderl?" schreit da Noah, „na, ih sog da s, heunt wird Bruadaschoft trunkn, gelt, Olda! mir hobn dan Wosser zsommgholtn und mir thoan s dan Wein ah! Sullst lebn drei Johr noch der Ewigkeit und sullst die gonz Welt hobn und noh a Dorf dazua!"

Dös finsta Gsicht, dos da Gottvoda hiazt gmocht hot! — „Bist ma grechn z keck, Noah! hot er sih denkt, über s Wossa host Herr ghobt, dös is wohr, ober üba dös Lackerl Wein sullst nit Herr hobn, und Brüada sein mir a daweil noh nit, se därfst da nit denkn! Sei froh, wann ih dei Voda bleib!" —

Da Noah sempat noh aweil, aft loandlt er zan Winkel zuwi und es folln an d Augn zua.

So is s insan Ähndl Noah mit n Wosser und mit n Wein gonga. Schön war s Lesst grod nit! Da Rausch is n gor nit guat engstondn, se konn ih sogn, und se sogad ih, wann ma nit da Kopf weh that — ih hon gestern a kloans weng zviel trunkn.

Voder Abraham.

Der Abraham hot grod Feirobnd gmocht. Hiazt sitzt er intan Lindnbam vor da Hüttn und noglt sein Weib ihre Schuach. Sie kocht daweil d Suppn und bocht a Straubn dazua — no jo, zwe sulln sih dann de Leut wos ogehn lossn, sie hobn s jo und Feiter is ah morgn. s is d Sunn schon owi. n Abraham wird völli zeitlong ban Schuachnogln, er gamt inta sein Hüatl aussér und zu die Stern auffi. Ih woaſs s wul, wos er eahm dabei denkt, da Gottvoda hot n so viel Nochkuman vasprochn, ols Stern am Himmel sein. Wann s na wohr is, denkt eahm der Old — n o h hon ih koan.

Du liabe Zeit, wer kimmt dann heunt noh so spot dahe, selm steign drei Mounleut auffa, s wern do koane Übareita sein! — Na, drei Roasende sein s und der Abraham legt sein Schuach auf die Bonk und soalt eahna s Dobleibn on, er hätt schon a Bett fü zwen and Oana muaſs holt in Heu liegn. Wa recht, sie bleibn do! Gschwind schreit der Abraham in die Kuchl eini: „Olde, stich a Lampl o und koch Birntolggn, s sein Nochthiaba kemma.

Die Old schiaſst um — schmeiſst n Monn s tort Lampl aussa, daſs er s ohäutlt — die Fremdn müaſsn onhobn dabei.

Gleih kemmen s' in Dischgur, oan Wert gibt s onder, von Weinbau, vo da Biachzucht, vo die Kinda — sogt gah oana vo die Fremdn: „Wirst sehn, Abraham, auf s Johr um de Zeit host an frischn Buabn."

Wia kunnt dann dös sein? denkt ihr d Hausfrau, de s hinta da Thür ghört het, und locht n Fremdn hoamli aus.

„Därfst nit lochn, Sara", sogt da Fremde, „s konn scho sein und wann s d willst, bin ih bei Gsotta."

De Red hot d Sara gschreckt und hot n Abraham gschreckt — um Gotteswilln, der Mensch woass jo inseroan seine Gedonkn! — „Konnst dann du hezn?" schreit der Old und schaut n Fremdn groß on — auf oanmol losst er d Haut aus: „Jossl, wann ih mih nit vakenn, bist jo da Gottvoda!" — Host dih nit vakennt, Abraham, reiss na gschwind s Hüatl owa — er is s! —

„Na mei na, wo gehst denn du noh so spot umanonda?" frogt der Old, „heunt hätt ih dih dahoam gsuacht!"

„s is a trauriga Gong, mei liaber Abraham!" sogt da Herr, „ei, war er mir dasport bliebn!"

„Jo, host dann koane Leut zan schickn?"

„s konn s neamt richtn sist, s is a hoagle Dabat muass selba dabei sein. Konn ah nit dobleibn heunt, schau, ih muass noh auf Sodom und Gomohra, Abraham, de Städt will ih z Grund richtn noh heut Nocht!"

„Ah, warst doh nit gscheit!" schreit d Sara drinta, „s is jo insa Vetta, da Lot, in Sodom, der is a frumma Monn und wird da do nix in Weg glegt hobn!"

„Na na," moant der Abraham, „s sein scho noh mehr rechtschoffne Leut in da Stedt, a holbs Hundert trau ih ma z findn!"

„Abraham, wann a funfzg Brave in Sodom sein, so schenk ih olln mitanonda s Lebn, mei Hond drauf!"

Der Araham hot die sen Leut scho z guat kennt, s is n da Schiah ongonga, s wern nit funfzg sein. „Ah", sogt er, „bist a guata Kerl, ih denk ma s, wann na vierzg Frumme in Sodom sein, so thuast n Ondern ah nix. Gelt, selm losst es guat sein!"

„Wegn meina, zwegn Vierzg geht s mar ah noh nit zsomm — will eahna noh zwischn die Finga sehn!"

„Ih hoff wul, du findst so viel", redt der Abraham wieder und draht sei Hüatl schön stad in da Hond um und um, „oba guatstehn will ih ah nit dafür. Zan Foll, dass wul na dreissg sein — gelt, so hebst ah noh koan Rewell on?"

„Du! dreissg sein ma völli zweng, ober ih mog mih wegn deina nit schern — schenk eahna s ah noh."

s wern nit d r e i ß g sein! denkt eahm der Old und gonz kloanlaut sogt er: „Woaßt, Gottvoda, mei Roth wa, du bliebst heunt do; schau, gehst eh ah neamer auf n erstn Füaßn und da Weg is ah schlecht. Olde, nimm an Rahm zan Bratl und gib ma n Kellaschlüßl.“

Überlistn hot er n wölln, oba wir er n Gottvodan onschaut, kimmt er z zittern, die Knia wölln eahm zsommbrechn — er siacht die strenge Grechtigkeit vor eahm leuchten, wir a Blitz, — niedafollt er auf sei Gsicht und jammert: „Vazeih ma s, vazeih ma s, ih bin a lecka Besn!“

Drauf hot er die drei Fremdn neama gsehn. Finstere Nocht is s gwen und vo Zunnutagong hot s ghimlazt und dunert, so daß der Abraham gsogt hot: „Leg a Sunnawendkräntl auf s Fuir, Sara, mir wern a Nochtwetta kriagn!“

Jo freili a Nochtwetta! und wos die Büaga vo Sodom und Gomohra in da sewin Nocht für a Pech ghobt hobn! No so, s hot s jo von Himmel gregnt und Schwefel ah dazua. Und gstunkn hot s, wia wann s' a gonze Zündhölzlfabrikn onzuntn hätn. Die Abrahamischn hätn s schön olls vaschlosn, wann nit da Lot gah ontuscht hät. „Auf, auf, Betta!“ hot er gschrian, „Sodom und Gomohra brennt!“

„Jo d o h nit! anweh, s is jo gonz liacht dauß! Und wia bist dann du do?“

„Woaß Gott, wia s dann sein muaß! Kimmt gestern a Betler in mei Haus und der sogt, daß in da Nocht wos gschehn wurd und ih sull um Gotteswilln auf s Lond gehn, in da Stodt kunnt ma wos übafohrn. Mei, wos wird a sölchta Mensch wissn, s is ah nit olls wohr, wos de Umageha sogn, denk ih ma, oba mein Weib geit koan Fried und penzt und penzt und der Old säuft ah in oan Zug und mocht s stiaker und ollaweil stiaka, bis ih holt richti zsommpeckt hon. Klewa sein ma dauß vo da Stodt, hörn ma s schon rumpln und rowelln, daß ma gmoant hot, da Himmel follt owa. Uns is nix gschehn, Gott sei Lob und Dank!“

„Jo, wo hest dann dei Weib?“

„Is noh nit do, oba sie muaß emsta nochkemma“, sogt da Lot. Gschnittn hot er sih — sei Weib is neama nochkemma — s hätt nit sein sulln, ober umgschaut hot s, wia schön

dass s aufflückt hinter ihr und — pumsdi, is s' a Solzstock gwen!

Und wir er gsogt hot, in an Johr drauf is ban Abraham in da Hüttn richti a Heiderl gstondn. Mei, dös war a Freud fü de Leut, der Abraham: sein Isakl, nix, wia sein Isakl! — s is ober ah a gompera Bua gwen — und kernfrisch. A guate Woatin hot er ghobt, se losst sih leicht denkn, nu, und so is er aufgwochsn und mit zwölf Johr is er schon an ends Jodl gwen — grechn heiratmaßi.

Der wird holt s Haus kriagn, hobn Leut gmoant und der Abraham hätt s selber a so engstellt ghobt, do kriagt er auf oanmol an rekommadirtn Briaf. Ka Geldbriaf wird s nit sein — aufgebn is er in Himmel worn. Ne, wern s scho sehn. Der Old nimmt seine rnassin Glosaugn vo da Stell, zwickt s' auf d Nosn aussi, astn bricht er in Briaf auf. Der Isakl gamt schon üba d Schil. „Du Dei, du amariga", sogt da Voda, „muasst dann o l l s wissn; geh treib d Schof aus, s Lampl plärt eh scho!" —

Na, astn hot er holt glesn und glesn . . . Wos host dann, Olda, wirst jo kasweiß, wann da nit guat is, so geh aussi und schöpf a frische Luft! — se thuat er ah, oba wir er üba die Thürschwelln steigt, wölln eahm schier die Knia zsommbrechn und daufst auf n grean Wosn, nebn da Herschnstandn follt er zsomm.

D Sara dasiacht s, rennt noch aussi:„ Olda, jo wos thuast dann, wos is da dann?"

„Koch mir an Thee, Sara, a kloans weng übl is ma!" Und wia sie eini is in die Kuchl, hot der old Hascha sei Gsicht in grean Wosn eindruckt und hot rechtschoffn gwoant. — Wia d Sara mit n Trankl kimmt, hot er nur noh a weng gheschazt und gsogt: „Mei liabs Weib, ih moan, da Thee wird ma nit helfn — geh brock ma gschwind a Herschnröserl o!"

Sie rosp gschwind 'um oans auffi — auweh, auweh, hiazt hot sie sih in Finga gstochn.

„Schau", sogt der Abraham drauf, „häst s Röserl nit brochn, hätt dih s Dörnerl nit gstochn . . . inser Isakl is ah a schöns Röserl — wia s frisch aufblüaht — zan Herzn hobn ma s druckt, dös Röserl, do sticht ins a Dorn mittn ein — mittn ins Herz, dass mar ausblüatn möchtn! — Vastehst mih holt noh nit, Sara, und ih konn da s ah nit sogn — les na gleih in Briaf do — schreck dih nit, Olde!"

Aft lest s' holt n Briaf. Gah bollt s' n zsomm und schreit: „Jo, war a so! — Na, dös gschiacht ma nit, so viel Recht hon ih ah! — Hon ollaweil gmoant, der Obere do wa guat und gscheit, oba wer dös vo rechtschoffne Eltern valonga konn, der hot koan Vastend und ka Herz in Leib. Hobn ma nit olls thon, wos er hobn hot wölln, oan Lampl um s onder, oan Kalbl um s onda hobn ma n dastochn und vabrennt. Oder ih siach s schon, er hot koan Bodn nit, hiazt sulln mir eahm in Buabn ah noh daschlogn — inser oanzis Kind! —" Hiazt erst kimmi s z woan, die guat Haut, und woant, dass n Stoaner ongst und bong hätt mögn wern.

Der Abraham wischt ihr s Hor aus n Gsicht: „Sara, sei guat und thua nit so grobe Redn. Schau, ma muass oan grod a so denkn: da Bua ghört amol insan Herrgodn und er hot ins n gschickt, dass mir a Freud sulltn hobn. Und zwölf Johr und länga hobn mir a Glück gnossn, wia s in Himmel ah koan größas gibt; valonga hät ma s nit kinnen und sei Schuldigkeit war s nit gwen, dass er ins n Isakl gebn hät. Er hot s doh thon, schau, Olde, und wer woass, wia hort er n grodn hot n Buabn, gel, Sara, mir kunntn ins n Himmel ah nit denkn ohne n Isakl — in Gottvodan wird s grod a so gehn und derowegn will er n wieda zruck hobn. Auf d Letzt moant er ins s Olln guat, se is gor ka Sochn — und weil er s dann amol hobn will — opfa ma n auf, Sara, opfa ma n auf!"

D Sara sogt nit oan Wörtl dazua — sie mo nit, sie konn nit — s Herz druckt s ihr zsomm zan an Blatl. Der Abraham selba schaut n Briaf noh amol on — hot er doh eppa recht glesn! jo, s hoasst so und nit onderscht, und wann er s zehn mol onschaut: Abraham, sullst auf mein Ghoass dein Suhn Isakl opfern! — so steht s und so is s. — Der Abraham

hadscht in d Hüttn eini — s is n ongst und bong — er woaß eahm nit z helfn. So vageht die Zeit. s wird Mittog — dan Abraham schnolzt heunt ka Fuir auf n Herd; wird Nochmittog, der Old geht in Gortn und wieda zruck, auf s Feld und woaß nit, worum — s is n wind und weh — und sei siacht ma gor nit. Auf d Letzt sucht der Abraham se Messa vira, mit den er d Lämper und die Böck ostìcht — s is a große, broate Brazn — s schreikt oan, wann ma s onschaut. Er ziacht n Stoan aus n Kumpf und wetzt s — do hört er an Schroah auf n Bodn obn — die Old is s — mei, er glaubt s gern, s Wetzn geht n selba durch und durch! —

s wird übaschatni. Der Isakl kimmt scho mit die Schoj hoam. Hui, wir er s dahejcickt üba d Wiesn und wir er lusti nochhupft! „Bua, jog ma d Schof nit so stea, aft trinkn i' wieder in da Hitz!" brummelt der Old — mei! er hot je nit gwisst, wos er sogn sullt! Der Isakl bleibt stehn, ziacht sei Seitnpfeifn aus da Schoan und ludlazt an Jodla dahe — na ih sog eng s — wul mit da Lustigkeit! Dös geht n Voda leutn noh tiafer in s Herz, wia s Messawetzn! — Nit en derscht, wir a jungs Reh, hupft da Bua sein Vodan zua. „Du, den Bärn, den ih heunt daschlogn hon!" schreit er. „Rumplt auf oanmol so a zotada Wildlin aus n Wold und grod auf die foaft Egl zua — hot s schon ghobt ba da Foltn — dawisch ih an Tremel, oba bradsch — hot er mih daweil niedatret. Loss ma s nit gfolln vo dir! denk ih mir und kimm au wieder aus; hiazt ziah ih auf und han zua — er oàht s nit — ih: bums, bums auf sein Schädl — und nochgebn hot er! — Daußt auf da Länd leit er, Voda — gibt an ends Pölz."

Der Old sogt nit jo und nit na dazua, aft geht er und kimmt mit an Krua vulln Wein, setzt n auf n Tisch und moant: „Geh jausn, Isakl, oba gschleuni, mir müassn heunt noh olt zwen auf n Berg Morio aussi und opfern!" Hät s n Oltn nit zuatraut, dass er gleih a so redn konn, oba wir er aft n Krua nimmt und trinkn will, hot ma s wul gsehn, wia n daje bar oan Hor bol owigfolln wa! „Trink na noh, Bua, wirst eh durstì sein. s is weit aussi, dass d daurn mogst!" — Jo, dass d selba daurn mogst, Abraham! — noh oanmol bist aussi gonga vor die Thür, und host zan Himmel gschaut. Gsehn host nix, wia die guldforbin Wölkerla, oba stork und fest bist

worn dabei — einigrumplt bist wieder in d Stubn: „Hiazt gehn ma, Bua, nimm a Strickl mit!“

Hiazt rennt d Sara vo da Kuchl uma, laut schreit s' und woant s' und nimmt s oanzi Kind um an Hols.

„Muada, Muada, wos is dann; hot nich wer wos thon?“ frogt der Isakl.

„A balei nit!“ moant da Voda. „Die Zähn thoan ihr just so viel weh heunt, dass s' grechn koan Fried gebn mog!“

So sein s' fuat, er und da Bua — sein auffi auf n Berg Morio. Er hot s Messa trogn und da Bua s Strickl. Auf oanmol bleibt der Isakl stehn und frogt: „Jo, Voda, wo is dann s Opfalampl?“

Sogt der Old: „Mir opfern a Böckl, und wann mir auffikemmen, wird se schon obn sein!“

Zuwos luigst n dann on, du frumma Monn? Häst eahm s gsogt — daroth s a so ah! — Wia s' auffi kemmen auf n Kogl, geht grod d Sunn owi.

„D Sunn is heunt bluatroth!“ sogt der Isakl.

„Wird an onders Wetter onh:bn“, brummelt der Abraham und loant sih auf an vierecka̲dn Stoan.

„Na, s wird wos onders bedeutn, Voder, ih konn ma s scho denkn: s Böckl bin ih selba!“

Drauf hot der Old nix gsogt, ober a küahls Lüftl is gongen über s Gebirg her und der Auf hot gschrian. Nebn an Stoan liegt a Stössl Hulz, in sen hot an Ost kristn, aft is s um und um mäuserlstill gwen.

„s Strickl brauchn ma nit“, sogt da Bua gah, „wann s da Herrgott will, hob ih so ah still!“ aft is er auf n Stoan kniat. „s kimmt ma nit leicht on“, moant er noh, „oba s is a für n i ch ka lustige Dabat nit; — wir s n Gottvoda scho dazähln, wia schwar s Messer is gwen, u n d d a s s s H e f t g r ö b a g s c h n i t t n h o t, w i a s E i s n s e l b a! – So, Voda, do is mei Hols; mocht as kurz und wann da fiati seid, aft geht da hoam, dass da Muada nix gschiacht!“

D Sunn is int gwen. Hiazt erst rosp der Abraham s Messa her, fosst in der oan Hond n Buam sei longs Hor zsomm und ziacht auf . . . holt! wer pockt n dann so gah ba da Hond und reisst n zruck? Josstl, da Gottvoda selba steht nebn eahm und — lacht. „Geh, Abraham, geh hoam, nimm dein bravn

Suhn ah mit — s is olls Gspoaſs gwen. Schau, wia kunnt ih dann valonga, daſs da Boda wegn meina sein oanzis Kind daschlogt! Wann s amol auf dös onkam, hätt ih eng liaba nit aſchoſſn. s geit nix heiligers auf da gonzn Welt, wia d Liab zwischn Eltern und Kind — die ſe bin ih ſelba! — Oba gfreut hot s mih doh, mei liaber Abraham, daſs d es thon häſt wegn meina. Ih will da s denkn — ſo long oans vo deine Kinder und Ähndl auf da Welt is, will ih da s denkn, ſe konnſt dih valoſſn! Sullſt noh meh ſölchte Buabn hobn, wia der Iſakl und Menſcher ah a por Duzad; und an iads daven wird a ſtubnvulle Kinda kriagn, und ſo ſuat nochanonda. Und wann ih amol an Suhn kriag, Abraham, ſo opfr ih n fü deine Nochkuman, wia du dein heunt fü mih opfern hoſt wölln! und mir bleibn die Oltn!“

— — — — — — — — — — — — — — — —

Wia ſ' ba da Nocht hoamgehn, da Voder und da Suhn, hot s gor ſo ſchön klungen auf da Höh — ſteht der Iſak auf oanmol ſtill:

„Boda, ſiachſt es nit? auf n ſen Stoanrigl ſteht a Kreuz und in Hulz ſteckn drei Nägl drein!“

Auf da Hohzat zu Kana in Galiläa.

De full an untahaltlige Hohzat gwen sein, zu Kana in Galiläa, ober ih bin nit dabei gwen. s is ah ka Wunder — unsa Herrgott selba — der sist überoll is, wia s schlecht Geld, is doh nit dabeigwen; sie hobn an jo nit einglont.

Sei Muader und d Apostel hobn de Ehr ghobt, oba grod zan eahm hobn die Brautleut nix gsogt. Ka Tonzer is er nit gwen und Geld hot er ah nia koans ghobt — se wa freili wohr, ober vam gessn hät er s' ah nit, se glaub ih nit! s hot n völli vadrossn und er hot doh noh gehn wölln, oba sei Muada hot gsogt: „Geh, wann s' dih nit wölln dabei, so is s gscheita, wann s d dahoam bleibst; ka Hohzatjanggerl host eh ah nit. Putz ma daweil d Hoblschoatn zsomm und milch auf d Nocht die Goas; selm auf da Häfnstell is da Melchsechter und s Seichsieberl henkt in Speiskostn.“ —

So is da Herr Kristus holt dahoam bliebn und hot sei Dabat fleißi gricht, wir eahms sei Muader ongsogt hot; ober auf d Nocht hot n die Goas d Milch ausgschlogn und er hot eahm nit amol a Suppn kochn mögn. Na, dös is zwida, hiazt host nit amol wos Worms — de do intn in Dorf fressn und saufn, und du sullst humeriga schlofn gehn? So hot er eahm denkt — oba na, liegn thuat a lara Sock ah! — Jo, se is scho wohr, oba dei Muader is dabei und da Petrus, da Johannes, dei Spezi. — Schau, muaßst doh obi! — Na, na, ih kimm morgn scho zu se, aft wern s' mir olls dazähln. Ih leg mih bennt schön stad nieder und tram vo mein himmlischn Bodan! — Du los! hörst die Geign und d Seitnpfeifn auffa? Dös

is a Steirischa! He saggera, do hilft da nix meh, hiazt muaßt obi! —

Und richti, da Herrgott hot sein blowullan Rock onglegt, hot s Häusl zuagspiat und is in s Dorf owi. s wa scho long finster, und do geht er vorn Wirthshaus auf und o, und traut sih nit eini. s is u völli in d Füaß gfohrn, wia da Stoansteirische obn ludlazt und er hot dös Staudnliadl dazua gsunga:

„Miazerle, Muizerle,
Gehn ma zan Tonz;
Setz ma s weiß Häub'rl auf
Und an grean Kronz!"

Hiazt, auf oanmol steht da Pedrus vor eahm und hot a narrische Freud und sogt: „Na, wia s h e u n t lusti is! Muaßt mit auffi und ih loß dih nit hin oda he!"

Aft is Kristus da Herr holt mit auffi — is zerst eini in Speissool zu die Brantleut und hot gsogt: „Ih wünsch eng Friedn, meine liabn Braut- und Hohzatleut! — Schaut s, wann da Bua alloan blieb und s Diandl ah alloan — se that s nit; selm kunnt mei Voder in Himmel d Welt gleih auf u Nogl häukn Oans alloan is nit gonz und a Mandl und a Weibl is erst oans, se is scho so eingricht! Und se sog ih ah: s Weib muaß Voder und Muada valossn und muaß ban Monn bleibn und muaß a treus Herzerl hobn, sist gibt s wos o! Oba da Monn därf ah koa Bockboaniga sein; der muaß sei Weiberl in Ehrn hobn über olls und er muaß s holtn und schützn wia sein oagnen Augopfl, sist wird u da himmlisch Voda wos onders zoagn! — Hiazt, wos hon ih dann neh sogn wölln — jo, daß s Kinda kriagt s, se woaß ih eh, se kennt mar eng schon ou! Na, därst s eng nit schoma — s is jo recht, wia mehra wia bessa! — oba se muaß ih eng sogn: zücht s ma s' guat auf und schaut s, daß s' wos lernen, sist kemmt s mit u himmlischn Vodan kurios füranonda! So, und hiazt wünsch ih eng nohamol Friedn und viel Glück, und hobt s ma s nit vr übl, d ss ih gleih in mein Weatagwandl dahe geh!"

„Se is scho recht, se gfreut mih!" schreit da Vitlmonn, „und du muaßt mit da Braut an Ehrntanzl mochn!"

„An Wolaza, he, an Wolaza!“ hoaßt s und gleih is da Bräutigon fü d Musikantn mit an Guldnzettl ausgruckt.

Kristus da Herr hot nit schlecht tonzt, se därf ma nit sogn, oba sei longa Rock hot n ollaweil um d Füaß gschlogn und amol hät er n bar oan Hor bol niedaghaspit. —

Noch n Ehrntonz zupft d Muada Maria ihrn Suhn a weng ba da Foltn, und fleantschlt eahm ein: „Du kimm a weng mit!“

Wia s' alloan in an Winkl gwen sein, sogt s': „Du muaßt hoamgehn; sie moan, sie müaßn da wos gebn do, und s gfulgt eh da Wein nit aus! s is ka Tropfn mehr in Kella und da Wirt is sih scho vasteckn gonga.“

Noch der Red zupft Kristus sein Schnonzbort und roat a weng. „A Wossa wern s' doh hobn“, sogt er aft auf oamol — „geh sog, sie sulln an etla Krüag vull herichtn, ih wir gleih kemma!“ —

No, aftn hobn s' sechs stoanane Krüag brocht, und an iada vull Wossa, grod frisch von Brunn. Drauf hot da Herr d Leut fuatgschoffit und aft hot er — daß ih nit lüag — aus letin Wosser an Luatnberga Bieradreißsga gmocht. Wir er thon hot, se woaß ih nit, er hot mih nit zuaschaun lossn. Oba d Wirt setzn eahna s auf und moan, sie kinnen s; sie wassan und wassan und bringen s doh nit zsomm.

Die droschnen Drescha.

Se hot ma da Helfunsgottschuasta dazählt und wann er luigt, luig ih ah.

Wia Kristus da Herr und da Pedrus noh auf da Welt herum mitanonda gonga sein, is eahnar ah amol s Geld ausgonga. Sogt da Pedrus: „Herr, du bist a Schworzkünstla, hiazt gehn mir in die großn Städt und du spielst deine Zaubastückln und losst dih zohln dafür; hörst, ih hon koan Greschn mehr in mein Beutl“.

Da Herr hot n koan Ontwort gebn und hot fuchsteufl wild dreingschaut und da Pedrus hot s gleih kennt und hot eahm denkt: Aha, hiazt hon ih n harb gmocht. Er is sist a guata Legl, oba, wann s n einfollt, därf ma nix sogn — gleih is er schichti.

„Na“, moant er drauf, „wann s d dös nit willst, Herr, so gehn ma holt fechtn.“

Sogt Kristus: „Oba, Pedrus, du redst heunt an rechtn Stiefl zsomm, se konn ma da lossn! Noh so sterk und scho betln gehn!“.

Da Herr roat und roat und auf oanmol follt s n ein. „Pedrus“, sogt er, „kounst Hobadreschn? s kimmt da Winta hiazt und die Baurn brauchn Leut auf n Tenn, geh, stehn mir in Deanst ein bis Ostern oda, wann s d willst, bis Micheli!“

Jo, n Pedrus muaß s freili recht sein, ober er mocht a gollhantis Gsicht und denkt ban eahm selba: Na, wann der eahm wos in Kopf setzt, so muaß s sein und da Gottvoda selba bracht eahm s nit aussa!

Guat. Und so sein s' ollzwen zan an oangschichtn Baurn kemma, und da Pedrus, weil er der ältra wa, hot müassn onfrogn: „He, Betta, braucht s koane Dreſcha?"

War ah recht!" moant da Baur, „oba fleißi müaßt s sein; hon viel Hoba baut, heur; wia viel wöllt s dann hobn s Togs?"

„Die Kost, nix as die Kost", ſcheit da Herr drein und da Pedrus stößt n mit n Ellbogn und boſlt: „Biſt wul a rechta Tomerl; wo nehma ma dann a Tabakgeld?"

Oba, s Gſchäft wa gmocht und da Baur hot seine neugn Knecht gleih auf n Tenn gführt.

No, und so is s holt ongongen und in gonzn Tog hot s daurt, dös Pimpalepampale, ſo daſs insere Zwen ſcho Blodan in da Hond kriagt hobn. Und die Kost is ah noh hautſchlecht gwen. Erdäpſl und a Woſſaſuppn und aſt wieder amol a saurs Rührmilchkoch, ſo daſs da Petrus amol gſogt hot: „Du Bäurin, wann da ka Sterz ſoal is, aſt driſch dein Hoba na ſelber aus, ih nimm mei Binggerl".

„Sei ſtill, Pedrus, da Baur is holt ah an oama Teufl, und wann er s ſelba ba der Kost ausholt, ſo bringt ſ' ins ah nit um!" So hot da Herr gſogt und aſt ſein ſ' wieder auf n Tenn gonga.

Die Dreſcha hobn viel längere Teg wia ondere Leut, ſe is wohr und insere Zwen hobn ſih ollamol auf d Nocht gfreut. Auf n Heubodn hobn ſ' eahna Bett ghobt, und da Pedrus hot gleih in der erſtn Nocht gfrogt: „Herr, wia liegſt dann liaber, auſſn oda herbei ba da Wend?"

Sogt da Herr: „Wann s d willſt, konnſt herbei liegn, du gangſt ma ſiſt eppa gor noh zu da Küadian owi, ba da Nocht!"

Die ſe Red wa nit ſchlecht gmoant, ober in Pedrus hot ſ' giſt, bis n d Augn zuagfolln ſein. —

Jo, s Dreſchn is a hoate Oabat und amol, wia da Baur in da Früa aufweckn kimmt, hobn ſih die Zwen nur übadraht und ſein wieda z nepſatzn kemma. Gleih is da Baur wieda do: „Na, ſteht s ma heunt nit auf, da Schinta hät d Haut gern!"

De grob Red hot de Zwen vadroſſn und juſtament ſein ſ' noh liegn bliebn. — Steht nit long on, is da Baur wieda do, oba dösmol hot er an tüchtin Komarodn ban eahm, an

hoslingan Steckn, und klopst damit n Herrn, der grod aussn liegt, gottslästerisch durch. Se hot s' gschreckt, sie sein aufgsprungen und da Pedrus hot schön stad gsogt: „Mih ziemt, hiazt hot Dana Prügl kriagt!"

„Se ziemt mih ah!" moant da Herr und geht schön zah auf n Tenn.

In der oan Nocht drauf sogt da Pedrus: „Du Herr, wann da Grobian morgn ah wieda kimmt, so lose ih mih prügln, leg dih du zuwi zu da Wond." Jo, se war in Dan gleih recht und er is herbei glegn.

Wia s a weng liacht wird, kimmt da Baur scho wieder und schreit: „Jo, wos is dann dös? ös vadeants eng jo nit amol die Kost! Woat, ih ziah eng d Faulheit no aus, se gib ih eng schriftli; und heunt kounst mein Steckn du ba da Wond herbei amol kostn, dass du ah a Prüglsuppn kriagst!" und haut wieder üba n Herrn zua, viel stiaka, wia s vorimol, dass d Hüll schön gstabt hot. —

Se war in Herrn z viel — „Baur!" sogt er, „wann s d auf deine Hobagerbn aso zuaschlogst, wir auf mih, nochha bringst s Körndl alloan ah aussa, mir schaun ins um an ondern Plotz!"

Aft sein s' ogfohrn.

So sein s' weitagonga und auf oanmol bleibt da Pedrus auf da Stroßn stehn und sogt kloanlant zan Herrn: „Du, dei Bugl muass schön ausschaun!"

A Kapitl vo die oldn Griachn.

Schön war s, wann an Obasteirer ah wos wissad vo die oldn Griachn. Wann s d fleißi Ruabn schällst, Bua, daweil ih Span moch, so dazähl ih da wos davon. Schau, die Griachn dös sein gspoasige Leut gwen, groß, stork, schön und mentisch gscheit! Künstla sein s' oll gwen, von äamstn Keischler on, bis zan Kini. Bilder und Büacha hobn s' gmocht, wia ma s heunt noh gern onschaut, und Häuser und Templ hobn s' aufbaut, dass s nix zweits meh gibt. Hobn eber ah a schöns Lond ghobt, a Lond mit hohn Bergn und grean Ebnen und do sein durch Wiesan und Waldln und Weinbergn klore Bacherla dahe grunnen, onzschaun, wia s leti Silba. Und außstumher is s blow Mir gwen, und do sein s ollaweil schifferlgsohrn und hobn gsungen und hapfngschlogn dabei. Ober oans is schlecht gwen, beichtn gonga sein s' nit und gheirat hobn s' mit da Zivileh. Pfui Teufl! wurd da Pforra sogn, hört s mir auf mit engere Griachn, sein eh koane Kristn gwen! Richti, da Pforra hot recht, sie sein grod um tausnd Johr zfrüa kemma zan Kristntum und fü n Himmel; der is zu da sen Zeit noh nit offn gwen, weil da Pedrus mit die Schlüssl noh woaßs Gott wo, gsteckt is. Ast hobn s' holt nit eini mögn, die oamen Griachn. Na, mocht nix, hobn s' eahna denkt, mir richtn ins holt auf da Welt an Himmel zsomm! — Und wohr is s gwen, thon hobn sie s.

Um Götta hobn s' eahner ah gschaut, vasteht sih — oba recht guat hobn sie s nit darothn damit — sein zwor lustige Kampl gwen, die Götter, oba sist war s eng a Bulk, a kloan

vadrahts. Da Zeuserl, der obaste Gott, selba hot amol an Spitzbuabn gmocht, ma redt nit gern davon.

Auf n olympischn Berg hot er sei Haus ghobt und vaheirat is er ah gwen. Oba mit sein Weib hot er sih grechn nit oan mögn; hot ihr ka Recht glossn und er selba wa der erst Gott und er lossad sih nix gsolln.

„Du olda Schippl, sei froh, dass ih dih mog!“ schreit sei Weib, oba wia da Zeus mit seine Himmlaza-Pfeil onghebt hot zan umasuchtln, hot s doh still sein müassn. Oba klewa hot d Sunn wieda gscheint, is s' scho wieda ban Maul:

„Wann s d ah der obaste Gott bist, zwegn den konnst ah noh nit Olls; bringst eh nit amol an Menschn zsomm, wann ih da nit hilf!“

„Ho, ho, ho!“ brummelt da Zeus, „dös wern ma gleih sehn, Olde, wer mehr konn, ih oda du!“ Dabei schlegt er auf sei Hirn und — ban linkn Ohrwaschl is a bildsaubere Jungfrau aussa ghupft. Wann s wohr is, is s gmua! gelt Bua? oba die Griachn hobn glabt drauf. Und hiazt los na weita. Wos a rechts Ehweib is, gibt nit noch.

„Dös konn ih ah!“ moant d Frau Zeuserl und — pums, steht a gramsta Bursch do.

„No jo“, bovlt der Olde, „hiazt hobn ma holt an iads auf oagne Faust a Kind zsommbrocht, wos liegt dann dron! Zwegn den bleib ih ollaweil noh da Moasta. Schau, dei Bua hinkt und wird a ruassiga Schmied und mei Diandl do moch ih zan a groẞa Göttin; wirst es scho sehn!“

Nu, und sölchte Zwidrigkeitn hot s holt ollaweil gebn. Und sist ah, wann d Somstanocht kemmen is, sein in Zeus seine Sühn holt nia dahoam gwen.

„Wo bist dann wieda gsteckt heunt?“ is er sein Jüngan, in Merkurl, amol ongrumpelt.

„Mei, wo wir ih dann gwen sein, an Diab hon ih Feign stehln ghulfn!“ sogt der. Woasst, da Merkurl war in Diabn eahna Gott. No jo, de Leut, an Gott müassn s' doh ah hobn! Ba die Griachn war s holt amol a so eingricht.

„Ja, Feignstehln! wern rare Feign gwen sein — dan an Mensch bist wieda gsteckt!“ schreit der Olde und nimmt n Jungen ba die Ohrwaschl.

„Na, Voda, zwe sull dann just i h ka Freud hobn; mei Bruada, der Apollerl, bleibt nit o a n Nocht dahoam!“

„Ba den is s wos onders, Kind, der muafs da sein Sunnrofs bleibn, sist geht s n durch“, sogt da Zeus.

Jo, dafs ih da s sog, der Apollo is da Sunngott gwen, der mit sein guldan Wogn johraus, johrein über n Himmel gfohrn is.

„Und wia treibt s dann mei Schwesta, d Aphroditerl? Wia s dunkl wird, steht s schon auf da Gossn und mit n erst bestn Schiffabuabn rennt s' mit!“

„Wann s d nit bol still bist, Bua, ih beutl dih nohamol!“ fohrt da Zeus auf, oba da Bua laft fuat, auf an iada Feischn hot er a Flügn und so konn n der Olde nit meh dawischn.

No, aft setzt er sih auf sein Loanstuhl, wuzlt sein weißn Bort o und denkt ban eahm selba: Meina Seel, wann s d Leut wissadn, wia schlecht dafs meine Kinda sein, sie valiradn olln Respekt vo mir.

A Bruada von Zeus, da Neptun, war a Schiffskapident, a zweita Bawolder auf an hoamlin Plotz — wia da s scho noh sogn, wo — und sei Schwesta, die Zehr-Nesl, war a große, stoanreiche Bäurin, de s Obst und s Korn und n Buda vo der Erdn aussa beutlt hot — zaubern hobn s' oll mitanonda kinna.

So, hiazt kennst die gonz Freundschaft vo die griachischn Götter und hiazt dazähl ih da wos onders.

Pfoffn hobn die Griachn ah ghobt und de hobn wohrsogn kinna. Mit die Götta hobn s' gredt und aft wieda mit die Leut und hobn gsogt: „So und so will s da Zeus und fü d e n Winta braucht er so und so viel Mehl und so und so viel Schmolz und so und so viel Wein und so und so viel Obst und so und so viel Kuhlrabi und so und so viel Geld und so und so viel — na, Bodn hobn die Pfoffn eh vo Zeitn so weng oan ghobt, as wia — ös wißt s es aft eh scho, wos ih sogn will.

Und wer brav gebn und gopfad hot, der is holt noch sein Tod in Olymp kemmen oder in s Elisium, wia s' eahna Paradeis scho ghoassn hobn; wer s oba nit thon hot, no, der hot sih onschaun därfn, woafst, die Griachn hobn a Höll ah ghobt. De hot völli a so ausgschaut, wia n Pata Kochem seine, mittn in der Erd drein, a finstas Loch vull Fledamäus und Schlongen.

Woafst, wer vo die Griachn zerst in die Höll kemmen is?

Hiazt denk da, da Zeus hot n Leutn ka Feur lossn wölln; sie warn noh Kinder und kuntn leicht wos onbrenna. Oba da Prometheus hot gsogt: „Na, du olda Grawschädl, sulltn ma lacht die Brodsuppn ols a kolter essn?“ Und amol hot er üba Nocht a longe Stong ban Ort mit Schwefl ongstrichn, und wia d Sunn aufgonga, hot er d Stong gschwind hingholtn üba n Berg und hot s' ba da Sunn onzundn. Se is s erste Schweflhölzl gwen, Bua, und sid der Zeit hobn d Leut a Feur auf n Herd. Oba dös Gsicht, dos da Zeus dazua gmocht hot! In sein neugestn olympa Blitz hot er ka bessas Feur, wia hiazt die Griachn auf eahnan Herd. Gleih hot er um an Prometheus gschickt und hot n in da Höll auf a Stoanwond onschmiedn lossn, und hot an Geirn über eahm gschickt, der n d Leber aussahockt. Der Monn wa der Erste in da Höll, oda von Oldn wa s ah nit schön, dass er gleih so ausbrocht gwen is — da Geir hät wos onders ah fressn kinna.

Na, gstreng is da grawschädlad Tümler ollaweil gwen, sowul, dass er selber ah koan Groschn werth wa. Und zu der Schinterei hot er sein Bruadan, in Plutl, braucht — dase wa Bawelder in da Höll.

Derowegn hobn sih die Griachn ah gfürcht von Sterbn, so guat wia mir und — scha, wia hot s dann da Tantalus gmocht? Der sogt zu sein Weib:

„Du Olde, wann ih amol stirb, grob mih jo nit ein, rühr mih nit on, loss mih liegn, wir ih lieg!“

„Jo, wann s d moanst, wegn meina wul.“

Richti, wia da Tantalus gsterbn is, losst s' n liegn auf da Goanzn. Do hebt der in der Unterwelt a grauslis Spetakl on:

„Du, Plutl, wos is dann dös, sie grobn jo mein Leib nit ein, de Sapperawoltsleut dahoam; und dös leid ih nit, sull ih eppa herliegn in da hoassn Sunn, dass ih braun ah noh wurd! Na, da mir gibt s dös nit! Plutl, geh, loss mih aussi auf oan Tog, dass ih mih eingrobn konn!“

Schön sauba losst n der suat und wia da Tantalus herobn is wieder auf da Welt, slugs, wir in a Hosn, is er eingschlossn in sein Leib und is wieder umagsprunga, wir eh, und hot eahm denkt: Ongschmirt hon ih s', de Gscheitn!

Oba der Ongschmirt is er selba gwen. Da Plutl hot n gleih ghobt ba da Foltn, hot n in d Höll eingsteckt und dan an Stoanfelsn onghenkt. Und wos der oami Tantalus noh für a Pein leidt! Humer und Durst hot er und bis auf die Knia geht n s frisch Wosser auffer und grod üba sein Kopf henkn die schönstn Buderäpfl und Kaisabirn. Oba wir er trinkn will, duckt sih s Wosser owi und wir er um an Opfl greift, zuckt der Opfl auffi. Is dös an oama Teufl! Bua, wann ih in die griachisch Höll kimm, so is mein Ersts, dass ih den Monn a por Äpfl owabrock und an Huatvulln Wosser auffi gib.

Ober amol hot er doh Recht ghobt, da Zeus. Do is a Monn gwen, der hot — roth amol, wia viel Töchta der ghobt hot! A holbs Duzad, moanst? — Nix, a holbs Hundert hot er ghobt und olle sein s' sauber und jung gwen. Do hot oba den Oldn amol tramt, s wurd n sein Schwiegasuhn umbringa. Der Norr hot s glaubt und hot eahm denkt, ih vaheirat holt meine Töchta nit, aft hon ih koan Schwiegasuhn.

Se wa wohr, olda Voder, aft häst koan Schwiegasuhn. Oba dei Nochbar hot grod ah funfzg Buabn und de liadäugln ollaweil mit deine Töchta; wos sogst dann do dazua? — Nix hot er gsogt dazua — ogfohrn is er mit seine Menscherla. Jo mei, se Sochn hot n weng ghulfn, die Buabn sein eahna noch und hobn koan Fried gebn, daweil da Voda nit an iadn oane vo seine Töchta gebn hot. Wos konn der Olde mochn, wann er s' nit freiwilli gibt, nehmen s' eahm s' weg — sei thoan eahner a funfzg!

Nu hot er ober an iada vo seine Töchter a neugschliffns Messa gebn und hot eahna s auftrogn, dass s' in da Brautnocht ihrn Mannern damit in Hols oschneidn sulltn. Geh weiter, is dös a grausliga Schwiegavoda!

Oba die jungen Weiba wern doh so gscheid gwen sein und wern s nit thon hobn? Gschwind hobn sie s nit thon, se is wohr, oba gegn da Früa hobn sie s gmocht, wia da Voda gsogt hot. Nur Oane hot ihrn bravn Monn liaba ghobt, wir ihrn schlechtn Vodan und hot n lebn lossn. Oba dase thuat s wegn seine neunavierzg Brüada, rennt hin zan Schwiegavodan und sticht n zsomm wir a Kalbl. Gelt, in Oldn sei Tram is doh noh wohr worn!

Wos sogt dann da Zeus und da Plutl dazua? De schickn gleih eahnere Schondarn und lossn die neunavierzg Weiba huln.

„Wos thoan mar eahna dann on?“ frogt da Plutl.

„Mir sollt schon wos ein“, moant da Zeus, „stell de saubern Frauzimma hin zan an Foss, und gib an iader a Sieb in d Hond, sulln damit Wosser in s Foss schöpfn, und wann se vull is, aft kinnen s' wieda hoam gehn.“

So is s gschehn und ih moan, sih schöpfn noh ollaweil — sie kunntn scho leicht fiati sein, sein eahna so viel und s Foss is a nit gross, oba — Bodn hot s koan.

Gelt, Bua, dös war a longweilige Dabat — do geht s Ruabnschäln und s Spanmochn gschwinda! Mei, wir is s dann in Sen gonga, der an Stoan aussiwölzn hot müassn auf n Berg und wia der obn wa, kimmt er n aus und kuglt n wieder owi! Marzt ah hennt noh dabei, und moant, obn bleibn muass er — oder obn bleibt er nit.

Schau, die Griachn hobn mit de Gschichtn holt wos gmoant, sie sein jo nit so dumm gwen, dass s' dös just a so gnomma hättn, wia sie s gsogt hobn — und wos ih da zleßt biazt dazählt hon von luckadn Foss und von Stoan, der nit obn bleibt, dös bedeudt d Ewigkeit, Bua — und biazt moch, dass d mit n Ruabnschäln fiati wirst.

Die Trojanagschicht,

zsommdicht

von an oldn Griachn.

Wos ih da heunt dazähl, dös is in da gonzn Welt schon ausgsprengt. Därfst es ah weitasogn, wann s d willst — die gonz Welt glaubt drauf, und woaßs s oagnsta, daß s dalogn is.

Oba die Trojanastodt — hoſt noh nix ghört davon? — sullt doh existirt hobn und eh vor Zeitn prächti dogstondn sein — vasteht sih, in der oldn Welt entn, wo sih holt eh de gspoasin Gschichtn oll znatrogn hobn. Schau, und in da Trojanastodt is a Kini gwen, da Primerl, der hot an feschn Suhn ghobt — wos holt da Kronprinz gwen wa — da Pariserl. Wia der groß worn is und scho long von Schulgehn aufghört ghobt hot, schickt n sei Voder in d Fremd — tiaf in s Griachnlond eini zan Menelausl, frogn, wo der koane foaln Ochsn und Küah hät, er gang s Viachhendln on. Oba da jung Spitzbua is bidln gonga und hot sih in die schön Leuerl, in die jung Frau Menelausin, valiabt. De hot ihrn schön Nom nit umsist ghobt, ober ihrn Monn hot s' umsist ghobt, weil er schon an olda Schippl gwen is und rechtschoffn s Podagra ghobt hot.

A witziga Kerl is er gwen, der Pariserl; hiazt vakloadt er sih in an Holdabnabn, wird mit a per Gottfraunna bekonnt, de führn an ba da schön Leuerl auf — und aft is s schon s Wohre gwen! Dös wa schon aus der Weis, wia de sih gleih vabrennt hot in jungen Prinzn und wia s' ihrn Monn Obr-

waschl aufgsetzt hot — eslhofte! Und auf oanmol, wia der Old aus is — ich moan, auf n Troathandl war er — is da Pariserl mit da Lenerl ogfohrn. Und wia der Old hoamkimmt — Du Himmelseitn! wa dös a Gschall und a Gedöss: „Mit Gwolt hot er ma s' graubt, der Wildlin, der schlechte!“ hot er gschrian, „oba mei Lenerl mog sist koan wia mih, sie holt s gor nit aus ba den Zigeunabuabn und ih gib nit Fried, daweil ih s' nit wieda hon! Mein Vettan und mein Bruadan und mein Gvottan und mein Schwogan und oll meine Freund lodn ih zsomm; gonz Griachnlond muass mit üba s Mir, die Trojanastodt wird zhaut und zrissn, der old Kini vajoat, mei Weiberl darett und n Parisl, den Lotta, den nimm ih zwischn die Füass und hau n, so longs mih gfreut!“

Recht host, Lauserl, dei Lenerl wird eh scho hort woatn auf dih!

No, und wos is s gwen? Holb Griachnlond is aus mit Spiass und Spurn; in Achillerl hobn s' jo nit vagessn; der is da Besa gwen inter Olln; woasst, den hot ols Kind sei Muader in an vazaubatn Wossa so biatgsottn, dass er a Haut ghobt hot, wir a Krebs; nur ba da Ferschn hot er a wehleidis Fleckl ghobt — mei Gott, wer denkad donn auf d Ferschn!

Ast kemmen holt fü die Trojanastodt schlechte Zeitn. Zuagspirt hobn s' guat, se wa ka Sochn, owa die Griachn hobn üba zehn Johr passt vo da Stodt. „Thuat s wia s wöllt s do drein“, hot da Lausl ollamol gschrian, „suat gehn ma justament nit!“ Ast hot er ollaweil umigspäht um d d Stodtmaur und hot gmoant, d Lenerl wird eppa wo aussaschaun ban an Fensterl oda gor aussiahupfn zan eahm — jo woat a weng — de huckt long in Kinigschloss und fisst ihre brotnan Vögl!

Ober ollaweil sein die brotnan Vögl nit in d Stodt gflogn, auf d Letzt hätn s' a Hebabrot ab noh gessn.

Die Griachn hätn scho gwunga, do hebn sih de Narrn selba ztrogn. Dana — mih ziemt, Agamemerl hättn s' n ghoassn — hot lacht an Pfeffn a weng beleidigt und drüba holt sih der Achillerl, der a Klerikala wa, so saggrisch auf, dass s zwischn die zwen Spetzi bal van Her bol zan a Rafferei kemma wa. „Henkt s da Kotz d Schelln alloan on, ih will vo da gonzn Schönlenerlgschicht nix wissn meh!“ schreit der

Achillerl und rumplt fuxt in sei Zelln und losst sih a Weil neama sehn.

Sei Muada, die Peleusin, war ah a so a Possntrogerin; wia da Wind, rennt s' zan großn Dunnera von Olymp: „Du Zeuserl, du Zeuserl; hiazt lose da den Skandal dazähln; ah dös is schon über olle Moßn! geht der schäbige Agamemerl her, ziacht n Feldpada s Opfer o, gleih auf a gonzes Monat und schimpft noh üba die Pedaspfenin, as wia wann s n wos ongang, den Neidkrompn, den geizin, traut eahm eh nit amol a Stückl Fleisch z essn und seine oldn Sauledaschuch gholt er zsomm und siadt n noh a Suppn aussa fü Mittog und Jausn — der Wuacha, der grausli! No und ast — los na weita, Zeuserl — ast last er erst in oan Saus zu mein Suhn und henkt n a Maul on, dass s a Schond und a Spott wa! Er därf eppa wos sogn, der Schmuzian, hot eh die Tochta vawantschlt, dass sei Weib hiazt völli narrisch wird dahoam! Und so a Mensch, der froh sein sullt, dass n d Sunn onscheint und den eh nit amol a Käfer auf n Misthaufn onschaut — so a Mensch will noh mit mein Suhn Handl onhebn! Geh, Zeuserl, reiss den Tromptomerl a weng zruck, dass de Griachn doh amol z wissn kriagn, wer mein Achillerl is und wos s' hobn in eahm!"

Wann da Zeuserl grod guat aufglegt is, so is s guat redn mit eahm gleih nimmt er d Frau Peleusin (geburne Thetis) ban Wangerl, taschlt s' a weng o und lecht schön gschmiat: „Wern s scho mochn, gnä Frau; oba s is scho spot; war s nit gfälli, gnä Frau, ba mir heunt üba Nocht z bleibn, Zimma hon ih schöne und Himmelbetta drein, dass s a Guster is — ih los gleih a Dompfbod richtn, gnä Frau!" — Wa recht, die gnä Frau mocht a por feine Kniaxln und ogmocht is s gwen. Da Zeuserl roschp vo Freud sein schönstn Blitz her und h a u t n owi auf d Welt, dass s schön gfunkazt hot!

Ghulfn hot d Woscherei. Steht nit long on, geht in Griachnloga s Malör scho los. Zerst sein die Zwen, da Menelauserl und da Pariserl zsommkemma; gredt hobn s' nit viel. „Woasst wegn wos ih do bi!" rullt da Lauserl her und p o d t n ban Schopf, dass d Horfetzn davon-fliagn.

Der Oan reisst n Griachn in Brustfleck owa, dawischt n ban Krogn und draht eahm s Holstiachl zsomm, dass der oame Lauserl gleih über und üba kriachnblow is worn. „Lose aus!"

gnaglt er noh notholber aussa. „Wann s du auslosst, loss ih ah aus!“ moant da Pariserl. No, und so hobn s' ausgloifn, aft sein s' schön stad, oba kloan zrissn und zraft ausanonda-gonga. —

Oba harb is er gwen, da Prinz — s warn um seine Guldlockn so viel load, derowegn hot er hoamli wos onbandlt. Gach, ba da Nocht, wia die Griachn schön bomala dusit hobn — rumpeln die Trojaner ausser und prügln die Ondern scho gotteslästerli durch; die schönstn Ross hobn s' zsommgstochn und die größtn Kerl hobn s' niedagschlogn as wia d Ochsn! — Der Agamemerl hot gschultn, as wir a Reiter, und da Menelauserl, der old Hascha, hot grört, as wir a kloans Kind.

s hot scho glocht ah wer! Der Achillerl und sei Minada hobn glocht: „s gschiacht eahna scho recht, wann s' Schläg kriagn, gschiacht eahna scho recht!“

Do fliagt die Thür auf und n Achillerl sei Schlofgspon, da Patrokl, gölsnd eina: „Brüaderl, leich ma doh gschwind dei blechane Hosn und n eisnan Rock und in messingan Huat mit da zinnan Loassn dazua, dass ih s s' zruckseik, de Höllsaaggra, sie sein scho wieda do!“ —

No, und wia die Trojaner in Patrokl mit den Zeug dasehn, hobn s' gmoant, s is der Achillerl selba — hobn nix vagessn, d Füass üba d Ochsl gnommen und sein groast eini in in eahna Nest, wia d Schuastabuabn. Da Patrokl gleih noch in oan Sturm und pums, pums! geht s los über eahnere Bugl; oba gach scheibt sih Oaner um — da Hektorl, eh ah a saggerischa Nassa — no, und der sumpad n Oan s Brennscheit um an Kopf, dass da Patrokl gleih zsommbrochn is und ka Wörtl meh gredt hot.

Wia der Achillerl hört, dass s' sein bestn Komarodn daschlogn hobn, is er fuat und hin — dawischt n Hektor noh in Stodtgrobn, reisst n zruck und steckt eahm s Messa zwoa - dreimol in die Brust, daß der Oan umgsunkn is mit n Heschaza: „Hiazt hon ih gnua!“

„Aft is s recht!“ schreit der Achillerl und wirft n Dastochnen in Stodtgrobn. So wild hot n Achill noh Neamt gsehn, wia do — sei Freund is hin zsommt sein Gwond! — noh a por Stoan schmeisst er in Hektorl noch in sein Zurn, auf d Lesst springt er selba noh owi

in Grobn und watscht n noh a Por iwi mit da Faust, dass s schön kleschi hot!

n Achillerl sei Muada rennt lüfti zan krumpn Schmied, lasst n an extrasein Schild. — Fü wos denn? Die Trojana sein scho long wieder in eahnan Nest ghuckt und aussazbringa warn s neama gwen und um viel Geld nit.

Wos solltn die Griachn hiazt mochn, stehn bleibn kinnen s' doh nit do, hobn jo dahoam ah wos z thoan. Do sollt n Kreuzköpsl Odissl wos ein. Losst der Hallodri an ends Ross aufzimman, stellt a por Duzad vo die gwichstan Kampl eini in hulln Bauch, und mocht wieda schön fleißi zua. . Die ondern Griachn thoan, wia wann s' hoamzua wullin, setzn sih auf s Schiff, vasteckn sih oba wo auf an Insl, gleim hinter n Waldl und guckn und gamen.

Wia s die Trojana wohrnehma, dass da Feind fuat is — Jessas, wa dös a Getöss und a Jelsnerei — an Jada hot zerst herausst sein wölln und sehn, wo dann die Griachn koane Feign, oda wos, dogloffn hobn. O je, do dasehn s' dös Ross und so groß is dös Viach, so unsinni groß — hai, dös frisst jo in Hoban von gonzn Lond auf!

„O, ös narrischn Leut, Hoban frisst s koan, oba Leut frisst s, eng selba frisst s und ausschlogt s ah! — geht s ma doh nit so glott zuwi! Dös is a bös Thier und umsist hobn s die Griachn nit do glossn, se därft s ma glaubn!" So greint da Stodtpforra, der grod dahe woglt, aft reisst er an Spiass her und steckt n eini in d Rossswompn, dass d Spell davongspritzt sein! Gleih drauf kruicht inter n Schwoaf a kloana Griach aussa — so an odrahta Jagabua war s und s Lüagn hot der Kerl kinna — ah do gibt s koan Zweitn meh!

„Da Teufl sullt s' huln!" schreit er gleih dahe, „de vamoledeitn Griachn! ollmitanonda sullt s' da Teufl huln! Hiazt denkt s eng — mein Vettan hobn s' gstoant, weil er gegn eng nit mit in Kriag hot wölln. Dös hon ih eahna nit vagessn und bin mit. Und den Odissl — ös wisst s eh, wo a Lumperei und a Schuastabuabngschicht ongstellt wird, is gwiss der dabei — er hot die größan Stoan auf mein Vettan gschmissn und mih hot er ollaweil zan an Norrn und braucht mih hell zan an Potschn! Oba den Odissl kriag ih scho noh und ih schenk eahm s nit! Und schaut s, derawegn bin ih mit, in enga

Lond. Oba wos is gschehn? Den Soafnsieda kennt s eh — ih moan, Apollo hoasst er; dös is ah a so a folscha Ding und mocht olle Lumperein mit. Wos eng der olle Tog zsomm lüagt — ah dös is scho grenzulos. Und so kräfti konn er s mochn, dass s' eahm s Olls glaubn. Sulltn an einfossn in a Glos-kastl, wegn meina, ih glaubn nix, den lugnadn Schipl und ih holt nix auf eahm. Oba losst s eng s dazähln, wos mir da stinkand Soafnsiada onthoan hot wölln; sogt er zu die Odern: Da Jagasinerl — der bin ih — is grod a rechts Opfakalbl, schlogt s ma s o, brot s ma s und kocht s mir an Kuhlrabi dazua!

Ah, denk ih ma, wir ih dös hör, dös wa s Wohre! Sinerl, hiazt host Zeit, dass d ofohrst! — No, und drauf, wia die Griachn fuat sein, hon ih mih vasteckt do in s heili Ross eini, und hiazt bin ih do und ih will neama hoam, s geit überoll bessere Leut, wia de Griachn sein und wann s mih ös gholtn wöllt s, mei Hond drauf, ih bl·ib do und mir wern ins scho vatrogn!"

„Is s ober ah Olls wohr, wos d do gredt host?" frogt da Stodtpforrer und ziacht sei Schnopftabakdusn aussa.

„Howürdn, wos denkt s dann nochha vo mir?" begehrt da Sinerl auf, „moant s, ih bin so a Lugna wia der Apollo und so schlecht, wia der Odissl? Pfui Teufl eini, selm därft s mih gleih niedaschlogn."

„No, und wos is s dann mit den Ross do?" frogt da Pfoff

„Jo richti, hiazt muass ih eng scho dös ah noh dazähln Dös Ross hobn die Griachn da sen Gottfrau, de in Summa auf n Troatbau und auf d Oadwirthschaft ans·is und in Winta zu die Baurn spinna geht, verehrt. Os wisst s jo de Rauba-gschicht, wia s' ihr Bildnuss gstuhln hobn. Drüber is die Gottfrau so aufbrocht gwen, dass die Griachn oll hot wölln vrachn lossn. s war ah gschehn, wann s' nit gschwind dös Ross baut und ihr gschenkt hätn. Ols Opfer und Denkmol steht s do. Ih will nix drein redn, wegn meina thuat s, wia s wöllt s, ober ih roth eng s, legt s den Ross nix in Weg, sist hobt s mit da Gottfrau noh an Grawal! s Gscheita wa, noch mei Moanin, wann s möcht s und gschickt ward s dazua, ös that s Ross in enga schöne Stodt eini und auf s Gschloss aussi-stelln. Saggera, Leutl, do legad s ba da Gottfrau a Bildl

ein und die Griachn deanadn aus dan ihr und hätn nix. s gschah eahna gonz recht, den hochnosadn Leutn!“

Und richti, ongsäust hot er s', der Schlanggl. Se gehn her mit Strick und Stongan, mit Wogn und Windan und schleppn s hülza Riesnross in d Stodt eini.

Da Stodtpforra hot s eh nit wölln ongehn lossn und hot gsogt: „Der Jagasinerl is a Schwindler und bringt eng noh in s Baderbn!“ Wia konn s dann sein; hot er sih dann vasündt, dass er in Lugna nit glaubt hot! wir er in Templ sein Gottsdeanst holt und grod an Stier schlogn will, kemmen zwoa höllgiftige Schlongen, dabeissn zerst seine kloan Buabn, aft ringln sie sih um eahm selber umi, dass s Gwond augnblickli von Leib sollt; er thuat an schiahn Schrei und will die wildn Thier dadruckn, oba fürchterli gschwüllt sei Hond auf und d Schlongen mochn longe Kragn, windn in Schädl hochmächti üba n oamen Monn in da Luft und zingln und pfeifn — ah geh, dass s a Graus is! Da Stier rennt wild davon, het s Messa schon in Krogn; — da guat Pforrer oba sinkt nieder und is mausstodt! —

Do is in da Stodt a Prinzessin gwen — wann ma recht is, in Pariserl sei Schwesta — de hot s a nit gern gsehn, dass dös griachisch Ross einizarrn: „Dös gibt noh Feur und Schwert — hui, wir is da Himmel so roth und s Bluat rinnt auf da Gossn bochweis umanonda!“ Wos sie gsogt hot, dös wa just bar oan Ohrwaschl ein, bar oan aussa; s hot Neamt auf dös narrisch Weibmensch auflosn wölln — oba — Recht hot s' doh ghobt!

s war a Fresserei und a Prosserei n gonzn Tog in da Stodt, oba mittn in da Nocht wia s' oll eahnare Räusch ausschlosn — da Nochtwochtz selba hot an ends Fetzn ghobt — sein die Griachn aussa von eahnan Ross, hobn d Stodtthor spirongl-weit aufgrissn, die Komarodn von eahnan Winkl hegruafn und so sein s' eini — z tausnd und z tausnd, dass in a holba Stund die gonz Trojanastodt vull Griachn wa. — O weh, o weh, wia da Himmel roth is! wia s Bluat bachweis durch die Gossn rinnt! Prinzessin, du host Recht ghobt! Oba, wann s d es woasst, zwe host dih dann selba nit vasteckt? schau, hiazt bindn s' da Händ und Füass und schleppn dih mit in a fremds Lond. Und dein oldn Vodan; Jessas na! pockt n so a Wildlin da

seine schneeweißn Her, schleift n hin vor s Olter und steckt ni s broate Schintamesser eini in die Brust, tiaf, bis aufs Heft!

Schau, Bua, so schiach is s mit da prächtin Trojanastoc ausgongen und Olls wegn da Dummheit mit da schön Lenerl. Woda Prinz hin is mit ihr, se konn ih nit sogn. Ober ih, wann ih Pariserl bin — a Weib, dos ma so viel Unglück bringt, dös vajeik ih auf da Stell!

Da Schneider und die drei Riesn.

Wann s d schön Fried gibst, Bua, und auf n Spon schaust, dass ma zan Spinna sehn, so dazähl ih die Gschicht von n oan Schneida.

Is amol a Kini gwen und der hot a mudlsaubas Töchterl ghobt. Sei Hauptstodt is so groß gwen, dass da best Husar an gonzn Tog und a gonze Nocht reitn hot müassn, bis er um d Stodt umikemmen is, aft kinnt s eng scho denkn, wos dös für a Stodt gwen sei muass; und olle Leut, de drein warn, hobn in Kini gor gern ghobt und die Prinzessin noh liaba. Se war olls guat, oba s is wos Schlechts ah gwen. In da Nahand vo da Stodt auf an hohn Berg is a mentisches Gschloss gstondn, und do sein drei Riesn drein gwen. Se hät nix gmocht, s Gschloss hobn s' jo selba baut und hot eahna ghört.

De drei Riesn sein olle Freider amol in d Stodt gonga — zwegn da Kost — oba ban Bäckn hobn s' nix gnomma, ban Fleischhocker ah nit — d Semmeln warn eahna z oldbochn und s Rindfleisch wa jo modland worn üba d Wochn. Se hobn s' scho bessa vastondn: a por Dutzad Leutl hobn s' in da Gschwindikeit auf da Gossn zsommgfongt und in Sock gsteckt zan a Kost, oba sist hobn s' Neamt nix thon! — Dös war a große Noth in da Stodt und d Leut hobn nit gwisst, wos s onstelln sullin. Da Kini hot ausruafn lossn: „A Truhnvoll Dukotn fü den, der die drei Riesn umbringt!“ — Se hot nix ghulfn — s hot sih Neamt traut. Aft hot da Kini ausruafn lossn: „s holb Kinireich fü den, der die drei Riesn umbringt!“

— Hot nix ghulfn. Lojst da Kini nohamol sogn: „Wer ma die drei Riesn umbringt, und is s wer da wöll — da se kriagt mei Tochta, die Prinzessin, und s gonze Lond dazua!“

Se hot sih scho sogn lossn; a schöne Prinzessin und a Kinireich konn ma nit olle Tog hobn, gelt, Bua!

Oba na, gnutzt hot s noh nix; s hot sih holt Neamt traut. „Se muass a größera sein, wia mir,“ hobn d Leut gsogt, „sist därf er s nit wogn.“ Guat. Do hot in da nämlin Stodt a Schneiderl glebt; a bluatoama Teufl, ober a lustiga Kampl, is olle Tog a por mol durch sei Nodlöhr ghupft. Amol hot der Schneida die Prinzessin in Gortn spoziern gehn gsehn und sid dera Zeit hot n olle Nocht von ihr tramt. — Du, dih kriag ih noh! hot er eahm denkt, wir er in drittn Aufruaf von Kini glesn hot — und hiazt geh ih und würg die drei Riesn o! Na, du warst ma da Rechte dazua! glongst nit amol zu die Knia auffi, wann s d eahner a Hosn onmessn willst. —

Dass ih s Maul nit zfrüa aufmoch! er geht lusti aus da Stodt und n Riesngschloss zua. Intawegn hot er an Vogl gfongt und hot n in Sock gsteckt — ma konn nit wissn, zu wos er guat is. A faule Kuabn hot er ah gfundn; hot s' ah gleih eingsteckt — konn nit wissn, zu wos s' guat is! So hot er eahm denkt und sist ah noh ollahond, und so is er hinkemma zan Riesngschloss.

Grod vor n Gschloss is a Kerschbam gstondn und richti, do war vo die drei Grossn oaner obn. — Da Schneida wünscht an schön guatn Morgn, frogt, wo die Kerschn scho zeiti sein, und dös wa noh völli z früa, er glaubat s nit.

„Na“, brummelt da Ries, „wann s d es sist nit glaubst, du kloana Rotz, du misrabla, so steig auffer und schau selba!“

„Dös därfst ma nit zwoamol sogn“, moant da Schneider und steigt auffi auf den Ost, wo da Ries steht und kreanzt gonz auffi in s Ort, wir a Spotz. Zeiti sein s' gwen, se Sochn wa richti, oba wir er do grod recht in s Essn einikimmt, hupst da Ries vo sein Ost owe; da se schnellt auf d Höh und saat in kloan Schneider üba n Bam auffi, dass er gach auf der oan Seitn auf n grean Wosn gstondn is. —

Se war in Riesn völli z viel — konn dann der fliagn?

„Jo, dös konn ih freili!“ moant da Schneida — „dös

is jo so ka Kunst; steig nur aussi noh amol auf d Höh und hupf übri üba n Wipfl, s wird scho gehn, ah!

Se war a Hauptsoch — denkt eahm da Ries, steigt aussi, will übrihupfn, straucht owi, kimmt mit sein grosßn Kopf grod in a Zwiesl eini und bleibt henkn. —

Dana wa scho hin! denkt da Schneider und geht in Gortn eini, wo die ondern zwen gwen sein. De hobn grod Stoan gworfn, und die größtn Trümma hobn s' aussigsumst und so stork, daſs die sewin tiaf in d Erdn einigschlogn hobn.

Jo, stork wern s' hasn sein, se moan ih völli! denkt eahm da Schneida, astn schleicht er hin zu die Riesn und sogt wia s es sih ghört: „Na, Vettan, loſst s na Zeit; ös seid s scho tüchti ban Gschäft! Oba“ — redt er weiter — „ös seid s jo nix werth und hobt s ka Kroft! Do wirf ih viel weita!“

„Du, daſs d s Maul nit zfrüa aufmochst, kloane Wezn!“ brummelt a Ries — „geh wirf — müassn s doh sehn!“

Da Schneida hebt an Stoan auf, ziacht daweil oba sei Vögerl aus n Sock, schwingt d Hend und loſst s aussi fliagn — lusti fuat, daſs ma 's gleih nemma gsehn hot.

„So müaſst s es mochn!“ sogt da Schneida; „wann ma doh amol an Stoan aussi schmeiſst, so därf er gor nit mehr auf d Rieda solln; sist loſst ma s gleih gor sein!“

D Riesn hobn richti gmoant, s is a Stoan gwen, wos da Schneider aussi gworfn hot, hobn selber ah probirt und mit kloane Stoan, hobn s oba nit zwegn brocht. Oba wos onders hobn s' zwegn brocht; se is ah gmua gwen! Wieder an Stoan hot Oaner aufklaubt und hot n in da Hond zdruckt zan an letin Mehl. Se wa viel, oba da Schneida hot gsogt, er kunnt s noh bessa. — Dös wer ma scho sehn! Er hebt ah an Stoan auf, nimmt oba hoamli die faul Ruabn in d Faust und druckt s' zsomm, daſs die gelb Suppn durch d Finga rinnt.

„Saggerawold nohamol!“ moant da Ries zan oan, „mir hobn in Stoan grod zan Mehl gmocht, der preſst gleih in Most aussa! wos is dann der kloane Bauxn für a Mensch!“

s is eahna grechn da Schiach ongonga von eahm und erst recht, wia da Schneider um d Nochthiaba ongholtn hot. Oba gholtn hobn s' n, und hobn an in a finstere Stubn aussibrocht auf a Bett und hobn eahna denkt: Der kunnt insa Herr wern;

Dana von ins is eh scho hin wegn seina — woat na, mir daschlegn dih, ba da Nocht!

Se hot da Schneida wul gspennt, dasi mit eahm wos in Sinn hobn kunntn; er hot a Strohmandl gmocht, hot s mit sein Gwond onglegt und so hot er s in s Bett einithon. Er selber is inta s Bett einigschloffn. Steht nit long on, kemmen ba da Nocht die Zwen mit an Liacht und mit an saggerischn Prügl.

„Er schloft scho", hobn s' gsogt, wia s' in Bett s Strohmandl sehn. Aft hobn s' holt ongfongt und hobn a gonze holbe Stund auf se zuaghaut, bis Dana sogt: „Hiazt is s scho gnua; er riglt sih neamer und is scho gonz kroat — is guat hin!" Aftn sein die Zwen wieda fuat.

Noh is da Schneider erst vo sein Winkl aussa gschloffn und hot sih zan eahm selber in s Bett eini glegt.

In oan Tog steht er in olla Früa auf; legt sei ordroschns Gwond on, geht zu die Riesn und wünscht an schön guatn Morgn.

Auf dös warn die Zwen gonz daschreckt: „Hiazt hobn ma n so long ogschlogn und er is doh wieda do; is dann dös da Teufl?"

„Na", frogt auf d Lesst Dana, „wia host dann gschlofn heunt Nocht?"

„Donk da Frog; recht guat, ober a weng Flöh hon ih gspürt." So hot da Schneida gsogt.

Se war in zwen Riesna scho z viel: „Hobn ma zuaghaut, wos ma gmöcht hobn und er sogt, Flöh hätt er gspürt!"

„Du Bruada, dös is insa Herr!" hot auf oanmol Dana zan Ondern gsogt, „fohrn mar o!" — Fuat sein s' und sit dera Zeit hot mar in gonzn Lond koan Riesn meh gsehn.

Guat. Da Schneida geht hoam in sei Stodt, heirat die mudlsauba Prinzessin, wird Kini, und wann er nit gstorbn is, lebt er heunt noh!

n Deckaveitl sei lessta Gspoass.

Da Deckaveitl is sei leper a lustiga Kampl gwen, und olssa Todta hot er ah noh an Gspoass gmocht.

Sei Lessts wa, dass er s Wintabarn Olmhäusl eindeckt hot. Do hot er gsungen und gwischpelt dabei, wia die ondern Vögl, de auf n Doch gsessn sein und so oft n da Holdabua s Essn auf d Olm bringt, woass er a gspoaßige Red und losst n Baurn oda da Bäurin wos Lustis sogn:

Ober a mol kimmt da Holdabua hoam vo der Olm, will redn und bringt ka Wort aussa; er deut nur ollaweil auf d Olm auffi, und da Baur und die Bäurin frogn:

„Na, wos is s dann, wos host dann?“

„Jo - jo — jo, da Decka hot sih dafolln; inta die Dochtrapfn leit er und is mausstodt!“

„Da Decka? Da Veitl? Wird doh dös nit sein!“

„Jo freili is s — inta die Dochtrapfn leit er!“

„Hat er dih eppa na gfoppt — da Veitl is a Gspoass-vogl.“

„Balei nit, balei nit; er is kasweiß und bockstarr und inta die Dochtrapfn —“

„leit er! — So sponn doh gschwind s Ross ein, Baur, und fohr auffi“, sogt die Bäurin.

Und da Wintabar sponnt lüfti s Ross ein und fohrt auffi. s is scho dunkel, wir er zan Olmhäusl kimmt, ober er gsiacht n noh liegn, inta n Doch — is holt owagfolln und hot eahm s Gnack brochn.

„Geh na he, Deckaveitl, geh na he, hiazt deckn ma dib ein!“ sogt da Baur, hebt n Todtn auf und legt n auf n Wogn.

Daweil wird s finster und a Nochtwetta wird ah noh kemma, s himlazt und dunert scho von Gamsgebirg he.

„Hi, Bräundl, hi!“ treibt da Baur und holt sih schön gleim zan Rösel zuwi; er draut sih gor nit umzschaun auf n Wogn — da Veitl kunnt aufstehn; jo, wann er lebendi wurd, se liasſ er eahm gfolln, derowegn kunnt er scho noh sitzn bleibn auf n Wogn — oba wann a Todter aufsteht und umageistert — se Sochn is zwida, se schreckt oan so höllmentisch!

„Hi, Bräundl, hi! Wia s mein Vodan gongen is do: er geht ah amol hoam vo der Olm, und wir er zu der oldn Buachn kimmt, grod zu der do, wo s Taferl henkt, reit n a Schimmel auf d Ochsl und pfnaust n in s Ohrwaichl eini, und er bringt den Schimmel nit owa, eh s er zan Zellathörl kimmt — doscht hot er auf oanmol nix meh gspürt und gsehn. Und der Schimmel is a Geist gwen. Hi, Bräundl, hi! — Jo, und do int ban Brüggl hobn s' spot auf d Nocht schon immer a Todtnliachtl gsehn und an schworzn — Jessas, selm steht er scho! — hi, Bräundl, hi!“

Und so jeikt er sei Rosſ und da Wogn bredlt hint nochhi und da Todte drein fongt völli zan Hupfn on. Und hiazt kimmt da Regn ah und himlazn thuat s und krochn und grod nebn an Weg hot s in a Tann eingschlogn.

„Ho, Bräundl, ho!“ hiazt konn er s Rosſ scho neama daholtn — af d Leſst fliagt s n üba d Wond ah noh owi — ho, ho, Bräundl, ho! — — s is umsist — s Rosſ hot sih gschreckt, no — und da Baur ah und so rumpln s' holt fuat.

Und endli fohrn s' in Hof ein.

„Gott Lob und Donk, seit ih daheam bin! Hiazt kemmt s, Leutl, helft s ma n Decker olegn!“

„n Decka? Jo wo host n dann?“

„Jechtas, jechtas, hiazt is ma da Todte durchgonga! na woat du, wann s d noh amol s Gnack brichst, ih führ dih neama hoam, s is heunt zan lesstn mol gschehn!“ so schreit da Wintabar, oba sei Weib sogt:

„Muasst nit, Baur, muasst nit! Du host n holt ogschütt intawegn; zwe jeikst a so! Geh na wieder und suach n!“

s kimmt n saur on, ober er nimmt sein Knecht mit, und fohrt wieder aus — de Goll, de er auf n Veitl ghobt hot! Zan Glück hobn s' nit weit fohrn därfn, gleih, wo s Dorf zan Ort geht, is er glegn.

„Ah, do is er, der Hallodri, foppn most oan lacht noh, moat!“ schreit da Baur in sein Zurn und gibt n a Watschn.

Jesstl, wia hiazt da Todte aufspringt: „Saggara, wer — wer schlogt mih dann? — Geht s wen wos on?“

„Heiliga Gott, dös is jo da Schulmoasta!“ moant da Wintabar und bitt tausndmol um Vazeihung wegn da Grobheit.

„Jo“, sempad da Schulmoasta nochha, „schlecht is er nit — hot hisch an Geist und do — woaßt, Mesna, do hon ih mih holt a weng vaduslt; — wia geht s dann dir, Mesna, host ah Oane kriagt eini?“

„Loss ma n liegn“, moant da Knecht, „er kennt sih nit aus, hot an unsinnin Fetzn; fohrn ma weita, Baur.“

Richti, da Schulmoaster is wieder eingschlofn, und die Zwen sein weita gfohrn. Wia s' auffi kemman zan Wold, hobn s' n Todtn erst gfundn. Grod mittn auf n Weg is er glegn. Gleih war er auf n Wogn und s is scho Mittnocht gwen, wia s' mit eahm hoamkemma sein.

D Hausleut kemma noh mit a Lotern — o du himmlischa Strohsock, hiazt hobn s' n noh nit. Da Mesna leit auf n Wogn und duslt sein Rausch aus.

„Fikrament!“ schilt da Baur, „kimmt ma hennt die gonz Lumpnbagasch inter und den, den ih will, hot da Schworze ghult!“

No, in oan Tog fohrt er zan drittnmol aus und gonz obn ban Brüggl ist da Rech erst glegn. Wia s' n Veitl begrobn hobn, is a Streit gwen, da Mesna hot n wölln umsist bestottn, weil n da Decka ba da Nocht inta s Doch führn hot lossn und da Schulmoasta hot für s Begräbnus wölln s Doppelte hobn — zwegn der Ohrfeign.

Da Hosnknopf-Jocherl.

Da Hosnknopfjocherl is a Kreuzköpfl; mir mochn eahm s koana noch! Wann s wohr is, sull er in sein jungen Johrn gstudirt hobn — se sogt ma und seine Johr sull er so guat durchgmocht hobn, dass er an iads auf ollgemeins Verlonga zwoamol hot mochn müassn, und s Predingen und s Beichthörn hot er kunnt, wia nit bol Oana, oba, wann er an saubern Dianrl a Buss hättgebn sulln, is n ollamoll s l ah dazuakemen und aus da Buss is a Bussl worn.

Se hot da Dechant nit leidn wölln und hot n vasprengt. Afstn is da Jocherl s Hosnknopfdrachsln ongongen. Ober er hot ollaweil noh an Säcklvull Oblass ban eahm und er konn ollahond Schworzkünstn, de Unseroans um s Holsoschneidn nit zsommbracht.

Dass er mehr kunnt hot, wia Birnsiadn, se beweis' ih: Amol hot er s ban Lipplwirt lautmauli gmocht, zwegn wos er eigentli zwölf longe Johr gstudirt hot. Se wa die schworz Schul und da Teufl hät n ah a permol huln wölln, ober a guata Krist is er doh bliebn und hiazt konn er s! No, wos konn er dann, da Hosnknopfjocherl? Se därf ih nit sogn! Er hot s selba Neamt gsogt, bis auf der oanzin buglatn Kathl, oba der hot er s streng vabotn, dass s' es nit weita redt. Die Kathl hot s kan Menschn gsogt — oba gleih sein s' Olle do gwen und hobn sih ongfrogt ban Jocherl: „Du, is se wohr, dass du die oldn Weiber und Menscha wieda jung mochn konnst?"

Na, wann s' es scho wissn, laugna konn er s nit, se wa nit schön! „Jo", moant da Jocherl, „die Oldn wieda jung

mochn — s is a Kunst, oba zsommbring ih s denk ih scho, se geht ma nit da Schiach on! Wann eng mehra sein, de jünga wern wölln, so kemmt s holt morgn noch da Suppn in mei Keischn — probirn will ih s."

Richti, in oan Tog hot ma wos sehn kinna; do sein s' olle kemma, die Kropfadn, die Bugladn, die Beangadn, die Folteradn, die Schiagladn, die Zohntluckadn, und hintn is die Schiahaft nochghatscht, hot an longen Krogn gmocht und hot bovlt und greint; — auf da sen is da Teufl gritn. Wann der Schipl in mei Hüttn kemma wa, er hät mih aus da Haut gjoat. Oba da Hosnknopfjocherl is dinna blibn, hot noh die Thür aufgmocht und hot gsogt: „Geht s na he, Menscher, ih moch eng jung, bis auf die Älda von eng, die se därf nit einer und muass ihre Grumpfan und Foltan wieda hoamtrogn!"

„Na, se bitt ih mar aus, ih bin die Älda nit!" schreit an iade. „Ih bin siemavierzg, ih vieravierzg, ih neunadreissg, jo, und ih gor erst ochtadreissg und alf Manat!" schrein s' durchanonda, dass ma sein oagns Wort nit vasteht.

„Is recht", moant da Jocherl, „schaut s, zwegnbrocht hon ih s holt doh; hiazt seid s Olle viel jünga; gestern seid s sechzg und siebzg Johr old gwen. Ih wünsch eng viel Glück; geht s hiazt hoam und suacht s eng gschwind Manna zsomm; oba z kloan därfn s' nit sein; sist kemmen s' eng in a Grumpfn eini, ast findt s es neama!"

Jo, se war scho gor z viel und ih hät da s nit grothn, Jocherl — tauch deine Finga fleißi in s Weichbrunnkacherl und spreng dih; du host die oldn Weiba harb gmocht — sie thoan da noh wos on!

n Pforra sei Fiderl.

Woaßt die Gschicht von Pforrer in Trumelboch? No wann s du ſ' noh nit ghört hoſt, ſo dazähl ih ſ'.

Da Pforrer in Trumelboch hot an kloan ſchworzn Hund ghobt — ſein Fido. Und der hot ſo viel dan eahm gultn, daß er zu Mittog s Bratl in Fido gebn und er ſelba nur in Solot geſſn hät, wann die Köchin nit gleih für ollzwen an gonzn Kälbaſchlägl grechtlt hät. Der Hund war in Pforra ſo tiaf in s Herz gwochſn, daß er oft gſogt hot: „Na, wir ih dös Viech gern hon, und mih deucht, wann er redn kunnt, da Fido, ſo kunnt s nix meh gebn auf da Welt und in da Kuchl, dos ih liaba hät, wia mein Fiderl.“ Zan Tiſch und in Keller und in s Bett hot er n mitgnommen, auf s Oltarl hot er n wölln ſetzn ba da Meß, oba ſe hätn die Baurn nit glitn. „Na, wann s d na redn kunntſt, Fiderl, du hoſt gwiß oft gſcheidere Gedonkn, wia da Schulmoaſter und Prediſtudirn kunntſt mar ah helfn; wia wulltn ma ſo gmüatli plauſchn mitanond und wia wulltn ma die beſtn Freund ſein!“ So hat da Herr Pforra von Trumelboch oft gruacht.

Guat. Do leſt da gweicht Monn in da Zeitin amol an Onzoag, daß in da Hauptſtodt drein a Künſtla kemma wa, der in Hundn, wann ſ' a weng glehri ſein, in a por Wochn s Redn lerna kunnt. Valonga that er ah nit viel, dreißg Guldn ols Vorſchuß und dreißg Guldn danoch, wann da Hund redt.

Schlaggerati eini! denkt eahm da Pforra; dös wa wos fü mih und mein Fiderl. Glehri is er, ſe ſticht eahm da beſt Student mit der erſtn Vorzugsklaß nit aus; zohln thuan ih

ah gern, oba de vor Wochn wern long sein, wann ih mein Fiderl nit hon. — Er wa gern selba mit eini in d Stodt — mei Gott, er hot jo nit ausmögn und so hot er n Mesśna gschickt mit n Hund und mit die dreiśśg Guldn.

Da Mesśna war an oama Teufl mit a stubnvulla Kinda. Intawegn in d Stodt roat er holt und roat: Ei, ei, wann ih de dreiśśg Guldn selba gholtn därfad, do wa ma ghulfn fü longe Zeit, und mit den Herrn in da Stodt is s doh nur a Schelmerei, so a Hund lernt s Redn sei Lebn nit, oder ih will Baschtl hoaśśn; s Gscheita war eh, ih — — Nu, wos wa dann s Gscheita? Da Mesśna geht über a Bruggn, wirft in Fiderl owi in Boch, steckt s Geld ein, geht hoam und sogt zan Pforra: „An schön Gruaśś von sen Herrn in da Stodt; er lośśt sogn, daśś er sei Möglichst thoan und extra Fleiśś onwendn will, in Fido s Redn z lernen und daśś in drei Wochn s Hündl wieder oghult wern konn.

Da Herr Pforra wa gonz weg vor Freud und gibt n Mesśna gleih zwen Groschn Trinkgeld fü d Müah und konn die drei Wochn völli nit owoatn. Oba da Meśśner is ollaweil trauri — no jo, wos sull er dann mochn, wann die Zeit aus is, da Fido is jo scho long hin!

Guat. Wia die drei Wochn aus sein, gibt da Pforrer in Mesśna wieda dreiśśg Guldn: „So, mei liaba Meśśner und hiazt gehst hin, zohlst dös und bringst n Fido wieda hoam!“

Da Mesśna geht fuat und is long aus — jo nei, er hot sih jo nit hoam traut. Endli kimmt er doh, is gonz kloanlaut und vazogt und hot koan Fido ban eahm.

„Na Mesśna, wos is s dann?“ schreit n da Pforrer on.

„Jo mei, wos wird s sein! Ih kimm holt alloan und ma kunnt s nit glaubn, wia dös zuagongen is. Ih geh in d Stodt und zan Herrn. Sein S' fiati? frog ih; bin fiati, sogt er. Drauf zohl ih n und er lośśt ma n Hund aussa. U je! wia mih da Fido hot gsehn, springt er ma vulla Freudn auf d Hond und schreit gleih: Na, wia geht s da dann, Mesśna, *bist gsund, sein deine Kloan* ah wulauf und wos mocht dann s Weib? — Donk da Frog, Fido, sog ih, so so! — Und wia geht s dann in Pforra? frogt er drauf, iśśt er viel Bratl und geht er noh zu da Köchin?“

„Ah, saggerawolt!“ moant da Pforra, „da Hund redt z viel!“

„Jo“, sogt da Meßner, „ih hon ma denkt, er kunnt noh meh redn und hon an gleih gschwind s Gnack umdraht!“

„Recht host ghobt, Meßna!“ moant da Pforrer und klopft n auf d Achsl.

In Heansteignbaschtl sei Tram.

„Wann d Schneider amol zan lüagn aufhörn, astn geht d Welt z Grund.

Selm därf ma hiazt scho noh Häusa bann — mei Schneida lüagt scho fünf Wochn und ih glaub s nit, dass ih mei neugs Gwond noh daleb! Morgn is da Kiawasunta, ih sull mei Diandl zan Tonz führn und hon ka neugs Gwond! Sull ih lacht mit da rupfan Hosn gehn? Geh, hul mein Schneida, Tuifl, du thast mir an Gfolln!" —

So hon ih gestern auf d Nocht gschrian und bin harb gwen. — Der Ofn hot mih mit seine grean Augn hellliacht ongschaut, oba da Schneider is holt nit kemma. — Hon nix rechts z mochn gwisst, hon mih niedaglegt. Ast is s finsta worn und s Monscha hot ban Fenster einigscheint. — Ih lieg a Randl — hör ih klopfn ban Fensta. — Teufl, denk ih ma, wos is dann heunt noh los!

„He, is da Heansteignbaschtl dahoam?" schreit s daußt.

„Wos wöllt s dann!" sog ih schön resch, „ih schlof scho!"

„Se geht mih nix on!" moant s daußt, „da Heansteignbaschtl muass mit mir, und gleih auf da Stell, ih bin da Tod!"

„Na, sei so guat!" sog ih und fohr auf, „du bist ban unrechtn Häusl; do gleih drent, hinta n Ackerl, wo feascht d Ruabn sein gwen, in da oangschichtn Keischn liegt die old Kuhlawaberl scho zwölf Johr kronk; de is froh, wann s d kimmst."

„Geht mih nix on, will d i h hobn!" brummelt d e r vor n Fensta wieder und steckt sei zaundürre Hond eina.

„Du Besn, du zwidera“, sog ih, „morgn is jo Kiawasunter und ih geh da heunt nit mit, wirst doh nit grod auf mih onstehn? Woaßst, moch mih nit wild; ih zkroam da deine Boandla, dass a Guster is; schaust eh aus, wia da heili Geist, du Hegerlschiaba, du misrabla!“

Jo, mei Schimpfn hot nit viel ghulfn — kehr um d Hond bin ih aussigschupft vo mein Häusl und vo da Welt und auf finstan Wulkan bin ih gstondn gonz alloan und hon s' ongschaut, wia die Kua a neugs Thor. — Hiazt bin ih von rechtn Weg okemma, denk ih ma; in Gottsnom geh ih holt do amol fuat; vielleicht kimm ih zan Himmel oda zan an Wirthshaus.

Se wa nit schlecht grothn; auf oanmol steh ih vor an großmächtin guldan Gebäu und auf n Doch sein kloane Buabn umanonda gflogn wia d Schwolbn. Ih geh gleih aussi üba die broat Stiagn und wir ih in erstn Sool eini will, steht a so a groß̈a Lagl do und frogt, wo ih hin wullt.

„Eini will ih holt!“ sog ih schön schneidi.

Er schaut mih on von Fuaßs bis zan Kopf und moant: „Na hörst, du schaust schön aus; mit dein gflicktn Rock därfst nit eini!“

„Ober ih bitt um Bazeihung, da Schneida hot ma s Gwond nit brocht!“

„Geht mih nix on; do drein in Kammerl is da Schneida, loss da wos onmessn.“

„Is recht!“

Und gleih drauf hon ih a graws Janggerl mit greane Aufschläg und hirschhornene Knöpf. So bin ih eini. Wir ih in zweitn Sool kimm, holt mir Oana sein Spiaß vir und schreit: „Wohin?“

„Jo, eini will ih!“

„Nix, schau deine kothin Schuach on, du brachst a schöne Ehr mit!“

„Losst s nit a so regnen, ös oldn Wulknschiaba do herobn, aft bringa ma kean Koth mit aussa!“ hon ih drauf gsogt und hon mih oputzt.

So bin ih eini. Kimm nit weit, schreit mih a Dritter on: „Wer do!“

„No, wer wird dann do sein!“ sog ih, „ih holt; zwos losst s mih dann nit weita? Saggerawolt eini, glaubt s, ös

führt s mih ba da Rosn uma? Os nit! Und wann s mih nit gleih zan Herrgott führt s, so hau ih eng, dass s nit ba sogn mögs!"

„Geh, geh, du dolgada Steira, moch ka Gedöss; därfst schon eini, oba woschn thua dih eh, schaust jo aus, wia da Ramsamperl; kampl da s Hor aus und wichs da dein Schnonzbort auf!"

„Dös hät ih eh dahoam scho thon, oba zwe schickt s a so an Zapla, der Oan nit Zeit losst, dass ma sih zsommrichtn that!" — Se hon ih eahm gsogt und daweil hon ih mih aufputzt, wia zu da Kiawa und bin saggerisch zsommgstiefslt gwen!

„So, hiazt därfst eini, selm is d Himmelthür."

Ih geh schön monla hin und denk ma ba mir selba: Schau, Heansteignbaschtl, bist holt doh a fescha Kerl! Wir ih schon um d Schnolln greif — bumsdi! steht da Pedrus vor mir und sogt: „Na, na, Vetta, dös geht nit; d Hossort loss ih nit eini. Mir schaun nit auf s Gwond und auf n gwichstn Schnurbort; geh na wieder obi, morgn is Kiawasunta. Sei recht lusti und wann da d Hossort vagongen is, aft kimmst. Adje!" — So bin ih dogstondn und hon nit gwisst, sull ih fluachn oda lochn üba dös glogne Gschlamp vor da Himmelsthür, dos mih so ausputzt hot, und daweil — bin ih munta worn.

Da Tog hot scho ban Fenster eingschaut! is da Kiawasunter und s wa scho zan Aufstehn Zeit. Ober ih bleib noh a weng liegn, denk üba den narrischn Tram noch, und wos er z bedeutn hot. Do geht auf oanmol die Thür auf und s is da Schneida mit n neugn Gwond do.

„Is recht", sog ih, „oba Zeit hät s ah noh ghobt; mei leichts Gwandl hät s scho noh thon; wann s ah nit so wiss is; ih roat s neama hoagl."

A frumma Schnasta.

Wia hot dann da Pfarra heunt wieda predigt? — Jo mei, umigla schön holt! Von Betn hot er s eingführt und troffn hot er s' Oll. Meine liabn Kristn, sogt er, s ondächti Betn is a Kunst, s geht oan holt so, wia s n oan Schnasta gongen is — und aft hot er a Gschichtl dazählt. Scha, wia hebt s dann gleih on? — Jo — ih woafs s scho:

A Bischof und a frumma Schnasta sein amol mitanonta gongen, hobn von ollahend gredt und sein ah von Betn z'red worn. Do beklogt sih da Bischof, dafs s ondächti Betn holt gor so bös wa und dafs er mit olln Fleiss selba nit oan Gebet genz ondächti zwegn bracht, s follad n holt ollabond Sochn ein dabei und in Kopf kunnt ma nit vanogln vo die fremdn Gedenkn.

„Se därf ih nit sogn“ — moant da Schnasta, „und se Kreuz hät ih nit; ih konn genz ondächti betn, wann ih mih zsommnimm — se wa ka Sochn.“

„Nit oan Vodrunsa betst, wia s es sih ghört“, schreit da Bischof, „du bist es nit in Stond, se konn ih da sogn! Schau, do kemma ma grod zan an Kreuz, probir s, ih schenk da mei bests Reitpferd, wann s d an oanzign Vodrunsa genz ondächti betst.“

„s gilt scho, Herr Bischof!“ sogt da Schnaster und is vulla Freud, „do geh ih s gleih on!“

No, drauf kniat da guate Monn holt hin vor s Kreuz, nimmt s Hüatl o und hebt d Händ zsomm. Da Bischof steht danebn und schaut n zua. Da Schnasta bet n Vodrunsa. Er

nimmt sih saggerisch zsomm. Er denkt eahm, wia da Gott Vader in Himmel is und sei Nom überoll gheiligt wird; er bitt um s Reich Gottes und dass sein Willn in Himmel und auf Erdn gschehn möcht! Er bitt recht fleißi um s tägliche Brod und in Sotl wird er ma doh ah dazua gebn! — follt s n gah ein. Aft springt er auf: „Herr Bischof, ös hobt s recht — gholt s enga Ross na selba, ih bin z Füaßn noh guat!"

So hot da Pforra predigt und grod hiazt d⸗n Betn is s mar eingfolln.

s Nodakrandl.

Wo gehst dann hin, Bua, host lacht deine Schof valorn und traust dih nit hoam? — Na se nit, oba d Muada hon ih valorn und hiazt find ih nit hoam. Jo, wo is dann dei Haus? Se woaſs ih nit! — Wer is dann dei Voda? — Se woaſs ih ah nit! — Wo is dann dei Muader aus? Se woaſs ih nit; sie hobn s in a Kistn einpockt und auf d Himmelpost trogn, und mih hot da Baur fuatgjeikt, weil ih noh a letza Kneissl bin und nit oabatn konn, und hiazt find ih nit hoam!

O du oama Hascha du! Woat, do reidt a nobla Herr dahe, da Grof von Gschloſs; du den muaſst schön bittn vielleicht nimmt er dih mit.

Jo, bitt hot da Bua freili wul, oba da Grof schilt üba dös lumpi Bettlvulk, dös zrissne, und haut n mit da Peitschn oans owa. — Jo, jo, dei Rösel hupft hiazt freili lusti auffi von Wold und dein hohn Gschloſs zua, gstrenga Herr, oba der Stroach, den s d n oaman Woasl gebn host, der wird dih noh brenna — valoſs dih drauf!

Därfst nit a so woan, Hanserl, schau selm auf die schworz Steanwond umi, selm steht a weisse Frau; dei Muada wirds doh nit sein? Na se nit; dei Muada hot ka guldene Ketn um an Hols trogn und koan sölchtn Kronz hot s' ah nit aufghobt — uh Jessél, der funklt jo, daſs s oan frei d Augn vaschlogt!

Hiazt kimmt s' gor uma, und redt n Buabn on: „Hanserl, grüaſs dih Gott, bist a Suntakind, ich schenk da wos!" Klewa daß s' onfongt zan redn, is s' scho wida vaschwundn — hoit

dann se gnädi schöne Frau — bist lacht just in Heiratn weils dih so zsommputzt hoſt?

Na, Hanserl, wos hoſt dann kriagt? — Mei Gott, a kloans, schworzas Nodakrandl, wia s de Thier olle hundert Johr aufu Kopf hobn. Sist nix? Se is nit viel! Fü dös Gspiel gib ih da koan Groschn nit; ih hon gmoant, du häst an Dukotn kriagt, ih hät da n gwechslt. Na, mocht nix, steck da dei Nodakrandl nur auf d Haubn und brock da Rothbir zsomm fü s Mittogmohl.

Se that er; hot eh nit viel gfundn. Platz hobn s' leicht ghobt in da Haubn.

Hiazt setz dih nieda do und gsegn da Gott s Mittogmohl! Jo, guat sein d Rothbir und gmua sein s' ah; bleibn noh oar üba. s Baschüttn war ah Schod — siagst, do geht grod a Hondwerksbursch dahe.

„Vetta, mögs koane Rothbir?" schreit da Hanserl.

„Jo, mögn thua n ih s' scho, wan ih Valaub hon", sagt da Bursch und setzt sih zan Woaslknabn und isst Rothbir aus da Haubn."

Na, aft geht s eh mitanonder in d Welt aussi; is scho da recht Weg fü junge Leut. Für an iadn Menschn hot da Herrgott a Hoamatl baut und an Korb vull Glück einigstellt! oba suachn muass ma s selba.

He! werd s doh d Rothbir neh ausessn, eh s suatgeht s! Vagelt s Gott! Sein olle zwen scho sot und in da Haubn sein ollaweil noh Bir — se hobn die Burschn nit gwisst, dass dös so an ausgiebige Kost is, und hiazt hobn sie s erfohrn.

So gehn s' mitanonder und wern aft gleih bekonnt und wia s' von Wold aussi sein, hobn s' Brudaschoft gmocht. Üba Nocht bleibn s' ban an Baurn und die Bäurin gibt eahnar a guate Milchsuppn und sogt: „Gsegn Gott, a worme Suppn is guat für an Roasendn!" — Da Hansl legt sei Hauba aufn Tisch und bet und der oan — Konradl hot er ghoassn — bet ab, aft essn s'. Na, wann s eng na schmeckt, aft seids gsund! Jo, wos is dann dös; ös mocht d Suppn jo nix wenga!

Und wia die Burschn aufn Stoll schlofa gehn, is die Bäurin gonz hanti und sogt zan Baurn: „Na, wos dös Bettlvulk heuntztog herrisch und nobler is' gib ih den Leutn a guate

Rahmsuppn — glaubst sie essn da s'? Jo, woat a weng! die gonz Schüsslvoll lossn s' ma stehn, de Dei de nedlan!"

Jn oan Tog drauf sogt da Baur zu die Burschn: „Eng is nit Noth z helfn; kriagts ah ka Suppn heunt, ober an Kreuza will ih eng mitgebn, seh!"

Da Hanserl hebt sei Haubn auf und aft sogt er: „Vagelts Gott! und steckt s Gschenk in Sock. Wir er die Koppn aufsetzn will, schreit da Konradl: „Steck doh in Kreuzer eini, sist valuist n jo!"

Se hot n Hanserl gschreckt — hot n jo eh eingsteckt und hiazt is er wieder in da Haubn. Er steckn Kreuza nohamol ein — Jessas! er liegt jo noh in da Haubn! Und so steckt er sein genzn Säckl mit Kreuzer on, und ollaweil is oaner in da Haubn.

No, und aftn sein s' draufkemmen, zwegn wos und zwegn wo, dass dös olls von Rodakrandl bekimmt und dass s selm nix wenga wird und nix aufhört, wo s Rodakrandl is! — Na, dös loss ih ma gfolln, schöne Frau in Wold; de'sa häst es neama troffn!

Do kunnt ih long redn, wenn ih olls dazähln wullt, wia die Zwen reich worn sein, a Haus kauft hobn und wia s' Gnatthäta gwen sein fü die genz Gegnd. Se Gschloss is ah nit weit weg, wo der oan Grof wohnt; und n Grofn juckt die Goll, weil da jung Baur, da Hanserl hiazt scho bol mehr wa, wir er selba. Er hot wos läutn ghört von Rodakrandl dass do n reichn Baurn sei gonzes Vamögn drein steckt, und wo er s aufgholtn hot. Se is scho recht, weil er s na woass!

s is in Schnitt gwen und s gonz Dorf war aufn Hoba feld; da Hanserl ah! — wann er ah Geld hot, so viel er braucht und mog, wo s Rodakrandl liegt — faullenzn thuat er derawegn nit! Na, se thuat da Hanserl nit! s Essn holt Leib und Seel ziemm, sogt da Hanserl, oba s Dabatn legt an eitnan Roaf on! Jo, so sogt er und drabt die Gerbn aussa, dass s a Guster is.

Ober in Grofn is heunt ah wos Gspoasis eingfolln — ma kennt n jo grechn nit, wir er do ins Dorf obi und zan Hanserl sein Haus zuwischleicht. Er hot an longen zristnen Rock und grobgnahte Stiefel on, und an broatn Huat hot er auf, wir a Kiasnacher und s Gsicht hot er mit a rotha Farb angstrichn. Jo, ein Guodn, wos sein S dann heunt für a Trompyl?

— Se mog er nit leidn, wann ma n heunt onredt, ma därfn jo nit kenna von Feld eina; er hot wos in Kopf! Oho, hiazt steigt er ban Hanserlbarn gor über a Loater auffi und schluift ban Dochfenster eini. Woat, se sog ih in Henka, Herr Grof! Oba guat aus woasöt, se muaßs ma da lossn — gleih host n rechtn Kostn und s recht Ladl — wos schaust dann so schichti? — Wirst dih doh nit fürchtn ban helliachtn Tog? Na, se just nit, ober a Maus host ghört hintan Kostn. — Host es scho gfundn? Jo, in an Popierl is s eingwickelt gwen und danebn sein zwen Thola glegn. Wir er hiazt ofohrt damit! Schlechta Lump, du! — Hörst es? Die Thür geht auf, d Schnita sein do — vasteck dih — sie dawischn dih, sie suachn dih aus! Schluif lusti hinter s Doch auffi, oba schlick s Nodakrandl gschwind, dass sie s nit findn wann s' dih dawischn! Er thuats akrat und hot s schon in Mogn; morgn wann s d dahoam bist, wird s scho wieda kemma. Und hiazt schau, dass d auskimmst; bist schon in Gortn, renn gschwind auffi in Wold und leg dih onders on und geh schön stad auf s Gschloss, dass d Leut moan, du kimmst vo da Jogd. — Wos reißst dann aso in dein Gwond? Jo, wia viel olde Röck host dann on! Liegt jo eh schon a gonza Haufn auf n Mias, und Hüat ah und Stiefl ah, und du host s zrissne Gwond noh ollaweil on! — Heiliga Gott, jo wos is dann dös?

Se woaß ih wul wos dös is, eur Gnodn: s Nodakrandl hobt s gschlickt und do wird nix wenger und nix gor! Hiazt woaß er eahm nit z helfn, der olde Spitzbua; wie s finsta wird, rennt er sein Gschloss zua. — Thürwogl, pass auf, s will sih a Diab einischleichn! Der, mitn zrissnen Gwond; lüfti, lüfti, prügl n durch!

So, hiazt kriagt da noble Grof vo sein oagnen Thürwogl Schläg. Gelt, se taugt da? Da Thürwogl gspürt a weng an oldn Wein in Kopf und du an jungen Hoslinger aufn Hintern! — No, hört er nit auf?

Host dann so gnädi! Da Golgn geht da nit durch! — morgn wern d Schläg schon auswern, oba daweil da s Nodakrandl in Mogn liegt, wird nix wenger und nix gor!

Jo se war a lustige Nocht fü n Grosn; bis in da Früa hobn s' tonzt, er und da Hoslinger, und s gonz Dorf hot pfiffn und blost dazua. In da Früa is zwor s Nodakrandl inta sih

kemmen, oba d Leut sogn, s liagad u Herrn Grosn heunt noh in Wogn.

Johrlong hot da Hauserlbar s Nedakrandl noh ghobt. Do is er amol zu sein Nomenstog in s Wirthshaus gongen, hot die genz Nocht gsoffn und gspielt, und wir er in da Früa um s Sunnaufgehn hoamwoglt, valnist er sei Krandl vo da schön Frau in Wold. Er hot gsucht und hot gsucht, und olle Tog is er noh den Weg gegn an Wirthshaus gongen und hoam mit da Lotern — hot nix meh gfundn.

Wos mit n Troatholm gschehn is.

Se will ih völli darothn, wos d da denkst, wann s d an Kornholm onschaust: Zwe so viel Stroh und just oan Äha dron?

Gelt, Ploz hätn leicht mehra und s sein ah mehra dron gwen vor Zeitn — do wa da so a Troatholm vo da Wurzn bis auf s Wipferl vull Ähan und Körndln.

Oba wia s holt schon is, wann d Leut z viel Sochn hobn — lüaderli und schlecht wern s' und unsa Herrgott muaß s' ellaweil a weng zruck reissn ba da Holsta Roth, sist fongen s' zan Gumpn und Golstan on, as wir a damischa Hansl. So hobn sie s ah vo Zeitn gmocht, tonzt hobn s' auf n vulln Kornfeld und einitret hobn s' d Ähan in Erdsbodn und Fravl triebn.

Da Herrgott hot eahna long zuagschaut, ober auf oanmol is er kritisch worn. „Dahuman und vakemma sullt s, ös undonkborn Gschöpf!“ sogt er, hot um an vulln Treatholm griffn und hot vo da Wurzn auf ongfongt, d Ähan ozstraffn und daweil sein s' von an iadn Stomm ogfolln, daß die laarn Holm dogstondn sein!

Hiazt eßt s as Stroh, ös fravlaudn Leut! —

Grod hot s unsa liabe Frau noh dasehn, wos da Herrgott thuat, eh er die leßt Äher ogstrafft hot; gschwind greift s' hin und nimmt d Äher in d Faust und bitt: „Holt, holt, wos thatn dann d Vögerla, wann s d die leßtn Körndla dawüasaßt!“ — Drauf hot unsa Herrgott ausglossn — wegn die oamen

Vögerla hot er d Äher vaschent, de unsa liabe Frau in da Hond ghobt hot.

Und sid da Zeit steht ban Troat da gonz Holm laar und grod obn is a fingalongs Äherl dron. Oba mit die Vögerla hot sih d Muada Gottes müassin ausredn.

„Derawegn“ — hot mein Ahndl ollamol gsogt, „därf ma mit da Gottesgob nit fraveln — wer woaß s, wos noh gschah, wann s' n Herrgott wieder amol schichti mochadn — fü d Vögerla wurd scho wos onders noh sein!“ —

Da Stroholm.

Geh, thua nit so grobe Redn, Bua! Wann s d ollaweil von Aufhenckn sogst — se konn amol wohr wern, da Tuifl secht oan gleih on!

Ih will da s sogn, wia s n Bochsimmerl gongen is; mein Ahndl hots oft dazählt — sie hot n guat kennt. Wos er gwen is? Jo mei, wos wird er dann ah gwen sein; a fürwitziga Bua is er gwen! hot ba da Dabat gschultn und ban Rosnkronz gschlosn. Die Kirchthür hot er ah nia gfundn, is ollamol zan Faslwirt einikema! da se is a Jud gwen und mit den hot er Koatn gspielt. Wann s' zu da Wondlin gläut hobn, hot er sein Schellkini und d Herzsau gnoma, hot s aufghebt wia ma die heili Hosti aufhebt und hot gschrian: „Gstochn, du vasluachta Jud, du; hiazt kimmst ma nit aus und s Gspiel is mei!“ — Dös mocht ma nix, hot eahm da Jud denkt, dei Geld kriag ih scho noh, se wird dih nit drukn wann s hoamgehst! — Und richti, wos da Bochsimmerl nit vaspielt hot, hot er vasoffn. „Heunt loss ihs lusti owagehn“, hot er gsogt und „morgn henk ih mih auf!“ „Host recht!“ moant da Faslwirt drauf, „wann s d ka Geld host bindst dein Hols schön fest zua, se is s Gscheitere!“

Ober an olde Kellnerin is do gwen, der hot dös nit recht gfolln: „Mit so wos därf ma sih nit gspoasln, sist gschiachts gonz gwiss und da böß Feind secht oan on!“ hot de ollamol gsogt. „Geh, geh“, moant da Bochsimmerl, „ih henk mih doh nit auf, wer kafad ma dann in Strick?“

„Na, zwegn den wirds nix hobn“, sogt die Kellnerin wieda,

„wann ma n Willn hot, is a Stroholm ah stork gmua zan aufhenkn, Bochsimmerl, se sog ih da!“

„A Stroholm ah!“ schreit da Bochsimmerl, „na, dös muaß ih sehn, und wann s wohr is, wann er s holt, so zohl ih noh a Holbe, Kellnerin, s is oan Thoan; drei Groschn hon ih noh; an Stroholm he!“

„An Stroholm, an Stroholm!“ schreit Olls, „da Bochsimmerl will sih aufhenkn!“

Do is grod a rechta Nogl in da Wond, locht da Wirt und die Kellnerin schreit: „Na ih bitt eng um Kristiwilln, do mog ih nit dabei sein!“ und rennt aussi.

„Noh an Wein he!“ lärmt da Bochsimmerl, „noch u Aufhenkn wird noh amol gsossn!“

Gleih is recht a longa Stroholm do und da Wirth knüpft n on und da Bochsimmerl mocht a Mar, hot noh gfraslt, und steckt sein Kopf ein. Er losst sih auf n Bodn — dös mocht er guat! — D Mar ziacht sih schon a weng zsomm — wos is dann dös dausst? — „Jessas, Feur! Da Stoll brinnt! Oba na! So kemmts doh — a Wosser, a Wosser, o heiliga Fluriani!“ — D Leut springen oll aus.

Da Stoll brinnt? Jo wo dann, ih siach nix. Is jo nit wohr! — Na, Gott sei Lob und Donk, oba wer hot dann gschrian? Se woaß ka Mensch. Da Holdabua wirds gwen sein! Na, den muaß ma beutln!

Und nu gehn s' wieder in d Stubn. Oba na, hiazt henkt der noh do! „Oba Bochsimmerl, hiazt hobn ma s scho gsehn!“

Jo freili hobn sie s gsehn — kriachnblow is er gwen und bockstarr — da Stroholm hot s gholtn!

Derawegn, ih sog da s, Bua, sei schön hondsum — die Holb Wein, de da Bochsimmerl übaglossn hot, is ah noh ban Wirt, sie is sei sechste gwen in selbn Tog. Drum trink ma Sunnta s, wanns d umi gehst, jo nit sechs Holbe, sist kunt s d in Bachsimmerl seine dawischn. Und da Nogl is ah noh in da Wond, und wann s d schlechte Gedonkn host, wird der Tuifl mit sein Stroholm gleih do sein! Helf uns Gott! ream da hiazt d Schuach auf und geh in s Bett, oba bett an Votrunser eh!

Zwoa Henerla.

Ban Lerchner in Hof, auf n Misthaufn, der nebn an Brunntrog is, sitzn zwoa junge Henerla. Grod driba hoch in da Himmelsluft, schwimmt a Heangeir und glonzt in da Sunn und mocht an Kroas.

Dan Henerl siacht dös und sogt zan n oan: „Du Piperl, hiazt schau amol die se Muckn on, selm obn; hät ih an longen Hols, meina Seel, de müaßad ih hobn zan a Jausn."

s oan locht und sogt: „Schomst dih nit, so a Biecherl is jo zan Kraut zweng; wann s d koan größan Mogn host, so bind da n Hols liaba zua!"

s oan Henerl guckt mit oan Aug noh ollaweil auf d Höh und moant: „Du Piperl, red nit so gschwolln, d Muckn wird ollaweil größer, ih wia hasn gfulgn damit."

„Nix do, du Vielfroß", schreit s oan, „wann s du s' kriagst, gibst mir ah wos davon, sist rupf ih da d Federn aus zsommt n Schwonz, se sog ih da!" —

Jo, wos is s gwen? Daweil hot da Geir in da Luft ollaweil um und um tonzt, so dass d Henerla völli damisch worn sein, und auf oarmol bleibt er stehn und schiaßt schnurgrod nieder auf d Henerla und pockt s mit seine Kralln und rupft s' und vaspeist s' ollzwoa zan a Jausn! — Roat noch a weng, vielleicht denkst auf, wos ih moan damit; s is ka Kloanigkeit und ih sog nix meh! —

[library stamp]

Wos ban Gansstoan gschehn is.

„Host du s ah ghört, Sefferl, ban Gansstoan int, wia s schreit und winslt? Oba zwe gehts dann ah so spot hoam, da Josl sullts wissn, dass Brautleut um Mittnocht nit auf da Stroßn sein därfn, weil s' gern auf an Irrwurzn steign und in a Schluachtn folln!" So belehrt der olde Voda mit n schneeweissn Kopf sei Töchterl, de mit n Müllna-Waldl grod in Brautstond is. Heunt hot da Sogfala Josl die zwoa jungen Leut zan Pfora gführt, und do hobn s' in Mork holt long Aufentholt ghobt, dass s' mit n Hoamgehn tiaf in d Nocht einikemma sein. Noh, wia s' owa kemma selm, wo üba da Stroßn da hoh Gansstoan steht und inta da Stroßn d Mürz rauscht, do steht d Sefferl gach still und lispelt: „Hörts nix?"

Na, wos sulltn d Monnleut dann ah hörn, wia d Mürz und s Alsischlogn von Mork aussa. Die Braut nimmt ober in Waldl daschreckt ba da Hond und sogt: „Jessas, Bua, gehn ma gschwinda, ih hon s van Kind ghört! Aftn hobn s' olle drei d Füaß üba d Achsl gnommen und wia s' hoamkema sein, is eahna s Hor zu Berg gstondn!

Aftn, wia s' in da Stubn ban Spanliacht gsessn sein, und die old Muader a schüsslvull Erdäpfl brocht hot, frogt d Sefferl: „Voda, wir is s dann recht mit den Kind ban Gansstoan, ih hon s scho wieda vagessn?"

„Se will ih da dazähln" moant der Old „ober a Solz bring mar eh — wer wird dann linde Krumpbirn mögn! — So und biazt sein ma zfriedn mit insan Nochtmohl! Oba die kloan Homaschmiedin is nit zfriedn gwen mit die Erdäpfl

und hot oft und oft gschrian: „Zwe hon ih nix bessers! zwe bin ih nit reich!"

„Dunk a Solz dazua, selm schmeckn s' besser und schau ma guat auf s Kind!" hot ihr Monn drauf ollamol gsogt. Oba sie:

„Zu wos brauch ih den Frotzn, den schreientn, a bessers Lebn will ih hobn und brotne Hendl will ih essn!"

„Is dann dös a Red für a Muada! Wirst dih schön vasündn, Olde! Sei froh, dass mar Erdäpfl hobn und da Kloan gsund is — ih wünsch ma nit meh!"

Oba d Schmiedin hot sih meh gwunschn: „Warum ka trücherlvull Geld — zwe koane brotnan Hendl?" — Wirst es gleih hörn, wia s ausgeht, Sefferl.

Die Kristnocht is kemmen, und d Schmiedin hot ihrn Kloan gnommen und is zu da Mettn gonga. Wia s' zan Gansstoan owikimmt — is s' auf an Irrwurzn auffigstiegn? se woass ih nit — sie hot sih holt vagongen und is owi kemmen in Grobn, wo biazt d Mürz rinnt und hot sih auf d Letzt gor nit mehr auskennt. — Wann ih den Frotzn nit auf n Oam hät, wullt ih noh auffi! hot s' ihr denkt und hot in Monschaliacht gschaut, wo dann a Steig is.

In Mork hobn s' scho zu da Mettn gläut und drentn in Wold sein kloane Liachtler auf und ogongen und d Mürz hot aufghört zan rauschn und is still und dunkl vorbeigschlichn, wir a valorne Seel! Da Schmiedin is gruslad worn; do hot s' gach a Höllsn gsechn in da Stoanwond, und vo der hot s gonz gulder und liacht aussa gscheint. S Weibmensch geht eini ollaweil weiter und hot ihr denkt: do is gwiss a begrobna Schotz!

Darothn host es, kloane Homaschmiedin! do henkt a grossa Korfunklstoan in Gwölb und der funklt ower auf zwölf Statinfassa, wo lauta-Dukotn drei sein! — s Buaberl hot s' gschwind auf an Stoan hingsetzt, hot ihr Holstüachl ognomma, hot Dukotn eingfosst, wos na Plotz ghobt hot — s Viata füllt s' ah noh on — in da Haubn hot ah wos Plotz! Schmiedin, so wos findst nit olle Tog! Ziach d Strümpf aus, geht viel eini! Die Kidlsäkl host scho vull? — Jo, de hot s' vull. Ober in Korfunkl sullst doh noh mitnehma? So und biazt las aussi, las aussi! s gonz Mürzthol, vo Neuberg bis

Bruck kounst da kafn; schau, wia s nobl und prächti doliegt in Monschaliacht — und alle Tog auf d Jausn a brotns Hendl! — Oba gring sein die Dukotn nit, gelt! Rost a weng o do nebn an Weg!

Du kloane Hemaschmiedin, ih möcht dih a wengerl wos frogn, wo host dann dei Kind, han? — Jessas Maria! hiazt springt s' auf, dass die Dukotnsäck üban Roan owikugln — ihr Kind hot s' vagessn in da Höllsn drein — auf n Stoan sitzt s.

Sie laft owi — sie rennt hin und her — jo, wo is dann hiazt s Loch eini! D Stoanwond is dò — oba wo is dann dös Loch eini! — Gjammert und bet hot s' und gsuacht hot s' bis zan helliachtn Tog. „Mei Kind, mei liabs Kind!" hot s' gschrian, und wia d Leut in Kristog Kirchn gonga sein, do rennt s' noh hin und her und schreit, dass da Stoanfelsn zittert: „Helfts mo, helfts ma, ih hon mei Kind valern!"

Ober olls is umsist gwen; ihr Kind hot s' neama kriagt und gleih drauf findt ma d Hommaschmiedin in da Mürz drein datrunkn! Ober ihr Hor hot sih fest um a Bamwurzn gwicklt — sie will nit weg vo den Plotz, wo s' ihr Kind valorn hot!

Mein Ähndl hot die kloan Hommaschmiedin noh kennt, hot s' liegn sehn in Wosser und hot ma s oft und oft dazählt. — No, und sid da Zeit, wann s d um Mittnocht vobeigehst intn ban Gansstoan, hörst s Kind schrein; es schreit um d Muada!" —

So hot der old Voda dazählt, und aft sogt er gach: „Zwe isst dann nit, Sesserl, möchst lacht a brotns Hendl?"

„Na, Gott wird mih bhüatn!" moant die Braut und legt ihr Köpfl auf n Waldl sei Brust.

Da Voda redt nix drauf — isst wieder Erdäpfl und a Solz dazua.

Die heili Kathrina z Kathrein. *)

Mih hot zimmt ih konn nit weggehn vo den Dörfl enta der Oim. Bin ah bliebn und hon ma denkt: Wos dann dö thoan, daß do a greanas Gros wochst und a süassare Luft geht, wir ollsmol.

s Kircherl steht auf an Vergl; und wos dös für a Gläut is auf den Thurn; nit onderscht, wia wann a guata Hockbrettschloger obn wa. Einweni is die Kirchn schön weiß und schön liacht — so liacht, dass die heili Mogdalena, de auf da Wond obn sitzt, Tog und Nocht von Büachl betn konn. Voron aufn Oldor obn steht die Kathrina, dö is die bosser in gonz Kathrein, d Bawolderin und d Schutzpatronin. Oba, dass s' ka laare Hond hot; in oana hot s' an saggrischn Buschn und den muass s' da hobn johr aus johr ein; die Pforrkinda thoan ihr s nit onderscht. In der ondern Hond hot s' an ends Schwertbraxn und — dass ih nit luig, se Schwert hot an bluatin Spitz! — Sie wird doh nit graft hobn, d Jungfrau! No, und wia! An ondera Kerl is s' scho, wia mir!

Ih möcht da wos dazähln von ihr, ober ih will Baschtl hoassn, wannst ma's glaubst! Lug is s koane, se hobn die oldn Leut scho gsogt. Is 's wia da wöll, ih heb holt amol on.

Woass Gott, wir old die Kathreinakirchn schon is, ste wa glaub ih, vor oldn Zeitn a Raubrittagschloss gwen, und wia s' die sen bravn Herrn vatriebn hobn, is a Kirchn draus baut

*) Kathrein am Hauenstein.

worn, und zwegn die unfriedlin Zeitn, de selm gwen sein auf da Welt, hobn s' die neu Kirchn da Kriagspatronin Kathrina verehrt. Sid der Zeit is s' auf n Oltor gstondn und hot die Braxn ban ihr ghobt.

Oba gscheite Leut sein s', dö do, z Kathrein, und darothn hobn s'es. Klewer is olls stati gwen, kimmt die Türknzeit und da Türk ah mit. Ma hots wul ghört, wir er tümmelt hot daußt in Lond: s Troat hot er zsommtret, die Dörfer und d Städt hot er onzundn, d Leut hot er gschundn und köpft — meh hot er nit thon. So is er ollaweil mehr in d Nähand kemma der Unfried mit sein grauslin Rosschwonz; — na, den Tümmlin den wildn bin ih eh so feind — so feind, zimmt mih, bin ih n! — Die oamen Kathreina hobn eahna nit z helfn gwisst; woass mar a so! — vo da gonzn Pforr sein s' zsommgonga zu da Kirchn und hobn die heili Kathrina auf n Oltor ongholtn, dass s' ihre Pforrkinda doh dösmol nit valossn möcht!

Da Türk steht schon enta da Schonz, wo s Obasteirisch onhebt — die brinnendn Häusa stinkn schon übera und d Leut sein ab kemma vo drent.

„Hot er eng scho gieist ah!"

„Jo, mein Dad, mit ins geht s gfahlt; da Hoadnbarin habn s' scho d Händ ogschnitn, die Tonzmoosterin vo da Höh hobn s' grod ban Knödlmochn dawischt, hiazt hobn sie s' ban an Rosschwonz onknüpft und hobn s' mitzogn; d Rieglbarin hobn s' ozogn, bundn, mit Höni ongschmirt und in an Omasshaufn eingrobn. Na, gehts weita, wann ins die Kathrina nit hilft is s schnurgrod aus und gfahlt!" —

Ast sein s' Oll eini zu da Mess, hobn d Händ aufghebt, und bet: „O heilige Kathrina, thua ins doh nit valossn!"

Wia d Wondlin is, folln s' Oll auf die Knia, schlogn d Augn nieder und klopfn auf die Brust. Astn, wia s' wieder auf d Höh schaun — Jessas, wos is dann dös! — Die Kathrina, sie steht neamer obn aufn Oltor, da Plotz is lar und d Liachta brinnen bluatroth! — Hiazt schaun d Leut ananander on: „Hiazt hot ins die Kathrina ah valossn, hiazt gehn mar oll z Grund, oll mitanonda!"

Owa dass s' noh a so jammern, schreit a kloana Bua: „Schaut s, schaut s, sie is jo scho wieder obn!"

Und aufrichti Gott wohr, sie wa wieder obn! D' Liachtla hobn so hell brunnen und glocht hot s' so schön, oba 's Schwert ir ihra Hond is bluati gwen und die Tropfn hobn noh obatrossn auf n Olror!

Und wo is s' gwen?

Jo, wo is s' gwen, auf da Schonz is s' gwen und hot gfecht und hot n Feind zrucktriebn.

Ih woaß 's sewi ah, wia s n Türkn fükemmen is auf da Schonz. Die Kathrina hot er nit gsehn, oba vor n Mir, hot n deucht, steht er und hot nit weita mögn. Schiff' hot er baut, mei! Du dolgada Türk, wia wird dann auf an trucknan Lond a Schiff gehn! 's is jo s truckn Lond gwen, und da Feind wa na vablendt. Zruck hot er müassn; gstorbn sein viel in da wildn Kronkad und viel hobn die Baurn daschlogn.

Ma siacht ah heunt noh in Schonzgrobn, den d Leut zu da Türknzeit gmocht hobn und üba den da Feind mit iwi hot mögn.

Ober Olls hot die Kathrina damocht und derawegn hot s' a bluatis Schwert mitbrocht.

Die nämli Kathrina steht heunt noh obn voron, in da Kathreinakirchn und hot die Braxn in da Hond. Wann s d gwegn schaust, konnst es noh sehn ban Spitz — a weng bluati — dös bleibt zan Denkzoachn und die Kathreina wissn s gor guat, wos s bedeut!

Die Gschicht vo die zwölf Hund in Rosnbühlagschloss.

Wann s d a mol in Murbodn und auf Unzmork kimmn, so vagiss nit, dass d s olde Gschloss onschaust obn auf'n Rigl — s hoasst Rosnbühl. Da Nom is viel liabliga, wia die Gschicht, de sih selm zuatrogn hot.

Host gwiss vo den Türknrummel ghört, der vo Zeitn in der oldn Welt so iag gwen is und s heili Lond gultn hot.

Wos hot dös fü deutsche Herrn und Junggselln kost!

Alloan glossn hobn s' eahnere Gschlösser und Weiber und Diandln dahoam und sein fuatgritn auf n hohn Ross mit n broatn Schwert, weit — oh, tamisch weit! An iada hot a Kreuz auf der Ochsl ghobt, dass sie sih kennt hobn und ah, dass s' nit vagessn hobn wos s' wölln — s heili Lond und s heili Kreuz darobern. Na, wos dös fü Leut kost hot, und gwen is s noh olls fü die Kotz! Schläg hobn s' kriagt gleih noch die Notn, und wer s' dadrogn hot mögn, der hot s' hoambrocht, und wer s' nit datrogn hot mögn, nu, der is liegn bliebn. s is freili ah viel Gsindlvolk dabeigwen, ober um oft Monn war s mentisch Schod! s hot nit sein wölln, gnutzt hot nix, s heili Lond is hin gwen, wia s Judn Seel!

Nu, und dass ih dazähl, is zu da sewin Zeit ah da Ritta von Rosnbühl auf und fuat mit n Kreuz auf der Ochsl. Dase hot sist ah noh a Kreuz ghobt — ih will da s wull sogn, wia ih s moan, sei Weib wa völli z jung und z sauba fü sei Fuatgehn. Aha, hiazt kennst dih schon aus! Und wos ih sog! Uewer

is do Herr a por Tog fuat, hebt sie mit so an Erlbuabn on und d Erlbuabn dös sein eh ah die Wohrn!

Der Old rumplt long guat umanonda dausst; kimmt eh neama hoam; nu, und s Gschloss und d Regirin is groß; a Herr muass doh sein daweil, se fiacht an iada Mensch ein. Und zwe sul da se Herr dahoam, der doh so viel z sorgn und z thoan und z schossn hot — zwe sull er ka Frau hobn? Nu, und wer is dann die rechtmassi Frau dan Haus? s is eh noh die Old, de noh jung und sauber is!

Jusi schiach wa der Erlbua ah nit und auf n Roinbühlagschloss is s zu da sewin Zeit imma recht lusti zuagongen; oan Fresserei um die onder, oan Golstawerch ums onda. — D Frau Ritterin hot sih hisch zsommklaubt dabei. Jo, sie is grechn foast worn. Oba wia die Zeit umikimmt, sogts zan ihr Komafrau: „Du, ih moan, da mir hots wos ontrogn und de Wochn oda die oan Wochn geht die Zeit aus."

„Selm mocht as na schön gschwind o", moant die Komafrau „ih hon sogn hörn, s kamen d Ritta von heilin Lond wida zruck, auf d Lesst is nicha Herr ah dabei."

„Jo, sei so guat, se wa scho s Wohre! schreit d Frau Ritterin auf.

Aft hots wul recht Ängstn ghobt, s lüaderli Weibmensch — olle Tog konn der Osn zsommfolln, und olle Tog konn er do sein! Gelt du, wann s d es noh nit thon häst! Oba, gschehn is s amol und hiazt sein ma still.

Jo, wann ah mir still warn — schrein schon Ondere: Zwölf kloane Buabn hot s' kriagt! Zwölf? — Ah, dös is lacht doh a Lug! Balei nit, zwölf kloane Buabn!

Sie hot sih holt vasündt. Oba gwen sein s' wul, vana, wir a brave Nussn. Und wann er gach hoam kimmt, nidaschlogt er s' oll mitanonda, er is a Wildlin, wann er ongrot.

„Wos thoan ma, Komafrau?"

„Jo, s gscheita wurd sein, mir schmissn s' in Boch, oll zwölf!"

No, so hobn s' die kloan Kinda holt zsomm eini in an Korb und die Komafrau hot s' ba da Nocht in Monichaliacht müassn owitrogn zu da Mur.

Sie is noh nit gonz int üba n Gschlossberg, sieht gach

da Schimmel vor ihr und da Gschloßherr sitzt drauf mit Sock und Pock.

„He grüaß enk da Himmel, Jungfr, wia gehts, wos möchts noh so spot do, wos hob s in engan Korb?“

„Uh, insa liaba Herr! Na, so schreckn! ös hobts ma d Seel völli aus da Haut gjoat.“ schreit und locht die Komafrau. Ober in da Ghoam wölln ihr die Knia zsommbrechn.

„Wos hobts dann drein in engan Korb, Jungfr?“

„Na, weils na do seids! Wir is s eng dann ollaweil gonga?“

„Ih möchts wissn, wos s in Korb hobts!“ Je, wia er finsta dreinschaut und wia s Roß stompft!

„Ah, s zohlt sih nit aus! junge Hund hobn ma kriagt und hiazt sein s oll blind, derowegn schmeiß ih s' in d Mur.“

„Geh, loß schaun, vielleicht warn doh oaner oder a zwen zbrauchn.“

„Valai, mir hobn eh gschaut, s is koana nix wert!“

„Fikrament! dös will ih sehn wer s Recht het!“ so dunnert da Ritter und rumplt owa von Roß. Do follt die Kommafrau schon auf die Knia, zittert wia a Lämpaschwenz und bringt ka Wörtl mehr aussa. Er reißt n Korb auf, daß olls kragazt, — no aft siacht er holt den Kloanbuabnschippl.

Du, dös war a Mettn!

Flux hot da Ritta die Kommafrau und n Korb ban eahm auf n Roß ghobt, kehrt um und sprengt wieder owi übam Gschloßberg und aussi noch n Murbodn, daß olls himlazt!

Endli, noch a por Togn is da Ritta hoamkemmen, oba ganz alloan. Er hot nix dasgleichn thon, hot gfrogt wia s Olln geht. Sei Weib wa gsund, Gott Lob und Dank! ober ausschaun thuat s' völli schmoll und bleach. Mei, de Roatin und Grimmerei um ihrn Menn, für und on! D Erlbuabn sein lusti wuiauf, sist is ah olls ban Zeug;

„Die Kommafrau, wo is dann de?“

„Jo, se woaß da liabe Gott, sie hot junge Hund in d Mur trogn und do is s' neama zruckkemma.“

„Auf d Leßt is s' gor ins Wossa gfolln!“

Da Ritta hot s eh selba gwißt, wo s' is; ober er hot die Zeit vagehn lossn und hot Johr aus Johr ein nix meh

gsogt und dasgleichn thon. D Erlbuabn sein noch und noch ah wegkemmen und oaner um der onder is z Grund gonga daußt in da Fremd. Die Gschloßherrnleut sein ah scho betagt worn, oba da Ritta hot ollaweil auf die zwölf Buabn denkt — de hot er aufzüchtn lossn daußt in Lond in Gschlössan zu Rittan, ah. So kloan dass gwen sein, davon kemmen sein s' oll und saggrische Wira sein s' worn.

Do stellt da Ritta von Rosnbühl amol a große Mohlzeit on, lont viel Ritter und Grofn ein, no und de zwölf Buabn holt ah. De warn gonz gleich gwen und kloadt so dass ma s' völli nit kennt hot ausanonda.

Guat. Ba da Tosl dazählt da Rosnbühla viel von Kreuzzug ins heili Lond und Dans um s Onda; auf d Leßt ah a Gschicht, wia vo Zeitn an Ehfrau amol ihrn Monn betrogn hät. Ast dazählt er s holt, vo die zwölf kloan Buabn, de s' olls junge Hund ins Wossa schmeissn hot wölln, wir oba da Herr, der in Kriag wa, grod zu rechta Zeit hoamkimmt, s schlechte Weibmensch, de die Kinder ins Wossa trogn will, strost, die Buabn selber oba hoamli aufzücht. — Wir er dös olls so dazählt, wird d Frau Ritterin nebn seina kasweiß. Er thuat nix dasgleichn und frogt die zwölf jungen Ritta: „Wos moants, Ritter und Herrn, wos vadeant so a schlechts Weib und so a höllische Muada für a Strof?"

Do schaun s' oanonder on und sogn endli: „Hochedla Ritter und Herr! mir moan, fü so wos is noh ka Strof aufgstellt und ma müassad erst oane erfindn: A grosses Foß mochn lossn, dos einweni vull Messer is, se Weib einisteckn und so üban Gschloßberg owilossn!"

Dös hört da Rosnbühla, draht sih schön stad zu sein Weib und sogt: „Na, Frauerl, wos moanst dann Du dazua?"

„Bamherzigkeit!" heschazt de und sinkt von Sessl owi.

Ast springen s' Oll auf und da Gschloßherr reißt sei Weib auf d Höh und brüllt ihr zua: „Du woaßt es, wenn ih moan, gelt! willst eppa deine zwölf Hundla nohamol sehn? Do stehn s' noch da Reih, schau on de jungen Ritter allzwölf!"

D Mohlzeit hot an End ghobt! s hot ah Neamt um Gnod bitt für s schlecht Weib — nit amol ihre zwölf Sühn. In zweitn Tog drauf hobn s' a Foß owigwölzt üban Gschloß-

berg; dös is ghupft und ghupft üba d Stoanwond owi und z tiafast in d Mur einigflogn.

Die zwölf Ritta hot da Rosnbühla fü seine Kinder ongnommen und zan Ondenkn, wos mit ehna gschehn is, hot er s Thol und s Stadl intn ba da Mur — Hundsmorl gnennt.

Da neidi Baur.

Pfui Teuxl, se Sochn is wild. Da Michlbar, seine vulln Acker und Wiesan kennst eh, seine vulln Stadl und sein ongschoppn Feldkostn ah, und sein vulln Geldbeutl und Schmerbauch, no siagst, den kennst ah. Ober in Michlbarn seine Deanstleut, de kenna n o h wos von eahm — er is neidi und geidi, zwickerisch und zwackerisch — der Olde is a weng a Zong!

Um ochti, wann die Ondern schon a gonze Wiesn ogmaht hobn, kroanzt er erst aus n Nest und brummelt üba dös und dös und dös in oan Zug, bis n die Bäurin mit an endn Trum Fleisch s Maul vaschopp. Aftn loandlt er in Hof aussi, steigt a Weil auf n Misthaufn umer und geht mit die kothin Trompa wieder in d Stubn, der old Saumogn. Aft will er wieder a Straubn hobn — fressn möcht er in gonzn Tog, und wia sih ondere Leut nit schindn für eahm, so frisst er sih eh nob oam!

Zu Mittog, wia die Ondern mit n motn Gliedan in d Stubn kemmen, sitzt da Michl scho wieda ban Tisch und resonirt und greint, dass s Mittomohl wos fiati is, damit d Leut wieda zu der Oabat auf d Weit kemmen. Zerst, no, — kimmt a saure Suppn, de ghört a brauns Brot eini — s weiße gholt da Baur zan an Mühlbrot. Da Michl nimmt die Brotschüssl und zählt die Brockn ein, so dass die zwölf Lössl, de drauf passn, völli rassn, wia d Heana, wann mar eahna a por Köndln füwirft. In letztn, den mögn s' scho neama dawischn, der schwimmt in da Schüssl lusti uma, wir a gjoats Fischl und duckt sih inta n Lössl und weicht an iadn aus, bis der Ochsn-

knecht aufspringt: „A Birn her! a Birn her! ih hon an Brockn renna gsehn, den muaſs ih hobn!“

Aſtn kimmt s Kraut, da Baur iſst koans, er muaſs jo nit von Olln hobn, hilft oabatn jo ah nit, no, und a ſchmeckands Schmolz is ah drauf, ſe mog er nit recht.

s Kraut war ah dauſst — aſt woaln ſ' ſchon Oll mit die ſchwaſſn Löffl und ſchaun — s kimmt da Sterz! Klewa ſteht er aufn Tiſch — pums ſein ſ' Oll drein — oba-da Moar, der gamt und gamt: auf ſein Ort is ka Schmolz in da Schüſſl und auf n Baurn ſei Seitn is a gonzes Zittamos.

„Is a truckns Johr, huir“, moant er und dan Maul ſtabt da Sterz auſſa, wir er dös ſogt.

„Nit überoll“, ſogt der Ochſnknecht, „auf der oan Seitn ent geht oan Lahn um die onder o vo lauta Näſſn.“ Dabei ſchiaglt er zan foaſtn Sterz überi, wo n Baurn ſei Löffl tiaſe Löcha gſchlogn hot.

Da Michl kennt ſih wul aus, wo da Fuchs gamt, ober er ſogt nir dazua.

So eſſn ſ' und eſſn ſ' noh a weng, auf oanmol moant da Moar: „De Schüſſl hot an Ziema loſt!“ und draht ſ' a weng und ſcheibt ſ' um, daſs die moga Seitn zan Baurn und die foaſt zan eahm kimmt.

„Jo, ſie is a wert ab!“ ſogt da Michl ſchön ſtad und draht d Schüſſl wieder um.

Do wird da Moar ſchichti, er wirft n Löffl weg und ſchreit: „Faſtnachta Baur, du neidiga — friſs, friſs; ih ſchau mir um an enders Ort!“

„Is ſcho recht, aſt bleibt s Todn gſpoart!“ moant da Baur ſchön loaulad und mocht s Kreuz.

An oams Deanstmensch.

Bin amol auf n Dompfwegn vo Graz hoamzuagfohrn. Nebn mir auf da Bonk is a Weibmensch gsessn; is just nit jung und nit old gwen und d Schönheit hot s ah leicht datrogn. Ih hon s' zerst nit ongschaut und hon ban Fenster aussi gofft, as wia wann ihs Murthol eh noh nia gsehn hät. Jo, s Murthol is schön und prächti ober Olls is ah nit dron; s Beste von Obasteira liegt nit in sein schön Lond — in Obasteira selba liegts — se därfts ma glaubn.

No, und wos mocht dann mei Nochbarin in Wogn? O je, de schaut mih gor nit on; sie schaut ollaweil auf s kloan Wuzerl, dos s' auf da Schoß hot, und immeramol gibt s' n gor a Schmozerl, daß s schön schnolzt. Da kloan Spitzbua hot a weng gschmuzt dazua, und seine kloan, schworzn Augerla hobn gliabäuglt mit da Muada, daß schon a rechte Freud wa.

„Wir old is er dann?" frog ih.

„Vier Wochn is er old, der Kneissl, der kloane", sogt s' drauf.

„A weng z Graz gwen mit eahm?"

„A weng jo", wa d Ontwort. Ober ih hon noh ollahond gfrogt und bin gläda zuwigsessn; ös wißt s, ih hon die kloan Kinda mentisch gern.

No, und wir ih gor ollaweil gfrogt und gfrogt hon, sogt mei Nochbarin gach: „Du Dei, du ameriga, is da nit gut und muaßt es dann Olls wissn? Wer wird dann ah da Voda sein dazua, Du nit." Dabei hot s' mih so vadächti ongschaut, as wia wann ih ka Voda sein kunnt!

„Host n eh nit kennt, in selbn Jaga“ moant s' nocha, „is holt ah a sölchta gwen, wia e ös Mannleut oll seids: Zerst ollaweil handlon und auf d Letzt: Bhüat dih Gott — konnst mih gern hobn. Wos wa mei Jaga nit für a liaba Schotz und mei Klona do is n ahnla, wia wann er von eahm owagrissn wa. Is guat ah, sist hon ih eh nix von eahm. No, er hot Olls da mir gultn und ih hon an Olls glabt, hon für eahm gwoschn und gflickt und hon ma denkt, es wird ma grotn, und mir zwoa wern ins a Häusl dawirthschoftn, dass ma nit umawolgn däafadn in Deanstn, so long mar oan Fuass rigln mog. Oba gach schickt er ma durch n Pechöltroger an schön Gruass und ih kunnt mar um an Ondern schaun, er müad hoam! is an Ausweniga gwen. Na, nochlassn wir ih da nit — denk ih ma — bist es wul nit wert; wanns d ka Gwissn in Leib host, fist is ah nix guats in dir! scher dih in s Pfeffaloch, ih wia scho selba schaun auf mei Kind!

Freili, guat is s nit gwen. Selba koan Kreuza Geld und koan Plotz! Neamt hot mih gholtn wölln und intan frein Himmel konnst doh nit bleibn, wia s Thier in Wold! Do hon ih n Pforra betn, er sull mih und mei Kind doh nit gonz valossn und ih thats jo neama. Oba da Pforra hot s Kruzifix in d Hond ghobt und hot damit auf die Thür zoagt: „Schau, dass d weita kimmst! ghörst nit her do! aussi! An Strohkronz will ih dir aufsetzn und durchs Dorf will ih dih treibn lossn, dass s olle Leut sehn, wos du für a lüaderlis Mensch bist, marsch!“

So hot er gschrian, da Pforrer und ih bin auspeitscht worn aus da Gmeind, und weil ih selba nit woass, wo ih daheam bin, hob'n s' mih gschumelt von oana Gmeind in die onda! Wos wirst dann mochn?

In s Wossa springa hät ih mögn, wann s Kind in Muadaleib nit gwen wa. Die Zeit is ollaweil gläde zuwa kemma; wos ma do für a Stoan auf n Herz glegn is, konn ih ger nit sogn! „Wos fong ih dann on? hon ih d Leut afregt — jo, d Ochsl hobn s' deutlt, nur an olda Hausira hot ma n Roth gebn, ih sull auf Graz in s Gebärhaus, d that n s' scho sorgn fü mih und mei Kind. No, und so bin ih holt eini in d Stodt und in se Haus, und do is s glückli vorbeigonga.

Inter ollfremdn Leutn bin ih umagwolgn, nur mein Hanserl hon ih auf n Oam ghobt, und dös wa mei Trost und mei Liab und mei gonzes Glück auf da Welt!

Oba do is die Zeit kemmen und ih hon aussa müassn und s kloan Hascherl is drein blibn in grossn, stoanan Haus ba die fremdn Leut. Bin wieder in s Obasteirisch gongen und in an Deanst eingstondn, dass ih mei Brot hon. Oba guat is ma nit gwen dabei; s Herz hot s ma zsommdruckt, wia wann s zwischn zwen Mühlstoan lag, und ollaweil hon ih denkn müassn: Wia wirds dein Hanserl gehn! . . .

Nit oabatn und nit essn hon ih kinnen und ba da Nocht, wann ih einschlofn hon wölln, is ma gwen, wia wann da Kloan dausst in da Kältn und in Wind um sei Muada schreiad! Aufgstondn bin ih und hon gsuacht. Jo, gsuacht hon ih in Haus und in Wold und ba da Stoanwend und in Wosser und gfundn hon ih n doh nit!

Jo freili hon ih n nit gfundn — da Kloan is jo weit, weit weg gwen — z Graz in sen stoanan Haus. Aft wird a fremds Weib kemma, hon ih ma denkt, a Weib, dos ka Kind und ka Muadaherz hot. Dös wird mein Hanserl mitnehmen, oba wegn an Geld, dos s dazuakriagt, nit wegn an Kind. Und so wird mein oams Kind inta d Füass tretn und wird aufwochsn völli wir a Thier und wird ka Liab und ka Muada kennen und ka rechte Glückseligkeit hobn — in sein gonzn Lebn nit! — Na, und dös is a schlechte Muada, hon ih ma gsogt, de ihr Kind so vaschenkn und vagessn konn, und ih will meins wieda hobn und wann ih sei Brot mit bluatin Händn von Stoanfelsn aussagrobn muass. . . .

Mei Nochbarin hot gach nit gredt, hot ihr Kind zan Herzn druckt und hot rechtschossn gwant!

Mih hot s selber a weng gstessn ban Herzn, hon s Deanstmensch ba da Hond gnemma: „Bist a bravs Diandl“, sog ih „schan, wann ih d Mittl hät, ih that dih heiratn, und! du warst mei rechts Weiberl und da Hanserl mei rechts Kind! Oba most ma s nit dazähln, wia s d dein Kind wieda kriagt host?“

„Jo mei, wia wird ih s kriagt hobn! Mei Sunntagwandl hon ih vakaft, dass ih hon mögn auf Graz gehn. Ih hon nit eh nochgebn, bis ih mei Kind wieda ghobt hon, und hiazt geb

ih mit Freudn hoam und will Tog und Nocht oabat und mir wern nit dahuma allzwoa, gelt, Hanserl?"

Da Wogn is stehn bliebn. „Schau dais d guat hoam kimmst, bist eh ah an Obasteira, oba brauchst Neamt nix zsogn, wegn den do!" moant mei Nochbarin, hot ihr Kind fest in Oam gnommen und is ausgstiegn.

Ih schau ihr noch von Fensta, wia s' hinters Dorf umigeht und üban Berg gegn d Olm auffisteigt, und denk ma bei mir selba: Dams Mensch, a Herz häst, wann s d nar a Haus ah häst!

A Sunter auf da Kriaglerolm.

Hiazt will ih engs dazähln, wia ba mir dahoam a Feiter ausschaut.

D Sunn gamp schon ausser üban Wechsl und scheint schön roth eini ba die Fenster in d Stubn. D Wiesn vorn Haus is schön a weng grawerlad von Thau und do glonzts und glitzts, as wia wann d Schmelhan und die Blutschan silbera warn, Gott sei Lob und Donk, dass s nit wohr is; die Küa und d Ochsn sein eh scho humeri, se blärn in Stoll und möchtn aus d Weid. Oba heunt hots noh koan Onsehn zan Austreibn, s Kuamensch hot noh nit amol gmulchn und die Buabn — o je, die Buabn, de liegn noh auf da Goanzn und da Wastl — du vaslixta Bua! — Der is lacht gor ausgwen ba da Nocht, weil er zsommt n Gwond leit und noh die nossn Schuach onhot? — Jo du, da Wastl nit ollan, O l l sein s' aus gwen. Bis um zwölfe Mittnocht sein s' mitanonda gonga, hobn gsungen und gjuhazt, dass da gonz Wold lebendi worn is — und aufrichti wohr, die Bam hobn ah mitgsungen und gjauzt — no, zwe dann n i t? Die Bam sein jo ah jung und grean und hebn an gspitztn Huat auf und an Fedabuschn drauf, oba Liab hobn s' koane in Herzn — gstott da sen — Pech.

Jo mei! Pech hobn die Buabn ah immeramol in da Somstanocht, derawegn singen s' doh noh:

„Juchhe, wir is heunt d Nocht so schön!
Buabn hobts a Schneid, kinnts mit mir gehn,
Und hebts ka Schneid, so losst s es bleibn,
Will ma die Zeit scho noh vatreibn!“

Und noch Zwölfe thoaln sih die Buabn — da Hiasl geht zan Rieglbarn, da Jogl zan Knitla, da Thomerl zan Zisöla, da Peda zan Hoanbarn, no und da Holdabua, der in Winta sist noh in d Schul geht, der geht ah scho zan Mensch — zu s Grabla Kathl.

Da Wastl oba, der is ban Ofnberga gwen und do hot der Norr richti die Zeit vapaßt und erst wia da Hann zan dritten mol kraht hot, stößt n die Dian: „Hiazt schau, daß d weita kimmst, s miakt scho da Toz on!“

Ast is er holt so spot hoamkemmen und hot sih zsommt n Gwond niedaglegt.

's is na guat, daß heunt Sunter is, sist wa da Baur scho long mit n Steckn dogwen; ober a so dusit er selba noh nebn da Bäurin — ih wett, er hot ah nit die gonz Nocht gschlofn!

s Kuchlmensch is noh z erst auf und kocht d Suppn. Noh und noch loandlt wul ah da Thomerl in der Intaziachhosn dabe, setzt sih aufn Herd und s Mensch muaß n gschwind an Knopf einnahn — ba s Zisöla Stiegl hot er n aussa gsprengt. Ast kimmt da Hiasl und die Ondern, holb in Feita holb in Weata, woschn sih dauß̈t ban frischn Brun, daß schön spritzt um und um, nochha gehn s' stad aufn Bodn aussi, wo ea hnere Truhan und Kastn stehn, und legn sih noch und noch on.

Z ollalezt geht da Wastl vira, wetzt sih d Augn aus und geamazt — daweil wa da Norr bol üban Grasstock gfolln. s is guat, daß er heunt nit Kirchn geht, er und die Kathl und da Holda müaßn hüatn. Die Ondern gehn oll auf Kathrein und die Baurnleut ah. Oba da Baur sogt noh: „Seid s brav dahoam und thuats fleißi rosnkronzbetn!“

Die Bäurin grechtlt noh a Sterzmehl und a Schmolz zan a Hüatajausn, ast sein s' Oll fuat.

Wia die Kirchleut fuat sein gwen, fumpad gleih die Küa gloggn owi auf d Leitn und da Holdabua schnolzt mit da Goasl, daß schön hullad eut in Wold; astn:

„Juchhe, Buabn, hitt eng schön
Stehts na bold auf;
D Uhr hot scho sechsi gschlogn.
Lusti frisch auf!
Seid s olle Neune do,
Last s na brav zua.

Der Uaberl muaſs vorausgehn.
Luſtiga Bua!
Schauts na, wia s funkeln thuat,
Schauts na, wia s glonzt,
Schauts na, wia s Vögel um an
Hulzbirnbam tonzt!
Dös is da Suntamorgn
Luſti friſch auf;
Juchhe, Buabn, bitt eug ſchön
Stehts na bold auf!"

In Haus gibt s ah noh Kloanigkeitn; d Schof müaſsn austriebn wern, d Sau ſein zan fuadan — d Heana jogn ſ' aufn Onger, aſtn wird zuagſpirt.

Daweil ſchlogts neuni, s is zan Roſnkronzbetn.

Die Kathl zünd a gweichte Kirzn on, da Waſtl nimmt die groſs Hausvetn vo da Wond, no und aſt knean ſ' ollzwoa zan Tiſch zuwi. Er bet' vor, ſie bet' noch — und wia fleiſſi und ernſthoft! — Oba long daurts nit — ih woaſs nit, wegn wos, er geit ihr an Puf in d Seitn, ſie geit eahm an zruck, aſt hebn ſ' zan Pfugazn on, ollzwoa und wern in betn irr und hiazt wiſſn ſ' nit amol, is da Roſnkronz ſchon aus oda nit.

„Geh, du Unend!" moant die Kathl „gib an Fried und hiazt bet!"

Aſt fongt er holt wieda ſchön ernſthoft on — daurt nit long, locht er wieda.

„Du Golſta du, ſo denk doh auf die oaman Seeln! Mei Muada hot ollamol gſogt: Wann ma ban Betn s Lochn ſiſt nit loſſn möcht, ſullt mar auf die oaman Seeln denkn, aſt möcht ma s ſcho loſſn!"

So greint die Kathl und dabei hot ſ' ſelba nix zan Beſtn, daſs ihr s Maul nit ausanonda geht.

Oba hiazt gſcheitaweis! Wo ſein ma dann ſtehn bliebn? Richti, der in heilin Geiſt geſendt hot. Aſt betn ſ' holt wieda, s geht a Raudl gonz, wia s es ſih gehört — oba ſchau, hiazt hebt ſie ſelba zan Pfugazn on und er ah wieder und gach lochn ſ' laut auf. Da Bua ſtößst die Dian, die Dian ſtößst in Buabn und auf d Leſst fongen ſ' gor zan rafn on ollzwoa und reiſſn dabei die Betn o, daſs die Grollan oll intan Tiſch owi beudln.

No, hiazt hobt s es! denkt hon ih ma s eh, dass s koan Fried gebts, daweil nit wos gschehn is. Hiazt klaubt s es na zsomm — und wos wird dann da Baur sogn? s Gscheiter is, ös hörts gor auf zan bein, ast kinnts eng doh auslochn, ös Golstan ös kindischn!

Ast hörn s' auf — und schau, hiazt gsollt eahna gor nit mehr und sie wissn nit amol, wegn wos, dass s' glocht hobn.

Nochn Betn kocht die Kathl in Sterz, bringt a Milch dazua und Löffl: „Hiazt iss, Wastl, ast trogst in Holzer ab van owi."

Da Wastl haut eini — da Sterz is hitsch gschmolzn; die Kathl kocht nit schlecht, sie wa recht zan a Bäurin!

No, wia da Bua fuat is, geht die Kathl wieder in die Kuchl, schöpft d Hösan on und hoazt auf, daweil singt s' a Gsangl:

„Ih hon an Schotz, der eisern thuat,
Der klöpflt z Nochts, dass teufeln thuat:
Bist nit dahoam oda kennst mih nit,
Oder is dös s recht Fensterl nit?
Ih bin dahoam, ih kenn dih schon,
Du hoſt an Rausch, ih gsiach da s on!
Und hon ih an Rausch, so mochts da Wein,
Diandl, steh auf und loss mih ein!
Ih steh nit auf, loss dih nit herein,
Du kunntst heunt Nocht mein Unglück sein!
Und wann ih heunt Nocht dein Unglück bi,
Bin ih s in Stond und heirat dih!
Bist du s in Stond und heiratst mih,
Bin ih s in Stond und pfeif auf dih!"

Gach, wia s' noh a so singt, pumpats ba da Thür.

„Wer is daußt?" schreit die Kathl.

„Mei, da jung Grebnbar is s!"

„Jesstl, da Grebnbar! kimm nur eina; hoſt schon aus gschlossn?" frogt die Kathl und wird a kloans Weng roth dabei — er is heunt Nocht ban ihrn Fensterl gwen. „Moßt an Sterz, Michl!" sogt s' ast und „Wer hüat dann heunt ban eng?" frogt s' ast.

Er bringt a por Pfoadn und an Intaziachhesn zan Woschn und Flickn: „Sei so gnat Kathl!"

„Is scho recht, Michl, ih wia da s scho herrichtn".

„Muass ih da deine Schuach negln, Kathl?"

„Jo is recht, negl ma s' a weng, voron, sist stößst ma d Suhln so viel o."

No, so plauschn s' aweng, oba die Kathl muass scho knödlmachn gehn, um zwölfe kemman die Kirchleut — do muass s zan Essn sein.

Wia da Holda hoamtreibt und da Wastl wieder in d Stubn kimmt, is da Michl scho wieda fuat, oba sei Pfeifn hot er vagessn auf da Vonk. Da Wastl dakennt s' und frogt:

„Is lacht da Grobnbar dogwen?"

„A weng, jo."

„Der is oba doh, wia s schlecht Geld, heunt Nocht is er ban Ofnberga gwen."

„Du lacht ah, weil s d es woasst!"

So dafrogt ma s!

Hiazt kemman die Kirchleut hoam. Wia s' essn gehn und eahnere Röck oziachn, dass ma die weissn Pfoadn siacht, de s heunt onhobn, sogt da Baur:

„Wos is dann heunt mit da Hausbetn gschehn, sie is jo ozrissn!"

„Jo, die Kotz, dös Mistviach!" schreit die Kathl „kimmt s' ma Vormitto, daweil ih knödlmoch, in d Stubn einer und beisst richti die Betn o!"

Da Wastl schneidt valei und valei Brot und sogt zan Holda: „No hobn sih die Küa schön ongfressn, heunt?"

„Host as doh eh selba gsehn, wir ihs hoam riebn hon!"

Van Essn richt scho wieda die Bäurin on und losst da Kathl ba da Kuchl ka Recht meh. Ast, wia da Baur s Fleisch austhoalt, schaun die Knecht schön liacht — heunt kriagn s' aweng mehr, wia Weatas. So essn s' holt mitanonder aus oan Thaler und dazähln s daweil, wos da Pforra heunt gsogt hot und wia viel dass aufn Kirchploz Äpfl gebn hobn um an Kreuza.

Nochn Essn geht da Baur a weng auf d Felda, die Bäurin und d Menscha nahn eahnere Kidl und flickn in Buaban eahnere Hosan aus und singen wieda dabei.

s Thoal Buabn sein aufs Heu liegn gongen, s Thoal sein zu die Nochbern voni oda gor ins Wirtshaus.

Auf d Nocht zan Rosnkronzbetn müassn s' oll wieda do sein. Oba da Jogl, der Schlanggl, der will nit hoam gehn,

Der treibt a lustis Lumpn
Van Koatn und van Gläsagspiel,
Wann s Diandl an da Seitn sitzt
Und mit die Augla blitzt.
Und hobn s' ah gleih an Ossn,
Sie gehn deßwegn nit schlofn,
Sie trinkn lusti drauf, jo drauf
Und über an lustin Lumpn,
Do steht amol nix auf!
Und s Geldl schön vajuxn,
Mir lebn jo doh nit ollaweil
Und kimmt amol da Kipperlbeni,
Is s Lumpn eh vabei
Da Pforra, der sogt freili,
Es wurd ins noh da Teufel holn,
Und zwegn den Bisserl Teufel
Gibt s noh ka Traurigkeit,
Und holt er ins noh diese Nocht,
So trinkn ma mit eahm Bruadaschoft!"

Erst noch Mittnocht steaglt da Jogl hoam in sei Bett Oba schon um Drei schreit da Baur:

„Lusti auf, Buabn, heunt is Monta; s is gnäri zan Mahn!"

Die Buabn stehn schön zah auf, reusn sih aus, goamazn und moan:

„Du Teurlözen,
Hiazt is da Sunter ah vabei!"

Da Schneidapederl.

Se will ih völli darota, wer s se Mandl sein mog dös roscht mit sein Begleisn üban Steg rennt. s Lenzn Bua wird s sein, der zan Schneidahondwerch gongen is, weil er koan rechtn Löffl zan Pflua und zu da Sengsn ghobt hot.

Ih därf nit sogn, dass er z faul wa — se müassad ih lugn, oba z gring is er gwen dazua, und hot die schwar Arbat nit dawurzn mögn. — „Bua, hot sei Vorer amol gsogt „wanns d nit mogst, zwinga will ih dih nit, lern wos onders. D Nodl is gringa wia die Drischl; zu wos brauchst dann die Pfluasnach, mess da dei Brot noch der Elln zua, host ah gnua. Wir a Schneida, Pederl!"

Drauf is da Pederl zan an Moasta gongen und der hot gsogt: „Bua, wann s d brav bist und fleißi oabatst, so schenk ih dir olle Manat fünf Groschn zan an Trinkgeld. Aftn, wann s d drei Johr glernt host und frei wirst, kriagst a neugs Gwandl!"

Zan Dunner eini! denkt eahm da Pederl, do bin ih jo a gmochta Monn! und s Geld kon ih ah brauchn, ih kaf ma schöne Büacheln und Schreibzeug."

Büacheln host eh scho dameni; willst ollweil lesn und zu wos brauchst dann an Schreibzeug, du Kneissl, möchst lacht wieda sölchene Spitzliadl schreibn, wia danahst auf n Dorfrichter und aufmoln dazua, wir er in Rausch ba da Sau glegn is? — Geh, geh, schlog da de Dummheitn aus n Kopf und schau dass dih dei Begleisn üban Ste nit owiloacht, sist frass dih a Frosch, du Schneida du kloana. Gehst zan Erleitna heunt?

Er gibt ma koan Ontwort; er schaut d grean Wold on und hört d Vögerlan zua und will ah mitsingen, ober eahm gehts nit von Herzn. A Vögerl is er freili ah, oba dobleibn därf er nit ba die lustin Komaradn intan blowen Himml, in d Steign muass er eini wieda für a gonze, viel tausnd Elln longe Wochn!

Hiazt kimmt er zan Erleitner und geht eini in d Stubn. Da Moaster is scho do und schneidt just a Hosn zua. Dabei schaut er fuchsteufelwild drein. — Peterl, du bist um a holbe Stund z spot kemma! Wegn wos lost da Moasn zua und in Hulziegl, hiazt host die gonz Wochn an hantin Moasta! — Die Bäurin kimmt mit a Milchsuppn — da jung Schneida losst s' stehn. Hot s' an Fahla; is s' ondrennt oda lind oda hart? Na, d Suppn wa nit hart, oba da Moaster is hart, und zwegn den schmeckt s' nit. — Hiazt mocht er an Ourch und räuspert sih eh aus, dass d Stimm schön hell und liabli is, aftn probirt er: „Wia gehts dann in Moasta; is er schön gsund?"

Da Moasta hot s nit ghört. Nohamol, Peterl: „hot sih da Moasta deh recht guat intaholtn, gestern!"

Der Olt gibt koan Ontwort und die Bäurin muass d Suppn olle wieda wegtrogn und schimpft noh üba den nedlan Schneida.

So vageht die holb Wochn. Vo früah s Morgn bis in die spot Nocht wird gnaht und beglt, und in jungen Schneida thoan d Finga scho rechtschoffn weh. D Finga, se mochad nix, oba die Brust thuat n ah scho weh vo den longen Sitzn ollaweil und — s Herz thuat n erst noh in wehast! Immeramol schaut er an Blick aussi auf die grean Wiesn und auf die frischn Bam und auf s hell Bacherl, dos vabeirinnt. D Miazerl steht in Gortn und frischt in Nagerlstock auf, und in Herzntrost, und da Himmel locht so freundli oba, wia wann er sogn wullt: „Ös Leutl, dös olls hon ih gmocht, da's eng gfreun sullts!"

Und da Peterl sitzt in da finstan Stubn und da Moasta mocht noh ollaweil s finsta Gsicht dazua.

So kimmt da Pfingsta. Do steht da Moaster auf und sogt: „Bua, ih geh hiazt zan Spreiznbarn und schneid wos zua, moch de Hosn fiati, aft kimmst noch!"

Er isst noh sei Straubn, de n die Bäurin brocht hot, und gleih drauf geht er fuat.

Moant ẽs, hiazt loſst da Pederl ſei Hoſn liegn und laſt auf d Wieſn auſſi und auf n Kerſchbam auſſi, und ſchreit in Gortn eini und golſtad mit da Miazerl? Balei nit — er naht fleiſſi, oba s Herz is n viel leichta, weil der old Grangnſchipl fuat is. Hörſt es, hiazt ſingt er und wiſpeln konn er ah nit ſchlecht! — Na, los amol, hiazt hebt er gor laut zan redn on. Is jo Neamt in da Stubn, redſt lacht mit dir ſelba, du narriſcha Schneida, du?

Kennſt es, wos er hiazt thuat? Jo, nahn holt. Dös freili wul, oba noh wos onders dabei — d i ch t n thuat er. Hör a amol, wir er s obaſogt und d Nodl geht in Takt dazua:

„Zwei Saiten ſind gezogen um unſer Herz.
Die eine, die ſtimmt Freude, die

ober is dös a groba Lodn" — moant er gah „und hiazt woaſs ih nit amol, ſullt ih d Hoſn mit an Thürl oda mit an Schlitz mochn —

Die eine, die ſtimmt Freude, die andre Schmerz;
Die Freudenſaite klingt und klingt: Juchhe!
Die and're doch,

de Foltn muaſs ih ah noh ausbegln; is ma zu Mitto ban Eſſn da Baur drauf gſeſſn.

Die andre doch, die klingt und klagt: Achweh!

Wos dös für a buglada Zwirn is den bring ih jo in d Nodl gor nit ein; Bäurin, du kimmſt ſo weng in Himmel, as dei Kamelthierzwirn ins Nodlöhr geht! — Na, wo hon ih dann hiazt aufghört mit mein Gedicht. Richti, ih hon in Fodn ſcho wieda:

klingt und klagt: Achweh!

Und ſtimmen ſie zu —

auweh auweh, hiazt hon ih d Nodl obrochn! Wos is dann dös heunt für a Kripplgſpiel ba mir? Nimm ih holt mei leſste Nodl; wann de ah hin is, moch ih Feirobnd. — Nu:

Und ſtimmen ſie zuſammen in trauter Näh,
Wie ſeltſam hör' ichs da: Juchhe! Achweh!
Und dieſes, daſs die Saiten ſtetig klingen,
Das währt ſo lange, bis ſie endlich ſpringen;
Dann iſt verſtummt der frohe Klang: Juchhe,
Und ſchrillend weint's im Brechen noch: Achweh!

Fix an da Geign noh amol, hiazt hon ih mih vanaht! Moch eahm s Thürl hinten auf s Kreuz! — Na, dös is scho zan Bitn; hiazt könn ih lacht olls wieder austrenna? Möcht ih doh wissn, wo ih meine Gedenkn ghobt hon!

Und so geht s n holt, in Pederl. Oba dafür bringt er Somsta's a gonzes Briaftaschl vull Gedichta hoam. De muaß da d Muader einfolzn, gelt? — No und wann s' nit zan essn sein, zu wos sein s' dann sist? — Jo mei, se woaß d scho selber in best, zu wos s' sein. Dei oanzige Freud sein s' und dei gonzes Glück. Wann die Oudern oll scho schlosn und da Boda schnorcht wir an olde Hulzsog, bist du noh ba deine Gedichter auf und lest s' durch und mochst noh neuge dazua.

Mogst lacht sist deine Augn nit vawüasn, Bua?

„Ah, wos sein dann d Augn; stechts ma s' aus, wir an Vögerl, oba s Herz losst s mar und singa losst s mih — se gib ih nit auf, so long ma da Stimmstock steht!" So hot da Pederl amol gsogt und d Leut hobn oll gmoant, s Leusn Bua is a Norr.

Oba, s Edleitna Miazerl hot die se Moanin nit ghobt; er is holt a Vogl, hot s' ihr denkt, und der konn s Singa nit grodn.

„No, so steigst holt auffi ausn Bam und schaust, daß da die drotnan Muckn in Schnobl sliagn!" — Dös hot eahm sei Moaster amol gsogt; mocht da vaslixt Schneidabua in oan Gschwindikeit a Gedichtl drauf:

Wann ih a Vögerl wa,
Jo se wa ma recht;
Auf n Bam auffi stieg ih nit;
Der wa ma z schlecht.
Ih saß auf mei Diandl auf,
Fix an da Geign!
Und bussad und bettad:
Loß mih ein in dei Steign!

Und eingloffn hot s' n in ihr Herzerl — oba, do hots noh an Korn ghobt — Da Moasta hot ah wölln drein sein. Zween Schneida braudn gwiß koan weitn Plotz, ober in oa n Herzl gehn s' doh nit eini und dösmol hot da Lehrbua s Vorrecht dahöltn.

Oba dös sein lauta Dummheitn gwen; da Pederl hot gonz auf wos onders denkt — weit in d Welt aussi hot er denkt und auf d Höh aussi. Dabei hot er sein Finga nit seltn zan Lodn zuwignaht. Oba sei Seel hot er nit zuwignaht und dös longweili Gschäft is n ollaweil saurer und saura worn.

Wos n Leib und Seel noh zsomgholtn hot, dös is d Somstanocht gwen. Aha, do is er zan Mensch gonga, der schlecht Lump? — Geh, red nit, wanns d es nit woaßt; a pormol hot er s thon, se konn ih nit laugna; sist ober is er — holt! Hoſt doh recht; er is zu sein Diandl gongen und is die gonz Nocht ban ihr gwen. Z erst aweil hots Neamt gwißt; oba, da Krua geht so long zan Brun, bis er bricht — da Schneidapederl hot wos Jungs kriagt und mehr und ollaweil mehr — an gonzn Schipl. Sei liabs Diandl is reich gsegnt gwen und hot ah an fremdn, nobln Nom ghobt — Poesie hot s ghoaßn. — Da jung Büachlmocha hot scho gonze Bögn vull Gedichta ghobt und fü de hät er sei leztz Bluattröpfl gebn. — Dös hot ah nit ollweil daurt, gah amol hot er die schön, grossn, ongschriebnen Bögn z dranschirt gfundn — sei Moasta hot s dawischt und hot für Leibl und Miada — Musta draus gschnitn.

Da Lehrbua, wir er s hot gsehn, hot nit jo und nit na gsogt, hot sei Binggerl und sein Steckn gnomma: „Moaster, ih möcht gern a Wörtl redn; hol ma da Moasta nix fü übel; ih geh hiazt aussi in d Welt!“

Sida sizt da Moaster alloan in da Werkstott, heunt do, morgn n doscht; gstot n Lehrbuabn hot er a Goas. D Leibl und d Miada schneidt er ollaweil noh noch n Pederl seine Gedichta zua und sie passn gor nit schlecht auf die Brust.

A schöne Gegnd!

Bua, willst vo da Welt wos sehn? Ih wüssad a schöne Gegnd. Oba z Fuaß därfst nit schwoch sein und auf da Brust ah nit, sist geht s dar aso, wia mir daneh: Steig ih aufsi auf ie Gebirg und schau eini in die se schön Gegnd, de ih moan, greifts mih a so auf da Brust on und s Herz kimmt ma z legazn, daß ih völli nit hoamgehn hon mögn — und ih wa die sen Berg eh gwohnt!

No, wann s willst, Bua, so gib ma d Hond, aft gehn ma Rochn Murthol aufsi, se strengt ins nit on; s Mürzthol kost ah nit viel und is scho gor a Procht. Rochba kemma ma zan sen Dorf, dos an Kirchthurn hot, der völi ausschaut, wir a Keil. Woaßt, da Seelsorga selm will mit sein Kirchthurn mit olla Gwolt in Himmel ausanondakeiln, oba da Thurn is noh a weng z kurz dazua und da Koplaun a weng z leh.

Wegn meina! mir gehn weita rechts üba d Olm übri. Gelt, die zwen Füaß sein völli zweng, mir sulltn a por Schinkn ah noh hobn, und wann s ah gleih gselchte warn!

Na sei na getröst, ih siach scho s Haus auf n Berg; selm gehn mar eini und schaun dan Fenster aussa, astn sehn ma — holt! bleib stehn, Bua, selm ban Zaun leahnt a Weibmensch und holt s Viater üba s Gsicht De schommt sih lacht, weil s' so an dasliktn Kirl onhot und völli koan Schnadh, so daß ihr die nokad Zehn aussagugt? — Na, wegn den nit: sie woant — so woant s', daß ihr die Knia zsommbrechn möchtn und so weh thuat s ihr in Herzn.

Ih woaſs s ah, wegn wos. Schan, Bua, ſe groſs Haus, dos auf n Riegl ſteht, hot amol ihr ghört, an brava Monn hot ſ' ghobt und d Leut ſein ihr gor nit feind gwen, weil ſ' gern gebn hot und wann ſ' an Damen wos ſchenkn hot kinna, ſe is ihr größte Freud gwen. „An iada Vageltsgott“ hots gern gſogt „is fünf Groſchn wert.“

Jo freili, Vageltsgott hot ſ' viel kriagt, ſie wern ah wos wert ſein, oba hiazt hot ihr dafür noh Neamt fünf Groſchn für ollzomm gebn, daſs ſ ihr zan Mittogmohl a Stückerl Fleiſch kafn kunt, die oam Haut.

Oba wir is s dann ſo weit kemma?

Kennſt ſe grav Thier nit mit die tiafn Augn und n lengen Schwenz, dos ſih überoll einibeiſst, durch d Wond und durch s Bret und durch n Tiſch – in d Mehltruchn, zu die Ochſn und Küa, zu die Sau, auf da Leſst gor zan Menſchn und durch n Rock, durch die Pfoad eini in die Bruſt. Dös Thier hoaſst: s Unglück, und dan lengen Schwenz zarrt ſ' d Noth mit – weita ſog ih nix meh!

So hot s ah bi da guatn Bäurin einibiſſn — zerſt durch n Zaun auf s Feld — da Schaur hot Olls zſommgſchlogn; aſt hot s einibiſſn in s Hulz — d Mühl is wegbrunna zſommtn Mehl und die theurn Stoan ſein auseinanderdagfolln wir a moabs Zugabacht; aſt hot s einibiſſn in Stoll — s Viach is hinworn nochanonder und da Schinta hot die groſsn, foastn Ochſn und die beſt Melchkua üba d Leitn owizogn; aſt hot s einibiſſn in s Haus — da Sturmwind hot s Doch owagriſſn, daſs die Breder und da Stroſchab in da Luft gflogn ſein, wia d Vögerla; aſt hot s einibiſſn in d Stubn — da Monn is kronk worn und in Bett glegn Johr und Tog und die Vader und die Docktan hobn gſogt: s Elend wird nit ollaweil daurn, wann er nit gſund wird, ſo wird er wul amol ſterbn. Auf d Leſst hot n Kronkn an olds Weib grothn, er ſullt olle Freiter in Wold auſſihatſchn, ſullt ſih in an Omashauſn einilegn und dabei dös Gebett betn:

z Kopfn und z Füaſſn
Thua n ih d Muada Gottes grüaſſn.
Fleiſch und Bluat
Wird wieda guat;

Haut und Bein
Sulltn wieda frisch,
Ja frisch wull sein!

Dös hot da Baur thon und er is richti wieda zgrean kemma. A weng fohrn und holtn mog er, ober ausschaut er grechn, s wia habrana Herrgott.

Schau, und aft hot sih s Unglück erst in s Herz einibissn. Die zwo frischan und liabastn Kinda hobn d Froas kriagt und sein gstorbn. Und wia s' die zwoa schneeweissn Trüherla owitrogn hobn durch u Wold gegn an Freidhof, is d Muada gach zsommbrochn s hot ihr so an Stich gebn auf da Brust, najo, s Unglück hot in s Herz einibissn.

Long und long liegts krouk daheam in da finstan Stubn; da Voder is zan Voda gongen und die ondern Kinda humsn und humsn ums Bett umi — mei sie hätn gern a Stückerl Brot. — Da je Betla, der üba d Leitn auffagehb; hät an genzn Büngl vull, ober er geht vorbei und schaut nit zuwa und ka Mensch kimmt; s is jo a hitzige Kronkad in Haus, derawegn traut sih Neamt he!

s kimmt oba doh noh wer, eh s finsta wird — da Voda kimmt; er valosst seine Leutl nit: „Wia gehts da dann, Miazl?“ frogt er schön stad und recht trauri.

Leusl, geh schreck dih nit, da Miazl geht s schlecht, sie is troweis und kennt dih neama! O je, und er hät heunt wos Neugs gwüsst; da Voda kimmt morgn! Ah, dös wa gscheit, der kennts, aft wird s scho bessa wern. Valei, er kimmt nit zu da Kronkn, er kimmt um die lesst Kua, weil da Baur d Medizin nit zohln hot mögn.

Noch Johr und Tog lebn s' Olle noh, oba s is an ondere Zeit. s Haus hobn s' hergebn müassn wegn die Schuldn, die Kinda wolgn intan fremdn Leutn in Deanst umer nur der älda Bua is gor in d Stodt gongen und lernt die Büachlmocherei und ma woass nit recht, wos noh Olls. —

— Hobn Koans ka Heamat hiazt, nur die oldn Voda leut sein noh aufn Haus und müassn ban fremdn Baurn um die Kost dean und müassn sih ragern olsser older und olssa kronka, sist is da Baur grob und gwoasst eahne s Schlogn und s Bejogn und noh wos bessers!

Der old Voder is a Grawschädl die old Muader is scho buglad und hatscht mit an Steckn dahe. So schaun s' oans s ender on; sogn thoan s' nix, Olls druckn s' owi — Olls, wos bitter und bös is muais owi ins oame Herz und dös is noh nit vull — s hot ollaweil noh wos Plotz. Ober a grosse Freud steckt ah noh drein: Die oldn Leut hobn noh Kinder und de führn sih brav auf. Oba hoam därfn s' nit, därfn in Eltern nit zuagehn — sist mocht da jung Baur a Gsicht wia da Teufl. — Der Äldere, der in da Stodt is, der is holt der oldn Muader ihr Herzkäferl, auf den denkt s' Tog und Nocht und wann a Briaf kimmt, so trogt s' n aufn Herzn umanonda — lesn konn s' eh nit, und wann s' a Lamperl oda gor in Wold wo a Reherl siacht, so dazählt s' von ihrn Suhn, wir er so glückli is in da Stodt und wir er noh a reicha Kampl wern wird, der ihr a Häuserl kaft und a schneeweisses Betterl drein und a deckts Tischl dabei — a recht a liabs Hoamatl fü Voder und Muader und Schwester und Bruader und für eahm selber ah! — Saggera, do togazt ihr s Herz so lusti!

Oba wegn wos dazählt s' dös dann in Thier in Wold, dos s doh nit vasteht — wegnwos nit n Leutn? — Jo mei, weil ihr d Leut neidi sein, daß s' so an bravn Buabn hot — „der is scho da Rechte“ — hobn s' ihr amol g'sogt — „und der wird schön vagessn auf seine oamen Vodaleut und wird sih schomma, wann s n auffuachts mit engere gsticktn Röckln, wird eng sei noble Thür vo da Noin zuaschlogn und dan Feuster aussiaschrein: „Seh, do hobts an Groschn und hiazt schauts, daß s weitakemmts, ih kenn eng nit!“ —

Gott sei Donk, die old Muada hot dös n Leutn nit glaubt, sie kennt ihr Kind eh selber in besst.

Hiazt geht s' zan Koplann und losst n Briaf von Buabn lesn — na, und wia der so schön schreibn konn, so aufrichti und frumm, gredn wir a Pforra! — D Augn kemman ihr z wassern der oamen Hout vo lauta Liab und Freud!

Oba da Koplaun, der schupft d Ochsln, wir er in Briaf zsommlegt und moant auf d Letzt:

„Ih will eng wos sogn, Weiberl, mir gsollts nit, dass enga Suhn in da Stodt is, s is schod um eahm; schauts, er is so a guata Bua gwen und auf der Olm obn war er s ah bliebn; hiazt is er inta die schlechtn Leut kemma, lest

schlechte Büachln und Zeitina — ih mog engs nit recht sogn, oba — “

„Jessas, er wird doh von Glaubn nit ofolln!“ schreit d Muada drinta, datopt n Koplaun ba da Hond und schaut n gonz kloansinni on.

Der ziacht sei gweichte Hond zruk, mocht wieder a por Ochslschupfer und moant schön stad:

„s wird nit weit gfahlt sein, Weiberl, enga Bua sollt von rechtn Glaubn o, vagißt auf d Lesst noh aufs Fostn und s Betn und s Beichtngehn — ast fliagt er schnurgrod in d Höll owi! s is schod um an Pedan, obet er fliagt owi und ans is s, gfahlt is s mit eahm — er fliagt owi!“

Ih siachs oame Weib aussisteagln ba da Thür, sie topt und zittert und hiazt war s' bold üba d Schwelln gfolln. Gelt, Muaderl, hiazt hot se wilde Thier mit n longen Schwonz noh gor in d Seel einibissn! Host dih ollaweil gfreut auf dein Suhn, oba hiazt host ka guate Stund mehr in dein gonzn Lebn, — s is schod um an Pedan, ober er fliagt owi!

Schau, Bua, derawegn loahnt s müahseli Weib selm ban Zaun. Vo der Olm geht da finsta Nebl aussa, eiskolte Tropfn strehnts nieder und da Wind rauscht durch die Bam, dass olle Äst raunzn. s Weib loahnt und woant und geht nit hoam. Hoam? — Sie hot jo in Weg valorn — sie woass nit, is da se recht, der in d Stodt geht zan ihrn Buabn, oda der oan, der ins Thol zu da Kirchn owi und aufs Riegerl aussiführt, wo in friedlin Gortn die vieln Kreuzln stehn? —

s is guat, daß ihr olda Monn da Lenjl dahesteaglt; er hot s' scho gsuacht über a Stund; er hot vo sein Gfottan a weisses Stückl Bret kriagt, dös möcht er ihr gebn. Ast nimmt er s' ba da Hond und frogt s', wos dann da Pera gschriebn hot.

„Loss mih gehn, Lenjl: ans is s und gfahlt is s mit eahm — er fliagt owi! — “

Na, nimm s' na mit, olda Vora, nimm dein oams, kronks Weiberl na mit und führ s' vo den Wetta nur eini in die worm Stubn! —

Er nimmt s' her und wia s' hinkemman zan Haus — ei ei, vo is die Thür zuagspirt.

Da jung Baur is gor a zwidera Mensch, der mocht nit auf – nur ba da sen Thür, wo s' dreisg Johr und länger ausundeingonga sein und wo s' ghaust und goabat hobn früa und spot fü d Hoamat und fü die Kinda — wo die Damen viel tausnd Vageltsgott niedaglegt hobn auf die Thürschwelln — do stehn s' hiazt selber in eahnan oldn Togn in Regn und Wind und klopfn on.

A groba Fluacha rumplt ban Fenster auffer, oba die Thür bleibt fest zua.

Kronk und valossn wonln die oamen, oldn Leut in Stoll eini zan Viach, selm legn sie sih aufs Stroh. So kolt is eahnar und so schwar und trauri z Muat; long denkn s' noh auf eahnere Kinda – auf d Lest kimmt doh der Damen besta Freund und druckt eahna d Augn zua.

Wia s' schlofn, schleicht sih a weisses Lamperl hin, leckt eahner a weng die grabn Herr aus n Hirn und legt sih aft selba schön liabli zuwi. —

Dös is die schön Gegnd, Bua, wia gfollt s' da? Gelt, auf da Brust greifts oan aweng en und mih gor; därfst ma s glaubn – s liegt ma, wir a Stoan aufn Herzn!

— — ◆ — —

Almlüfterln.

Gedichter und Liada.

s Olmlüfterl.

Wann s Olmlüfterl waht,
Selm tramen die Bam:
Selm säuseln olle Ästla,
Selm singen olle Blatter
An hiamlischn Tram!

Sie singen sölchte Liadla,
De in s Herz eini gehn;
Und wann s d nar a weng Lust häst
Und wann s d nar a weng losast,
So thast as vastehn!

Schau, wos *mir* in da Seel hobn,
Se tramen die Bam;
Und s Lusti und s Loadi
In Haus und in Herzn,
Se singen die Bam!

Nuß Heidl!

S Haſcherl in Heiderl is leidi,
s Augerl is ah noh nit hell,
s Buſſerl is noh nit recht zeiti,
In Herz ſteckt a burkloane Seel.
Nuß Heidl!

Und s Haſcherl in Heiderl wird ſchneidi,
s Äugerl bleibt ah nit ſo trüab;
s Buſſerl von Büaberl wird zeiti,
In s Herz kimmt a Buttn voll Liab.
Nuß Heidl!

Ollahond Gspiela.

Und sid ih wos denk,
Hot s mih ollaweil gfreut:
Daß ih led und a Bua bin,
Hot mih gar noh nia greut. —
Wir ih s Springen hon glernt,
Bin ih aussi auf d Hoad,
Hon Schopfmoasan gfongt
Und hon Dachkatzln gjoat.
Bin ih owi zan Boch
Und hon gmaust und hon gfischt,
Und hon gstott Forelln oft
An Kruissn dawischt.
Aft lern ih s Schmiragln
Und s Keglscheibn ab;
A kurzweilis Gspiel,
Wann na s Egglech nit wa! —
Und ollaweil oan Doan
Mog ih doh ah nit treibn,
Hiazt liab ih a Dianrl
Und schiaß a weng Scheibn.
Und d Scheibn hon ih troffn,
Dös wa wos für mih;
Und mei Best liegt in Wiagerl,
Du saggeratih!

Oll hon ih s' selba nit gmocht!

Und oll meine Liada, de ih hon,
Na, oll hon ih s' selba nit gmocht:
Die moastn und bestn davon
Hobn d Augn vo mein Diandl zwegnbrocht

Und olle sein s' druckt auf mein Nom,
Zwe sull ih s da Welt ab berichtn,
Dafs d Augn vo mein Diandl, die blown
A weng kinnen dichtn!

Se Diandl, dos ban Bruntro steht.

Se Diandl, dos ban Bruntro steht,
Se möcht ih in a Glaserl hebn,
Dasś s Wangerl jo nit ruaśśi wurd;
— Drum schleich ih hin und fong ma s ziomm

Na na, du narrisch Diandl du,
Ih thua da nix, wos rennst dann so?
Ih fosś dih in a Rahmerl ein,
Und stell dih auf s Oldarl nob!

Und olle Tog an Rosnkronz,
Den bet ih da mit Herznsmuat,
Aft kuśst ih dih, na wia ma holt
Scho s gweichte Sochn kuśstn thuat!

Es nutzt da nix, ih fong dih o,
Du muaśśt amol mei Heilin sein,
Und is da s gulda Rahmerl z schlecht,
So fosś ih dih in s Herzerl ein!

s vabrennt Hangerl.

Schöns Diandl, wia kennst dann noh frogn?
Mei Liab, de is gor nit zan sogn,
Ih konn da zan Zoachn na schickn
Mei gspregerlats Hangerl zan flickn.

Mei Herz is scho brotn banoh,
So hoaß brinnt ma d Liab dina do,
Aft hot s ma noh s Hangerl onkennt,
Und hot ma s schön sauba vabrennt!

Wir ih s Kröpfl hon kriagt.

Weil s moant s, mir hät a Knödl
Mein Hols aufiagwüagt,
So muaß ih s eng dazähln,
Wir ih s Kröpfl hon kriagt. —
Hiazt, s Hofmerla Diandl
War eng gwiß bekonnt;
So saggrisch und sauba
Gibt s koans mehr in Leut!
Jo, gern hon ih s ghobt,
Und se hät ah nix gmocht,
Wann ih na gleih a Wort davon
Aussa hät brocht.
Oba na, s kunnt nit sein!
s hot mih zwickt, s hot mih gjuckt,
Und ih hon ihr s nit sogn mögn
Wos mih gor a so druckt. —
Aft hobn mar in Wold
Amol Lerchngraß trogn;
Do denk ih: Hiazt thuat s es,
Und heunt muaßt ihr s sogn:
Jo, moant s, es wa wohr gwen?
Wir a Stodlthor, so weit
War offn mei Maul,
Oba d Red hot nit keit —
Mei Herz, der oam Norr,
Will mar aussa durch n Krogn,
Daß es selba kunnt richtn,

Wos d Red nit konn sogn.
Oba grod, wia s will aussa,
Lauft s Diandl davon;
Do daschreckt sih mei Herzel,
Dass s weita nit konn.
Und just do drein steckt s
Nebn an rupfanan Krogn;
Ka Knödl is s nit,
Se konn ih eng sogn!

~~~~~~~~
~~~~~~~~

s Loatabarn Liserl.

Steht selm ban Opflbam s Loatabarn Liserl nit?
Sein wird sie s richti, scha, muaß a weng hin zan ihr:
„Diandl, du glaubst mas nit, wos ih heunt Humma hon!
Wias eppa war, Liserl, wanns d mir an Apferl gabst?“
„Geh nur ins Wirtshaus, Bua, s Loatabarn Äpfel sein
Zsaur fü dih, zohnast zviel; zeiti sein s' ah noh nit:
Kunntst aft u Bauchweh kriagn, war ih dron schuldi noh!“
„Diandl, se wa nit schiach, grod die Saurn iß ih gern:
Hon da s jo eh scho gsogt, daß ih so dursti bin!“
„Selm war a Wossa guat, s Apferl that n Mogn onblahn.“
„Geist ma selm ah noh koans, wann ih dir a Busserl gib?“
„Woat a weng, paß a weng, wast jo viel zschön fü mih;
Thast mih na foppn du, wullst aft nix hörn vo mir!“
„Jessas, wos laufst dann so, Lieserl, wos rennst dann so!
Moanst, ih dawisch dih nit! Gilts wos, ban Ongazaun
Hon ih dih; aft kimmst ma neamer aus!“ — Teurlsdirn!
Wia s' üban Broud oi gumpt, üba d Stöck übi hupft!
„Foll nit, und zreiß dir in Stenggan dei Kiderl nit;
Kunnst wos dafuisn sist.“ — Hon s biazt scho ghobt banoh:
Wirfts mih üba a Wurzn hin, daß ih schön gmägazt hon.
Wo is s dann hin daweil? Roths, wo is s' hin daweil?
Eini in s Gresser is s! — Do schaut s her, do schaut s her!
Ih heb mein Huat und mein ausbeutelts Pfeiferl auf,
No, und aft los ih holt. — Hör wara nix von ihr.
„Liserl, wo bist dann biazt? meld dih, ih thua da nix!“
Moants, dös dasluzte Mensch gab mar an Ontwort drauf?
De holt dih schön für n Norrn! denk ih ma los a mol! —

Hoſt es nit ghört, wia s in Dicka drein greiſpelt hot? —
Ah, ſie is doh noh do „Woat na, dih kriag ih noh!" —
Wir ih ins Greſſer einſchliaf und ſcho toppn will,
Fluxti, is s Menſch auf der oan Steitn auſſi gwen.
Hon nit gſchwind nochhi mögn, s Graſs hot ma s Gſicht dakralt,
Aſt, wir ih auſſi kimm, is ſ i e ſchon int a Weil!
I h in oan Teuſl na noch „und expreſſi nit,
Kimmſt ma du aus und ſiſt hoais ih noh Baſchtl, ih!"
Na, s wa lacht doh a Schond, wanns mir in Springa noh
Zbös wurd, dös kurzharad Weibmenſch, dös bungade! —
Hiazt kimmt ſ' zan Boch ſchon oi — „ſelm moſt nit iwi, gelt?
Nu gehts da ſchlecht amol, wird da nix helfn meh!
Moſt daſchrein ah Neamt, weil s Woſſa rauſcht. Schau, daſs d'a
Fiſchl fongſt, hinta da Hetſchnſtaudn boch ma s ins."
— Auweh, ſcho wieda Pech, juſt muaſs ſ' a Stong daſehn:
Hupſt damit iwi, daſs s Kiderl fliugt. — Hät mögn ins
Woſſa ſchaun, wo nit a Froſch intas Waſerl ſchlupft. —
„Liſerl, geh, d Stong kunntſt ma gor ſo leicht übra gebn." —
Hot ſie s nit ghört, oda will ſie s a ſo nit thoan?
Bleibt ma nix über, ih muaſs ſcho durchs Bachl fliagn.
„Oba wegn den kimmſt ma doh nit aus. Renn nur in '
Dorf nit zua; s Fleiſchhoka Hund geht heunt ledi, du
Kennſt dös vahöllte Vieh, s Kiderl wa gleih herinnt!„ —
Grod muaſs ſ' do eini, und mittn da Goſſn lauft ſ'!
„Moanſt, ih bleib hint vo dir? D Leut loſs ih redn und renn
Dir noch!" — Hiazt wunad ſ' in Kirchplotz lacht ah noh ein!
Je, ba da Kirchthür is ſ' einigſchlupft, dös is gſcheit,
„Fong ih ſ' holt dinner o!" —

Schauts, und wir ih einikimm,
Kniat ſ' ban Oldarl — ſelm woat ſ' auf mih — locht a weng.
Ih na gſchwind zuwiknìat, s togazt ma s Herz a ſo;
Fong ſ' ba da Hond ſchon und — gach ſteht da Pforra do.
I h ſog jo, ſ i e ſogt jo, da Pforra geit n Segn dazua,
— Hon gmoant, ih hon d Liſerl gfongt, daweil hot mih
ſ i e dawiſcht.

Sechs Breta.

Mei Haus und mein Hof hobn s' ma gnomma;
Bin ogschatzt; wos soll ih dann thoan?
O mei Gott, ih hät jo gern gheirat,
Mei Diandl is gor neama kloan.

Wos soll ih dann weita noh mochn,
Aso konn ih grechn nit lebn;
Ih woaß ma nit z helfn! — Sechs Breta,
Ih bitt enk, de werd s ma doh gebn!

Sechs Breta, de werd s ma doh schenkn!
Ih brauch s' zan a Truchn nit gred;
Ih brauch s' fü mein Kloan zan an Wiagerl,
Wann er kimmt, daß er ah a Haus hot.

Mei Thoan.

Vormitto suach ih
Mei Diandl in da Ghoam,
Nochmitto bin ih
Auf n Tonzbodn dahoam;
Auf d Nocht, wann mih da Voder
In d Schupfn einspirt,
Do flick ih ma d Hosn,
Dass ma die Zeit nit long wird!

Häst sulln a Glöckerl wern!

Häst sulln a Glöckerl wern,
Kounst so schön klinga;
Häst sulln a Vögerl wern,
Kounst so schön singa;
Häst sulln a Gimpl wern,
Kounst so schön fliagn;
Häst sulln a Wachtl wern,
Kounst so guat liagn!

Bua, wann s d a Diandl brauchst!

Bua, wann s d a Diandl brauchst,
Geh, kaf mir oans o;
Schön Schworzbraune, Blowgstrafte,
Gnua hon ih do.
Ih hon s' scho schön ogricht,
Wia s' stehn noch da Reih,
Ba da Braungstraftn is goa
A Jungs scho dabei!
Do hät ih fü n Winter
A Rechte just noh,
A mudlfoasts Diandl,
Du, dös kaf mar o!
Oda willst eppa de,
Mit n Kröpfl, do vorn:
Do kunntst da s stoanböse
Auf d Olmgehn dasporn.
Do steig na gleih auffi
Auf s Kröpfl. Jo mei!
Siachst auffi in s Lond
Und in s Wällische ein!
Oda gfollt da die Buglad,
Kost ma selber a Geld:
A schöners Komeelthier
Gibt s nit auf da Welt!
Na, mochn ma ka Gschäft nit?
Ih will da s guat moan:
An Hondlwein zohl ih.

Es is schon auf Oan!
Oda mochn ma s a so:
Die Erst schenk ih da, Bua,
Und die Ondern, de gib ih
Ols Draufgeb dazua!

Wos warst für a schöns Diandl!

Wos warst für a schöns Diandl
Auf der Olm ba die Küa;
Do wa s Kiderl vul Mist,
Oba s Wangerl vul Blüa!

Auf der Olm is s da z leicht gwen,
Bist ins Gschloss ei dafür:
Jo, s Kiderl is schön biazt,
Oba s Wangerl is dürr!

Und wann ih dih b i a z t siach
So denk ih ba mir:
Wos warst für a schöns Diandl
Auf der Olm ba die Küa!

Da Miazerl ihr Bildl.

'S kloan Miazerle, 's fleißi, kimmt hoam vo da Schul
Und will in ihr Stüberl gleih gehn,
Sie is heunt so granti und trauri dazua,
Und leßt gor ihr Butabrot stehn.
Ihr Muata, de moant scho, es muaß ihr wos fehl'n
„Na, Miazerl, bist heunt nit recht gsund?
Du thuast ma sist Olles von Lehra dazähln,
Hest heunt leicht dein Aufgeb nit kunnt?"
Ih hon scho wos kunnt, und ih hon ah dafür
Von Herrn Katechetn wos kriagt;
A recht a schöns Bildl, de hon ihs bei mir;
's sein d' Odom und Eva — wer 's miaßt." —
„Du kindische Gredl, dös sull dih jo gfreun,
An Onders wa froh, wann 's es hät!"
„Jo, 's wa ma scho recht, oba — 's geht ma nit ein,
Do kennt mar — in Odom jo nit.
Er hot jo ka Hosn on, racht ka Zigarn,
Und Bort hot er ah kean, a so
Wir eppa da Voda — wann gleiwul na warn
A zehn a zwölf Herln, so kennat ma 'n scho.
An iads is gonz nekad und hot longe Hor
Und — 'n Miazerl bleibt steckn hiazt d' Red,
„Na Muada — do wird ma jo grebn a Kerr;
Do kennt ma jo d' Eva gor nit!"
„Loß Zeit, und gib Ochtin, daß d' 's Bildl nit zreißt,
Bis d' Schlong kimmt und 's Apferl erst hot
Und dös, wo de zwoa do, ins Apferl zerst beißt
Is d' Eva. — Und hiazt iß dei Brot!"

A schlechta Groschn.

A Groschn hot drei Kreuza ghobt,
Und ih hon a treus Büaberl ghobt.
Und gstotn sewin hon ih hiazt
A Büaberl, dos drei Diandln hot.
Und mehra wa da Groschn wert,
Der wa drei gonze Kreuza wert;
Oba e Büaberl, dos drei Diandln hot,
Na mei To! dös is gor nix wert!

Stoansteirisch!

Wann ma Zithernschlogn,
So schlogn ma stoansteirisch,
Wann ma steirisch tonzn
Tonzn ma stoansteirisch,
Wann ma Diandl liabn,
Liabn ma s stoansteirisch,
Und stoansteirisch sein mas s gwohnt.

Ollweil stoansteirisch,
Ollweil boanbäurisch,
Trogn ma Röck und Knöpf,
So trogn ma s' stoansteirisch,
Sein ma guat banond,
So sein ma s stoansteirisch,
Oba stoansteirisch warn ah d Schläg!

s funfzgjahri Jublfest.

„Mei Weiberl du herzigs,
Hiazt sollts ma grod ein:
Just heunt is s funfzg Johr,
Dass ma zsammkema sein.

Und guat hobn ma ghaust
Und hobn glebt, wia die Taubn;
Ka bessere Eh gibts!
Se därf mar ins glaubn!

Drum möcht ih da, Weiberl,
A Freud mochn frei;
Host epper an Wunsch heunt,
So sog ma s na gleih!“

„Wann s d moanst, mei liabs Mannerl,
Ih wissad schon a Bitt:
Moch heunt a mol an Ausnehm,
Und prügl mih nit!“

A hantiga Baur.

Wann ös noh a so schreits vo der Intelligenz,
Vo Bildung und Fortschriat, und wia ös es noh nennts:
's is a longweilis Zeug, ös kunnts lärma wias wöllts;
So long, dass ös ban ins noh d Soldotn bestellts,
Mit eahnere Praxan, zan Leutl daschlogn,
So long dürfts vo Bildung ka Wörtl nit sogn!
Jo, ins, wann ma dafn in Wirtshaus a weng,
Steckts gleih in die Keichn ein; — oba ban eng
Is ös guat, wann ös viel Tausnd wia d Rindviacha schlecht
Und ondre viel Tausnd zu Krippln mochts. —
Do hoaßts holt: Wann d Schuln amol kemen heraus,
Afi is ös mit de Kriagführagschichtn schon aus.
Jo, d Schuln häts jo ehnta scho long in da Stodt;
Und in essendn Sochn hobts eh ah ka Noth!
Hiazt möcht ih doh wissn, zwegn wos und zwegn wo,
Dass ös ollaweil zthoan hebts mit Fechtn und Schlo?
Is ös Votalont — jessnds holt — is in da Gfohr!
Ös lugnantn Schipl ös, dös is nit wohr!
Dös wissn ma scho selba, w o n n ös Votalont leidt,
In a gfrentiga Rua oder unfriedlin Zeit.
Mir Baurn wölln an Fried hobn, mir fonga nix on;
So oft noh a Kriag wa, hobn ös die Greisichärl thon!
Um zehntausnd Leutl gehts eng jo nit ziemm,
W a n n ö s n u r a s c h ö n s K r e u z l a u f n J ö p p l k i n n t s
h o b n ! —
Ih mog nix meh redn — mir kimmt scho die Gall,
Ih sog na: Pfuiteufl! Pfuiteufl noh amol!

Da Waldlbarn-Sepp.

Na, hobts n neh kennt, in Waldlbarn Sepp?
A beanolda Schipl, a stoanreicha Monn.
Os, wann ma na hätn die Thola von eahm,
Mir fülladn oll infre Sackla leicht on!
Oba Neamt siit, thelans und thelein hot sei To
So viel Huma dalitn, wia da Seppl in Wold;
Sei Gwond wa danaht und dastickt in olln Forbn;
Nur der oanzi neug Rock wer erst neunzehn Johr olt.
Und Olle hobn glaubt, no, er hot nix, da Sepp;
Oba jelm, wia s' vor sechs Johrn die Kirchn hobn deckt,
Selm hot er — ban Pforrer in Leutbuach stehts gschriebn
V i e r Kreuza Schein in die Pforrkassa glegt!
Jo, die Kirchn braucht Geld, ma sullt ollaweil zohln,
Wann ma heirat, muass s sein, wann ma stirbt, muass ma zohln.
Na, dös dolgade Sterbn, dös is eh so blitzdumm;
Auf oamol is ma hin und ma woass nit warum! —
Oba kennt hot er s selber, a so konns nit bleibn:
s konn wul sein, dass s mih gleih amol ofraglt ah;
Na, je muass ih sogn, grod gfreun thua n ih s nit,
Und ausbleibn kunts ah, wann s so eingricht wa!
Aft geht er zan Poder und frogt um an Roth,
Der kost nix, und hilft er nit, konn er nit schodn:
„Os werd s es wul wissn, muass s wul amol sein,
Und geht er mir ah aus, der dolgade Fodn?"
„Jo, se konn wul sein, dass d ah einimuasst in d Erd!"
Sogt da Poda zan Sepp, „oba moch da nix draus."

Da Sepp draht sein Hut in da Hond um und um.
„Han, Voda, dös schenh ih, dös holt ih nit aus!“
Da Voda, der tröst n, so guat, dais er konn;
Da Sepp mocht an Seufzer und sempat schön stad:
„Na, mir wa sist nix um de longweili Welt,
Und sterbn wullt ih ah, wann's na kostn nix that!“

~~~~~~~~
~~~~~~~~

Mit Breta vaschlogn.

Wann s Hochegga Müaderl ihr Hobafeld baut,
Und immeramol ins Gebirg einischaut,
Do stehts a weng still und thuat ollamol sogn:
„Schauts, dortschtn is d Welt mit Breta vaschlogn!"
Dös gift n braun Lipp und er bosit dauch:
„Geh, Müaderl, sei stad, und red nit aso;
Konnst hingehn wo s d willst und konnst olle Leut frogn,
Und ninascht is d Welt mit Breta vaschlogn.
Bin alf Johr Soldot gwen, und woaß wos davon:
Und selm hintan Dochstoan, selm fongts erst recht o!
Schau, zerst kimmts Tirolalend — se is nit kloan,
Und aftn kimmt s Wällasch, wo d Feign wochsn thoan
Und hört s Lond ah auf, is von Vaschlognsein ka Red,
Do siecht ma viel Wossa wul, oba ka Bret.
Und drent üban Wossa, mei Müaderl is holt
Die n e u g Welt, viel schöner und grössa, wia die olt,
Und so gehts holt fuat, und wann s d gehst und wann s d fohrst,
So kimmst wieda zruck selm, wo s d ehanta worst."
Und wia holt da Lippl so weita dazählt,
Und ollahend woaß, vo da buglatn Welt,
Moant s Müaderl: „Na na, ih hon s ollweil ghört sogn,
Auf o a n Ort wa d Welt mit Breta vaschlogn.
Do gift sih da Lipp und er brummlt in d Haubn:
„Na, wos die oldn Weiba für Gegtweach glaubn!"
Es steht nit long on, liegt da Lipp in da Rua;
Aftn legn s' n in die Truhn und nogln s' schön zua
Sogts Müaderl: „Na, Lippl, hiazt konnst es dafrogn,
Is d Welt nit auf oan Ort mit Breta vaschlogn?"

Olmleuchtn.

No, hobts scho gessn? Gsegn engs Gott, wischts d Löffl o:
Mir gehn a wengerl aussi aufs grean Angerl noh;
Wer wullt dann hiazt scho schlofn gehn; hobn noh nit bet,
Da Voder und da Heldabua sein ah nit do!

Ih zoag eng wos, hiazt schauts amol auf d Olm hinauf!
Jo richti scho, sie setzt die gulda Schlofhaubn auf!
O mei Gott, na! vastehst es nit: Sie wird na roth,
Weil d Sunn scho geht, und gibt ihr s letzte Busserl drauf!

's is ah nit wohr, ih mean, ös hobts ollzwen koan Wind:
De hot ma s d Ahndl enderscht gsogt: *Da Herrgott zündt*
Dös gweichte Kirzan seine höchstn Felsn on,
So oft auf d Nocht a Muada bet fürs liabe Kind.

Sterbn!

Oida, wos thuast dann do?
Woaßt, ih möcht ah noh lebn,
Bin jo viel z jung fü dih,
Kriag erst an Bert!

Zwe dann scho schlofn gehn,
Bin jo erst munta worn,
Wetz ma grod d Aeugler aus,
Sein so schön hell!

s Diandl steht ah ban Bett,
Hot a greans Kranzerl auf,
Tanzt wortn d Hohzatleut,
Tonzn um s Haus!

s Bluat stößt s mar ah schon auf;
s is so schön frisch und roth,
Häts dös zan Lebn und Liabn
Gor neama thon?

Wann s Monscha schön scheint!

Und wann s Monscha schön scheint
Suach ih auf meine Freund;
Suach ih n Vettan und d Moam
Und mei Diandl nob hoam!

Klopf ih en ba da Thür,
Steht a Bamerl scho vir;
Oba s Hütterl bleibt zua,
Sein schon All in da Rua!

Woaß a Garterl a kloans,
Hot a Kreuzerl nur oans;
Oba Beeterla drei,
Steht an Engerl dabei!

Und aft leist ma mei Schotz
Und mei Moam schon an Plotz;
— A greans Hällerl obn auf,
Aft scheint s Monscha schön drauf!

Schau da s noh amol on!

A Bhüatdihgott für n Prinz Johann, wia s' n vo Graz in s Tirulalond gfüllt hobn. *)

Schau da s noh amol on,
Du steirischa Monn,
Dei Landl, dös kloan,
Eh i' dih aussitrogn thoan.
Se Gebirg mit n Schnee
Auf n Kopf, dös kennst eh;
Und die Stoanfelsn ab,
Wo dei Gamssteigl wa.
Und da Hulzschloga Fronz,
Und sei Bruada, da Hons,
Und sei Schwesta, d Marie,
Denkn ah noh auf dih. —
Und da See is so trüab,
Wo s d dein Schotz und dei Liab
Wir a Bleamerl host gsehn
Zwischn Stoanfelsn stehn.
Und da Brondhof, dei Ziel,
Wir er doliegt so still
O schau n noh amol on,
Eh i dih schleppn davon!
Und in Graz drina grod

*) Den 21. Juni 1869.

Schön mitn in da Stodt,
Is a Haus auf dein Nom
Und a Gortn baut zſomm. —
Und bei Graz und bei Lond
Gibt da noh amol d Hond,
Und aft frogt s dih holt noh:
Na, zwe bleibſt dann nit do?
Hobn a ſo na grod oan,
Der s that aufrichti moan! —
Oba gehſt dann davon,
Schau da s noh amol on!
So a Stodt, ſo a Lond,
So a Herz, ſo a Hond,
Wia s in Steirmork baſom,
Wirſt nit bol wieda hobn!

Mein olda Voda ban neugn. *)

Geh n ih gfahlt do? — Bin ih recht do zan sen guatn Monn?
Sein Nom konn ih nit damiakn und hiazt find ih n nit on.
Ih woaſs s nit, wir er hoaſst, grod dös woaſs ih gwiſs,
Daſs dase, den ih ſuach gor a guata Monn is!
No, und den hon ih nochgfregt her und her, aus und aus,
Und ſ e hebn ſ' mih hergwiesn just in dös Haus. —
Er sul so a Mensch sein, nit z groſs und nit z kloan,
Mit an Schnurbort, zwoa blitzblowe Augn — und ih, moan
Recht freundli sul er ausschaun und trogn blonde Horr.
— Selm steht oana just aso. Auf d Leſst is ers gor!
Nochn Ousogn wars migla — ih freg n und probir n:
Nix fr Ungnat, seids Ös, der mein Buabn loſst studirn? —
Jo richti, hiazt kenn ih s, na, grüaſs eng na Gott!
— Wos is s — kennts mih nit? — Bin heunt selba mei Bot!
Jo mei Gott, wia kinnts mih dann kenna gleih so,
Bin ewa vo der Olm und zan erstnmol do.
Bin in Pedan sei Voda, da Lenz in Kluppnegg
— So hoaſst s ba mei Keischn in da Mürzthologegnd.
A spots Loch is ban ins, weng Felda, viel Wold,
Dreivirtljohr Winter und oan Virtl kolt.
Daweil da Peda noh dahoam wa, hot n rechtschoffn gfrorn,
Oba hiazt, sogt er, thats es, hiazt war n scho schön worm!
Derawegn bin ih do heunt — ih scheuch mih a weng;

---

*) Zum Geburtsfeste meines Gönners, des Herrn Peter Reininghaus (2. Oktober 1869). Der Verfaſſer.

Ih möcht mih holt gor so gern bedonkn ban eng!
Viel thon hobs mein Pedan, seids n rechtschoffn gnoagt,
Es hobs n, därf ma sogn, wir an oangs Kind vasoagt.
A schöns Gwond hobts n kaft und zan Tisch hoaßts n zua,
Do lebt er holt aft wir a Freiherr, mei Bua!
Feat bringt er an Uhr hoam, und wann er nit lüagt,
So hät er s' vo da Frau zan an Kristkindl kriagt,
A prächtige Uhr und wia s' funkelt so liacht,
Mit an silberan Ghänss — s is a Freud, wann ma s' siacht!
Und wos er sü Geld hoambringt! Do frog ih n daneb:
„Sogs aufrichti, Bua, vo wo host dann dös he?!" —
Schlechts woaſs ih nix von eahm — söllts nit a weng! —
Und so hon ih s glaubt, daſs er s kriagt hot von eng. —

Wo steckt er dann hennt; — er is jo nit do?
Und hot sih so long scho dafreut auf den To! —
Na, dös Glück, dos der Bua hot — ma sulls scho nit moan,
Und eh, wanns n gsehn häts, dös oanfälti Thoan!
No jo, wia holt Unsroaner is, der nix kennt
Und nix woaſs und nix gsehn hot, wia s Viah auf da Länd —
Und hiazt redt er so gscheit, hot olls gsehn schon und gspürt
Und is scho bol höha, wia da Pforra gstudirt! —
Do hot er danahst a roths Büacherl hoambrocht,
A Büacherl a druckts, dos er selba hät gmocht!
Und wos der do zsommschreibt — von Diandl — und so —
Möchts wissn, wo ers ghört hot, der Schlanggl — no jo!
„Du bist scho da Wohre!" hon ih gsogt auf d Leſst gor
„Du grotst scho dein Londsleutn noch auf a Hor!" —
Na, mih gfreuts, daſs er s zsommbringt, er is holt noh jung,
Er wird aft scho dasi nochn Hupfer und Sprung.
Ober auftrogn, vasteht sih, muaſs ma n ollweil und mann,
Und da Bua muaſs wos leistn, weil er dös amol konn.
Und wüßsad ih s, daſs er ins Schond gstott an Ehr
Noh mechad, ih gabadn gleih zan Militär! —
Oba so weit wird s nit kemma, ma gsiacht eahm s nit on,
Ih denk, holwegs vadeant er s, wos Se n hobs thon! —
Und hiazt, gnata Herr, — wos sull ih dann sogn? —
An oldn Vada hobs jung gmocht in sein leſstn Togn! —
Und mei Weib — daſs ih noh nit vagiſs — schickt an Gruaſs,

Sie wa sist ah mit, hät s' koan ongschwulnan Fuaß.
Sie hät eng a reitavull Krepsn gern gschenkt;
Sie bocht s' sist nit schlecht, oba doh ho ma denkt
Ös kunnts eppa lochn, sie grimmad sih z kronk;
Hobs eh häufti Sochn — Gott Lob und viel Donk!
Oba viel Gsund loßt s' eng wünschn, a longs Lebn loßt s' eng sogn;
Da Frau Muader ah so viel! Und aft thats s' noh frogn,
Wia s n Hanserl do geht; is er doh ah scho hisch
Van Wochsn, da Kloan, und ollaweil frisch?
Und die Ondern, da Hugerl, — wia frisch Milch und Bluat;
— Na, Kinda hobs liabe! So liab sein s' und guat,
Und grod aso onschaun, wia d Engerlar ah,
Mei Weib hät a narrische Freud, wann sie s sah! —
Und wann s o a n Mensch vadean konn, dös Glück und de Freud,
So seids es Ös selber, Ös rechtschoffnan Leut!
Viel Glück is in Haus und daß s ah aso bleib
Wern ma fleissi scho betn ih und mei Weib. —
Und hiazt gebts ma d Hond, liaba Herr, gebts ma d Hand!
Ös hobs engan Tog heunt — seids lusti banond!
Na, hät ih mei Zithern do, spielad ih drauf
Gottaufrichti wohr! an schön Steirischn auf; —
Oba na, ih muaß hoam zua, sist kimm ih nit hin!
Und hobs ma nix fr übl, daß ih einakrocht bin!
Und wanns zu mein Buabn kemms, so sogs eahm grod dös:
Sei Voda hät gsogt, er sull wern, as wir Ös!
— Hiazt pfüat eng schön Gott! — — s is auf mih ka Valoß:
Schauts, ih möcht gern wos sogn noh, und woaß nit recht, wos.
— Ih wünsch eng olls Guate, eh s ih fuat hatschn thua,
Und da himmlische Voda gibt noh wos dazua!
Er gibt n o h wos dazua, er gibts s Beste noh drauf,
Und aft spiel ih an saggrischn Stoansteirer auf!

Zan an guatn Lesst

noh a por Wortl mit mein Schulkomaradn, Nochbarsleutn und olln Bekonntn dahoam.

Hiazt wern ma gleih wieder ausanondagehn, Leutl, ös woaßt, ös werds mei Büacherl schön stad ins Winklkastl legn, weil s es ausglesn habts. Aber ih möcht s wissn, wos s enk denkt habts dabei, Guats, oda Schlechts, oda gar nix. s letzt möcht ih in wengast leidn.

Na, brauchts ma s nit z sogn, ih woaß s eh: Selm, wo ih in Leutn d Wahrheit gsogt, und wo ih s dazählt hon, wia s zuageht ba die Baurn auf da Weit und in Haus und noh in Herzn, und wo ih eppa gar in Nogl amol aufn Kopf troffn hon — se hot n Beran in best gfolln; s Schiach und s Trauri hot die rothangad Kathl in liabast ghört; dan Gmüatlin hot s olt Müaderl ollamol a lacherlads Gsichtl gmocht, daß völli olle Faltln vagonga sein — no, und da Gspoaß und die Dummheitn, Buabn, dös is holt für enk wos rechts gwen.

Hon ih s darothn?

Und — zwe soll ih s nit sogn — für enk, ös Buabn und Diandln banonda, hon ih die lustin Gschichtn und Liada gschriebn, ös lochts und golstads gern, und s is ah recht, ollaweil wird s enk aft eh nit gfreun; habts jo dös Liadl scho ghört:

> Sein ma na lusti
> So long s ins guat geht,
> So long ins da junge Kopf
> Ueba sih steht.

Wann ins da junge Kopf
Inta sih leit,
Aft hobn ma zan Lustisein
Neama ka Freud!

Wir ih sog, ih bin in traurin Leutn nit feind, und wann ih s' tröstn konn, so thua n ih s — oba die Lustin hon ih noh liaba und an iadn Locher und an iadn Jauza fong ih noh in da Luft o, und hebn fleissi auf, in mei Herztrüherl ein.

Oba heunt — ih woaſs nit, wia mar is — heunt, weil ih wieda suat muaſs von eng — möcht ih eng gern wos sogn. S is nit zan Lochn!

Londsleut, gebts ma hiazt d Hond — wann s' ah braun und rauh is, na her damit, so — schön fest zsommdruckn — so! — hiazt schauts mar in d Augn! — Glaubts ma s, daſs ih eng gern hon? Schauts, und derawegn thuats ma so weh, daſs ös gor so schlecht dron seids auf da Welt, und d Leut dauſstn sogn von eng noh — na, ih mog eng nit weh thoan, oba sogn thoan s' es — mochts eng nix draus, Londsleut, s is eh nit wohr. Schauts, d Leut sogn holt, ös thats viel zweng lernen und wards blitz - dumm. Na na, begehrts nit auf, s is jo eh nit wohr. Ös seids gscheita, wir immer a Gstudirter in da Stodt, oba findn thuats engan Bastond nit — valegt hobts n und hiazt topts umer in Finstan und suachts n — auf d Lesot sitzts eppa drauf!

Und hiazt will ih engs sogn, wos ih moan. Ös seids viel zweng in d Schul gongen und wiſſts nix. Geh geh Seppl, kimm ma na mit deine Fleiſszettl nit, de host oll füs Katekisimus kriagt und sein long scho nix meh wert.

Auf n Sunta, wann d Sunn aufgeht, steigts auf s Rigerl auffi und schauts amol um und um her. Du heiliga Gott, wos is dös für a prächtige Welt! De schön gelbn Feldа, de grean Wiesan und Wälder und de Thier und Vögerla drein; und weit hint in der Olm — de gluatguldan Stoanfelsn und da blow Himmel dazua! Und so geht d Sunn auf . . . Stehts still hiazt und denkts a weng noch? — follt eng nix ein? — Möchads es dann gor nit wissn, wir und wos und worum dös Olls is?!

Steigts mar auf se Bleamerl nit auffi — s is just ausbluaht — s mog noh nit sterbn! — Hansl, ih wüjsad an

Schotz — willst n hebn? Kuntst lebn davon zsemmt deine Kinda, wann s d n häst, ober a schwoaza Hund sitzt drauf. — Kathl, gred hinta die Stoanfelsn is s Paradeis und ih woass a Steigl übri. — Du, in den dürrn Bam is a Bolsom drein, der hoalt olle Wundn. — Do schenk ih dir an Feurstoan, Toni, wann s d a mol a Banr wirst konnstn brauchn, s stecka a Schipl Knecht drein, an iada Kiaka, wia du selba. — So, und in kloan Hiasl schenk ih ah wos: Zehn schworze Gliederla seins aufn Popier und in Kopf, konnst da davon a Kein mochn, so leng as d willst, konnst dir a Hagerl ondenkn und konnst Olls damit zuwaziahn. Auf d Lesst, wanns dih gfreut, konnst s Menscha owabagln und in Morgnstern und d Sunn ah. —

Des vastehts mih nit und mehr konn ih nit sogn. Ober ih kenn a Büachl und in den is s olls zlesn: wo s Bleamerl selm steht, wia ma n Schotz hebt — wia ma n Weg ins Paradeis findt — wia ma den Bam in Bolsom aussa ziacht wia ma die Knecht von Feurstoan aussarnast und wia ma die zehn Gliederla zsommstellt zan a Kein, so leng wia ma s braucht — dös olls — dös olls steht gschriebn. Und die Buachstabn woatn auf dein Aug, und die Gedonkn woatn, und die gonz Welt woat auf dih — — s is nur ums Daschn zthoan, so liegt dir Olls z Füassn und du siachst aussi über Olls, und kennst Olls und woasst Olls z brauchn, und bist ka dumma Bua meh! —

Geh, Londsmonn, so pocks on. Sei nit ollaweil der olt Loandla, der Olls glaubt und nix woass und schlaferi umatorr, as wir a Trottl. So wia doh a mol munta, Londsmonn wetz da d Augn aus und schau da d Welt on. Schau amol, wia weit dass d hint bist vo die Ondern — de ramen da d Beste weg vo da Welt und lossn da nix üba, wia dein Erdäpfl sterz und a roggas Knödl.

Und dir ghört d Welt ah zua, so guat, wir in Ondern — geh, Londsmonn, pocks on! Bist jo schon old gmua und gscheit gmua — Ih muass s ah wissn! sullst da denkn und einikrochn muasst in Hansn und a Büachl derreissn und fest lerna.

Schauts, Leutl, ös hebts es jo leicht. Ondere hobn für eng gstudirt und nochgforscht, Tog und Nocht — und wos s

aussa brocht hobn mit olla Noth und Müah, dös hobn s' schön noch da Reih zsommgstellt ins Büachl, und s Büachl schickn s' eng ins Dorf und zan Haus, wann s wöllts — und dan eng is s nur ums Oupockn zthoan.

s gibt a Lehr vo die Thier und vo die Pflonzn — ih nimm s' oll zsomm — a Lehr vo die Stoan, und vo die Kräftn, de drein steckn — dös is se, wo ih gsogt hon, die Knecht! Und s gibt a Ländalehr und a Himmellehr. D Erdn is kuglrund und d Sunn geht nit auf — d Erdn draht sih a so — wer kunnt dann dös glaubn, ohne Beweis — und da Beweis steht in dein Büachl. Und olle Stern obn, de s d siachst wann s d von Diandl hoamgehst ba da Nacht — olle kounst messn mit da Ketn de die zehn Glieda hot — die zehn Ziffa — schau, und so studirst weiter und weiter und nochha kimmst drauf, wos d in deina Dummheit für an Unsinn glaubt host. Nochha, Loudsmonn, bist frei und reich und oabatst nohamol so gern, wir eh — woaßt eh wegnwos! Ast wirst ma zuagebn, wiast ma d Hend gebn, wiast ma donkn, daß ih da s grethn hon, wirst mih vastehn, ober ih loß da noh kean Fried: Na weita, Loudsmonn, ollaweil weiter, ollaweil oabatn und lernen!

So, dös hon ih eng heunt noh sogn wölln, eh s ih Bhüatgott nimm. Schauts, Leutl, wanns ma nit falgn thats, ih kunnt an onderemol, wann ih wieda kimm, nit lusti sein; kunnt eng koane gspoaßin Gschichtn meh dazähln, nur an oanzige, traurige Mahr von an prächtischön Lond, dos olle Herrligkeit ghobt hot, de ma sih denkn konn, nur oans hot gfahlt: D Leut sein in den Lond ohne Kopf umanondagonga.

Balei nit, ih woaß scho wos bessers ah, und hiazt — Leutl, Grüaß Gott! Grüaß Gott! — denkts auf mih und vageßts mei Sprüchl nit:

s is nur ums Oupockn zthoan!

Erklärungen

der Schreibweise in „Tannenharz und Fichtennadeln"

Wer dieses Büchlein mit meinem „Zither und Hackbrett" vergleicht, der wird in der Schreibart einen bedeutenden Unterschied finden. Ich habe beim ersteren den Beschwerden des mit dem steierischen Dialekte nicht vertrauten Lesers Rechnung getragen, und mich da, wo die Eigenschaft der Mundart nicht unmittelbar darunter litt, so viel als möglich an das Hochdeutsche angeschlossen. — Um nun diesem zweiten Werkchen einigen sprachlichen Wert zu verleihen, habe ich mich etwas strenger an den Dialekt meiner Heimat gehalten, hingegen aber zur Erleichterung des Verständnisses ein kleines Idiotikon zusammengestellt. — Ich richte mein Hauptaugenmerk darauf den Dialekt so zu schreiben, **wie** man ihn spricht, abgesehen davon, **warum** man ihn so spricht, denn darüber sind selbst die bedeutendsten Forscher der österreichischen Volksmundarten noch nicht vollständig in's Klare gekommen. In allem Einzelnen genaue Regeln aufzustellen, ist, bei der **Verschiedenheit** der Mundarten in **einem und demselben** Lande, fast unmöglich, doch beobachtet der Sprachgebrauch im Allgemeinen immerhin gewisse Grundgesetze, welche die Mundart eines Volkes zur Genüge charakterisiren, und die ich hier, bezüglich der steierischen Sprachweise anzudeuten bestrebt war.

A.

Viele Zeitwörter, welche im Hochdeutschen mit: en enden, gehen im steierischen Dialekte im sing. auf a aus: auskenna, springa u. s. w., außer, es folgt ein Vokal, in welchem Falle sie wie im Hochdeutschen mit: en oder: n enden. — Das a wird auch in vielen Fällen statt ir gesetzt: gehn ma, gehen wir, gib mar an Opfl, hier wird wegen des folgenden Vokals das r angehängt.

a, ein, eine; a Muada, eine Mutter. Vor einem Vokal: an, an Esl, ein Esel; auch: einen oder einem Esel.
a, beiläufig, ungefähr, a zwoanzg, ungefähr zwanzig.
aft, aftn, dann, hierauf, hernach.
ah, auch; ebenso: ach!
Ahndl, Großmutter.
Ähndl Großvater.
ahnla, ähnlich.
amari, neugierig.
Amariga, Neugieriger, Einer, der viel frägt.
an, ihn, ihm; oft auch statt: den, dem.
an Gscheitn mochn, vernünftig, gescheit sein.
Annamiadl, Anna Maria.
Auf, Eule.
aufbegehrn, zornig werden, Streit anfangen.
auf der oan, auf der andern; auf n oan, auf dem oder den andern. Er sitzt auf n oan Bankl. Er sitzt auf dem andern Bänklein.
auf d Leßt, zuletzt.
auf d Rieda, zu Boden. Schau auf d Rieda. Blicke zu Boden.
aufhenga, aufhören.
auffa, herauf; auffi, hinauf. Muaßt selm auffi. Mußt dort hinauf; auffer, wenn ein Vokal folgt.
aufgholtn, aufbewahren.
aufzüchtn, aufziehen, erziehen. Bei Pflanzen auch: aufziegln.
Augn wassern, Thränen vergießen, weinen.
as, als; manchmal auch statt: dass.

ausfenna, sich orientiren können, wissen, woran man ist.
ausmochn, auszanken.
ausränzn, sich dehnen.
aussa, heraus; aussi, hinaus.
ausschaun, wia da heili Geist. Bezeichnung für ein bleiches, mageres Aussehen; das Nämliche auch: ausschaun, wia a habrana Herrgott.
aussisunnin, etwas scharf hinauswerfen, davon fliegen lassen.
aussprenga, ein Gerücht verbreiten. Se hobn s ausgsprengt, dass da Kaisa käm. Man hat das Gerücht verbreitet, daß der Kaiser käme.
aufstumher, ringsum, ringsherum.
Auswärts, Frühling.

B.

ba, bei.
balei, bei Leibe nicht, auch: a balei nit; eine sehr gebräuchliche Verneinung
Bam, Baum.
ban, bei dem, beim.
bar oan Hor, beinahe. Hiazt häst mih bar oan Hor bol dawischt.
Baschtl, Batholomäus. So will ih Baschtl hoassn,; ist eine sehr gebräuchliche Redensart und bedeutet so viel, als etwa: So soll mich der Teufel holen!
ba se, bei ihnen.
Baurn oder Baurerl, Bezeichnung für einen Zwerg oder ein kleines fettes Kind.
beangad, verkrüppelt.
Beangn, Krippel.
begln, bügeln.
beutln, die Haare zausen, schütteln.
bi[illegible], bieten, anbieten.
Bidlmonn, Brautwerber. Heunt sein Bidlleut kemma. Heute sind Brautwerber gekommen. Bidln, werben, brautwerben.
Bingl, Bündel, auch Binggl.
Bir, Beere. Rothbir brocku. Erdbeeren pflücken.

Birnloiggn, eine Speise aus dem Mehle gedörrter Holzbirnen.
Birn, Büchse, Gewähr.
Blüa, Blüthe.
Bloda, Blase. Ih hon Blodan kriagt ban Dreschn.
Blodapech, Tannenharz.
blow, blau. Die Katyl hot an blowullan Kittl. Die Kathrine hat einen blauwollenen Kittel.
Bludschn, großes Blatt an Pflanzen.
boad oder boat Seitn, beiderseits, an beiden Seiten.
Boandla, kleine Beine.
bockboani, hartnäckig. Dös is a weng a Bockboaniga!
bol, bald.
bomala, schön langsam, gemütlich.
Bosa, der Bessere, Vornehmste. Da Jogl is da Bosa.
bovln, brummen.
bratsch. Ausdruck zur Bezeichnung eines Schlages oder Wurfes.
brav, oft statt: groß. Dös is a brave Nussn.
Brarn, großes breites Messer. Spanbrarn.
bredln. klappern, plaudern, auch: brodln.
Brenscheit, Schießgewähr, auch großer Stock.
Briaff, Mehrzahl von Briaf. Brief.
brockn, pflücken, ablesen.
Brond, ausgebranntes Waldgelände.
Bruada, Bruder, genitiv: Bruadan.
brummeln, brummen.
Bua, Bube, Junge, Jüngling, überhaupt ein Mann, der nicht verehlicht ist, noch war. Der old Hiasl is ah ols Bua gstorbn, d. h. er starb als Junggeselle. Mehrzahl: Buabn: in Buaban, den Buben.
Bugl, Buckel, der Rücken.
buglkrarntrogn, auf dem Rücken tragen.
buglad. höckerig.
bums, Bezeichnung für einen heftigen Schlag oder Stoß, auch: bumsdi!
bungad, klein, dick.
Buschn, Strauß. Ih hon an schön Buschn auf n Huat.
Busöl, Busserl, Kuß.
busseln, küssen.
Buttn, hölzerner Tragkorb.

Ch. ch.

Viele Wörter, als: ich, noch, doch lauten: ih noh, doh. Bei mehrsilbigen Beiwörtern, die auf ich enden, bleibt das ch ganz weg: liabli, statt lieblich; in diesem Falle verhält es sich auch mit dem g so: guatmüati, statt gutmütig. u. s. w.

D.

da, dir, dar vor einem Selbstlaut.
dafruisn, oder dafriain, erfrieren.
dahoam, daheim.
dahuman, verhungern.
dameni, eine Menge. Do sein dameni Vögl gflogn.
damiich, schwindlig, betäubt.
darett, errettet.
därfast, oder deafast, dürftest.
darobern, erobern.
Da Schiach ongehn, Furcht bekommen.
dasi, stille, unterwürfig.
dean, deanadn, se deanadn, sie würden dienen.
Dei, Deirl, auch Teurl eine Schwächung des Wortes: Teufel. Du Dei, du zwidera!
den, wird auch in dativ, Einzahl gebraucht: Den Kerl gib ih nir!
dena, oder denna, dennoch.
Diandl, Mädchen, Geliebte.
dina, drinen.
Dischgur, Diskurs.
doan, thun, wirken, wird als Hauptwort auch für den Begriff: „Wesen" gebraucht. Dös müaseli Doan. Auch: Thoan.
Dochtrapfn, die unter den Dächern durch wiederholtes Herabtropfen entstandenen Gräben.
doktan, Medizin gebrauchen, ausbessern, Winkelkuren ausüben.
dolgad, ungeschickt, ungereimt.
Dondalon, den gewöhnlichen Gang gehen. D Uhr geht in oan Dondalon.

doni, hindan, hinweg. Toni geh doni, wann da Toni nit doni geht, schlog ih n Toni doni!
dos, das, welches.
döš, das, dieses.
doscht, dort, auch: duat.
dranschirn, zerstückeln, zerschneiden.
draufkemma, etwas erfinden, entdecken.
drent oder drentn, drüben, jenseits.
drinta, darunter.
Drischl, Dreschflegel. Die droschnen Drescha, die gedroschenen Drescher.
drucku, troken, die drucknan. Im steir. Dialekt wird statt den Endsilben nen, oder ern oft nan, oder an gesetzt. Die reichan Bauen, die gfundnan Strümpf.
duachibringa, oder durchhibringa (sih) mühselig fortkommen, ausreichen. Mit dreihundert Guldn bring ih mih scho durchi.
duat, dort, daselbst, auch: doscht.
duschn, heftig klopfen, onduschn.
dusln, schlummern, ondusln, sich einen Rausch antrinken.

E.

eahm, ihm.
eahna, ihnen, eahnere, ihre, plur.
Egl, Mutterschaf.
eh, früher, vormals, auch ehanta, ehnta; heißt auch: ohnehin. Mir hobn eh ehanta Kropfn ghobt. Wir haben ohnehin früher Krapfen gehabt.
eina, herein, eini, hinein.
einkrochn, einkrachen, scharf, ungestüm hineinfahren.
einlona, einladen, das o muß hier sehr gedehnt ausgesprochen werden.
einithoan oder einthoan, hineinthun.
emsta, emsig, bald, sogleich.
ends, riesig, ungeheuer. Dös is an ends Heugeign. Das ist eine riesige Gestalt.
eng, euch, engere, euere, auch: enk; letzteres besonders im östlichen Theile der Steiermark.

entn, drüben.
eppa, etwa.
Erdbidn, Erdbeben. Heunt is scho wieder an Erdbidn gonga.
eslhoft, riesig, mächtig. Da Lippl hot an eslhoftn Kropf.
essende Sochn, Nahrung. s essende Sochn is klua. Die Nahrung ist selten.
expressi, vorsätzlich, auch: Trotz.

F.

Fabrikn, Fabrik.
feat oder feascht, vor einem Jahr, im vorigen Jahre. Feat hobn mar an schön Auswärts ghobt. Im vorigen Jahre haben wir einen schönen Frühling gehabt.
Feichtn, Fichte.
Feita, Feiertag. Wann amol a Feiter is, kimm ih.
Felberastaudn, Weidenstrauch.
Feldkostn, Kornspeicher.
fensterln, sich in der Nacht am Fenster der Liebsten anmelden.
feich, lustig, aufgeräumt.
Fetzn, Rausch. Host lacht gestan an Fetzn ghobt?
fiati oder firti, fertig.
Fikrament, ein Fluchwort.
fir an da Geign! ein gebräuchlicher Ausdruck der Ueberraschung, des Stolzes oder der Freude.
flamma, jagen. Den Kerl hon ih gflammt!
fleantschln, flüstern, auch lächeln.
Fletz, Fußboden.
flidan, lachen, jemanden auslachen.
foal, feil.
Foam, Schaum.
foast, fett.
fohrn, das führen der eingespannten Rinder.
Frauna, Frauen, selm sitzn drei Frauna.
Freida, Freitag.
Froas, Fraisen, Froasstoandl, ein geweihter Stein, gewöhnlich als Andenken aus Mariazell.
Fuada, Futter, fuadan, füttern. Fuada die Kua!
fuat, fort.

Füata oder Viata, Vortuch, Schürze.
Fuhr, Pflege des Viehes. Da Wastl hot mei Kalbl in da Fuhr.
Fuir, Feuer.
funkazn, flimmern, glänzen.
funklnoglneug, ganz neu. A funklnoglneuge Nodl.

G.

Die Vorsilbe ge, oder dafür das g ohne e ist in vielen Wörtern der steierischen Mundart üblich, bei denen man es sonst als überflüssig weggelassen hat; z. B. Gschpoas, Gschloß. Dafür wird das ge in der Mundart oft weggeworfen, wo es im Hochdeutschen stehen geblieben, als: Troat, Droschn statt gedroschen, thon, gethan u. s. w. Oft wird das g nach einem oder zwischen zwei Selbstlaute gesetzt. Z. B. neug, neuge; dafür bleibt es in: genug, pfiffig u. s. w. weg: gnua, pfiffi.

gabad, gäbe. Wann ma d Menscher a Bleamerl gabadn? wenn mir die Mädchen ein Blümchen geben, würden oder wollten.
gach, plötzlich, schnell, gah vor einem Vokal.
gama, gucken, spähen, auch: hütten.
Gaschtn, lange Ruthe, Gerte.
geist, gibst. Geist mar epper a Busserl? Sie geit ma koans.
gel, gelt, als Frage um Bestätigung, gel, ih hon recht?
gelln, weh thun, auch bei den Zähnen oft angewendet: s gelln ma die Zähnt.
Gfiata, Gefährte.
Gfotta, Gevatter.
gfulgn, ausgfulgn, ausreichen, mit etwas auskommen: Gfulgst aus mit n Tabak?
ghoam, in geheim. In da Ghoam hon ih dih gern.
ghupft wia gsprunga, alles eins, gleichgiltig: Sog ih jo oda na, s is ghupft wia gsprunga.
Gjoad, Jagd, auch: Er hot mih gjoad.
gleim, nahe.
Glodan, eine schlechte, unwirksame Medizin.
Gloßaugn, Augengläser.

gmägazn, halb verhaltener Seufzer bei einem plötzlichen Schmerz. Ih hon an umigschlanzt, daß er schön gmägazt hot. Ich habe ihn hingeworfen, daß er geseufzt hat.
gnua, genug.
Goal, Dünger.
goamazn, Gähnen.
Goanzn, ein Lager aus Stroh mit einem Bretterverschlag, auch der Rücken des Menschen: Er leit auf da Goanzn. Er liegt auf dem Rücken.
Goas, Ziege.
Goasl. Peitsche.
Goglwerch, Gaukelei
gölsna, aus vollem Halse schreien.
golstan, scherzen, vorwitzig sein. Golstawerch, umagolstan.
gompa, klein, herzig, niedlich. Is dös a gompara Bua!
gopfad, geopfert.
Göscherl, schönes freundliches Mündchen.
gramst, flink, aufgeweckt, auch hochmüthig.
Grangnschipl, Bezeichnung für einen Griesgam.
granti oder grangi.
Grass, Baumäste, Gesträuche, graßschnoatn, die Äste von den Bäumen zu Streu herabhacken.
graw, grau, Grawschädl, Graukopf, grawalad, graulich.
grean, grün.
grechn, gerade zu, schlechterdings.
grechtln, zurichten, bereiten: Grechtl ma d Jausn!
Gredl, Margarethe; auch ein Scherzname für flinke, lustige Mädchen.
grein, greinen, schmollen: Die grandi Gredl greint gonzn Tog
greispln, Geräusch machen.
Gressa oder Grässa, Dickicht, junger Wald.
Griasbeil, beschlagener Bergstock.
grimma, grämmen
Grobn, Schlucht, tiefes Thal: Jn Natzl sei Haus steht in Grobn int.
grodn oder grotn, entbehren: Ih muaß in Wein scho grodn.
groin, reuen: s hot mih gruit. Es hat mich gereut.
Groln, Koralle: die Betngroln.
Groß'schädl, ein starrsinniger, eigensinniger Kopf.

Grüabn, Kuhlgrüabn, Kohlstatt.
Grumpfn, Falte: Die grumpfad Liesl.
Gsäus, das Gesäuse, die Bergschlucht zwischen Hieflau und Admont, durch welche die Enns rauscht; — säusn, plaudern: De säust as wia hoassa Stoan!
Gschall, von schallen, ein Getöse.
gschami, geschämig.
gschekad, buntgefleckt.
Gschlampp, Gesindel, schlompad, unordentlich.
gschlann, von schleunig, gedeihen: Heunt hots ma gschlannt!
gschpoasi oder gspoasi, spaßig.
gsiach, sehe. Ih gsiach an Spotzn.
gspregerlad, buntgesprenkelt.
Guissboch, Gießbach.
gulda, golden: Da Regnsbogn is a guldane Bruggn.
Gwahn, ein Haufe: A Hulzgwahn, a Schneegwahn.
gwegn, genau, gut zielen: Der schiaßt gwegn.
gweicht, geweiht.
gwen, gewesen.
gwichst, zsommgwichst, zusammengeputzt, heiter, aufgeweckt.
gwunga, gewonnen: Most nix gwinga? Kannst du nichts gewinnen?

H.

hadichn, hinken, die Füsse beim Gehen nicht recht aufheben. Der hot an hadichadn Gong.
Häsan, Mehrzahl von Hasen.
habrana Herrgott, Bezeichnung für ein bleiches, mageres Aussehen.
hagln, häckeln.
Halberl, eine halbe Maß. Her noh a Halberl!
han, oder hanz? Frage statt: was?
handlon, aufdringlich.
Hangerl, Brustfleck, Weste.
hanti, bitter.
Hapfn, Harfe.
harb, böse, verdrüßlich sein, auch salzsauer.

Haicha, unbehilflicher, bedauernswürdiger Mensch.
haiſln, ohaiſln, ſtreicheln.
haiſn, beinahe, völlig. Ih wia s haiſn damochn. Ich werde beinahe damit fertig werden. haiſn, auch glatt, fein. A haiſns Hulz.
haiſpeln, ſtolpern.
Haun, Hahn.
häufti, häufig, viel. Heunt hon ih häufti Leut gſehn.
Hausbetn, ein rieſiger Roſenkranz, der gewöhnlich in der Stube an der Wand hängt und nur vom Bauer benützt wird.
Heangeir, Hühnerhabicht.
Hedichnſtandn, Hagebuttenſtrauch.
Hegerlſchiaba, Scherzausdruck für einen Krippel oder ungeſchickten Menſchen.
Heidl, Wiege.
Heilin, Heiliger.
hell, gerade zu, ſchlechterdings. Ih hon s hell nit leidn mögn, Ich habe es ſchlechterdings nicht ausſtehen können
herrhobn, beſiegen, überwältigen. Ih und da Hanſl hobn graft, und da Hanſl hot herrghobt.
Herzſau, Herzaſs.
Heſchaza, Seufzer, heſchazn. Da Bua hot gheſchazt, wir ih n beutlt hon.
Hiaba, auch Hiabe, Herberge, Nachthiabe.
Hiabſt, oder Hiaſcht, Herbſt.
Hiaſla, Hieflau, Dorf in Oberſteiermark an der Enns.
Hiaſl, Mathias.
hiat, oder hiaſcht, hart.
Hiata, Hüter, Hiatajanin, ein kleines Gericht, welches ſich die Haushüter an den Feiertagen bereiten, gewöhnlich Sterz, oder Schmalzmus.
hiazt, jetzt.
himmelſeitn, ein Fluchwort: Himmelſeitn noh amol!
himlazn, blitzn, a Himlazn.
hiich, ziemlich, tüchtig, rechtſchaffen. Er hot hiich a Geld! hiich auch brav.
Hoad, Haide.
hoagl, heikel; hot koan Hoagl, iſt alles eins, oder: braucht nicht genau zu ſein.

hoaln, heilen.
Hoamatl, Heimat.
hoamisch, zahm. s Recherl is scho hoamisch.
Hoamkronkad, Heimweh.
Hoba, Haber, da Hobabinggl, der Haberbündl, der volle Habersack.
hobln, glatt, geschmeidig machen, Hoblschoatn, Hobelspäne.
hobn, halten. Ih mo s nit dahobn.
Hockbrett, Hackbrett, ein Saiteninstrument, welches mittelst Hämmerchen gespielt wird.
Höllšn, Höhle.
holwegs, halbwegs.
Homma, Hammer.
hon, habe, hon ih.
Höni, Honig, hönileckn, honigschlecken.
Hortsein, melancholisch sein. Heunt is ma wieda gor so hort!
Horz, Harz, auch: Pech, a leachas Pech, Lerchenharz, Bloda-Pech: Tannenharz, s Blodapech is gsund fü d Wundan. (Diese Endform an bedeutet die Mehrzahl, Einzahl: Wundn).
Hoslinga, Haslinger. Kennst n hoslingan Steckn!
hugan, hocken, kauern.
huir, heuer. Huir is a guats Johr.
Hüll, Bettdecke.
Hullastaudn, Hollunderstrauch.
hülza, hölzern.
Hulzkliaba, Holzspalter.
Huma, Hunger.
humsn, Wörter leise und unverständlich trällern.

J.

Das i und ie wird nicht selten durch die Buchstaben ea ersetzt: eahm, ihm; Wean, Wien, Deana, Diener u. s. w.

iag, arg.
Jagl, Georg, nicht selten auch: Honsiagl.
Jarn, Achsl. Wos trogst dann inta der Jarn? (Bei Jarn muß das J gedehnt werden.)

imma, immeramol, mitunter.
in, dem, Dativ. Ih sogs in Michl.
in best, am besten.
in oan Zug, in Einem fort. Heunt greinst wieder in oan Zug.
ins, uns.
int, unten.
inta, unter.
inta d Schinkn tretn, jemanden roh behandeln. Se tretn mih völli inta d Schinkn.
Intaholtin, Unterhaltung.
intawegn, unterwegs.
Irrwurzn, eine Wurze, welche nach dem Volksglauben die Kraft hat, irre zu führen, wenn man auf sie tritt.
iwi auch übi, oder übri, hinüber.

J.

Jangga, Janggerl, Jacke, Röcklein.
jauzn, juchazn, jauchzen.
jechtas! Ausruf der Ueberraschung.
jegas, Ausruf der Freude.
jeikn, jagen.
Jesnerei, Lärm, Geschrei. Dös is wieder a Jesnerei heunt!
Jeisl, Ausruf der Ueberraschung, kommt von Jesus, auch: Joisl.
Jodla, Almer. Der Bua konn schön jodln.
Jogl, Jakob.
jo mei! ach mein Gott!
jo Schneggn! Ausdruck, um Jemanden etwas abzuschlagen.
Josl, Josef.
just, soeben, genau. Just is er dogwen; just paßts.

K.

wird in einigen Worten am Schluße weggelassen, z. B. Musi, zuweilen wird es in ch verwandelt: bochn, packen, melchn, melken u. s. w.

ka Guat thoan, keine Ruhe lassen. Dös thuat ma ka Guat.
kamp, kaum.
Kampl, Kämpe, auch Kamm.
Kathl oder Kadl, Kathrinne.
kasweiß, bleich. D Minader is kasweiß, vo lauta Schreckn.
Keichn, Kerker.
kein, tönen. Die Pfeifn keit nit recht.
kein, kümmern. Ih kei mih nit um dih.
Kiata, Kirchtag, Jahrmarkt; auch ein Geschenk, welches man vom Jahrmarkte mit nach Hause bringt.
Kiawa, Kirchweih.
Kidl, Kittel.
kifln, kauen, mühsames Nagen.
kinisch, kindisch.
kinna, können.
Kirzn oder Kiazn, Kerze.
Klachl, Schwengel, da Gloggnklachl, auch ein Schimpfname: du Klachl, du!

Wann s Monscha schön scheint
Und scheint üba s Dachl;
Und wann sist ka Bua kimmt,
So kimmt s Nochbarn Klachl!

Kleschn, ein starker Schlag, kleschn, heftig pochen, stoßen. Klesch nit a so, du weckst s Mensch auf!
kletzn, an einer Wunde zwicken, nagen.
klewa, kaum, auch schwächlich. Er is so viel klewa.
kloan vadraht, abgedreht, verschmitzt.
klua, sparsam, rar. Die Bäurin is klua mitn Schmolz, weil s Schmolz ah klua is.
Kneißl, Knäblein, auch Scherzname für einen dicken Jungen.
Kniarl, spöttische Verbeugung.
Knödl, steierische Nationalspeise, aus Roggen oder Weizenteig zusammengeballt und gesotten.
Koatn, Karte.
Kogl, Bergkuppe.
Koisel, Ausdruck für Kuh, Lockname: Seh, Koisel, seh!
Koppn, Kappe.
kragazn, knarren, ächzen, auch schoagazn.
kralln, kratzen.

Krah, Krähe.
Kranawetstaudn, Wachholderstrauch, Kranabir.
krarln, klettern. Aufn Kerichbam auffikrarln.
Krarn, eine hölzerne Trage für den Rücken, Hauslkrarn, ein hinfälliges Haus.
kreistn, dröhnen, stöhnen.
Kriachn, Steinobst, Wildzwetschke, kriachnblow, blau, wie eine Zwetschke
Kriaglerolm, eine Alpengemeinde, zu Krieglach im Mürzthale gehörig, Geburtsort des Verfassers.
Kring, (eine) Einschnitt.
Krist, Christ,
kroama, zkroama, zerknittern, zerdrücken. Ih zkroam dih
kroanzn, kriechen, klettern.
Krocha, an olda Krocha, soviel als: ein alter Haudegen.
Kroma, Krämer.
Kronkad, Krankheit.
kruichn, kriechen.
Kruiis, Krebs.
krump, krumm.
Krumpbirn, eine Benennung für Kartoffel.
Küadian, Kuhmagd.
kuntst, könntst.
kusstn, küssen.

L.

Lab, Laub.
lacht, vielleicht. Host lacht a buachas Lab?
ladschad, schlaff, blöde.
Lagl, Ladel. A grossa Lagl.
Lahn, Lawine.
Lanftn, Baumrinde. Der Heilin is von a leachana Lanftn gschnizlt.
Lantin, Frühling.
lauta, klar, ungetrübt. D' Solza is a lautas Wossa.
Legl, a guata Legl, ein gutmütiger Mensch.
Leibl, Weste.

leicht, gemein. Ih bin da lacht zleicht, weil s d mih nit onschaust leicht rod sein, überflüssig sein. Dei Schimpfn war ahleicht rod.
leit, liegt. Do leit er auf da Goanzn.
Leitn, steiles Feld.
Lenſl, Lorenz.
Leppa, mei leppa, mein Lebtag.
letz, schwächlich, schwer krank. Er is wulta letz. Erist bedeutend krank.
Lenkauf, oder Leikof, Leutkauf, Darangeld für Dienstleute.
Lezoltn, Lebzelten.
lind, ungesalzen, zu wenig salzsauer, bei Speisen.
Lipp, Filipp.
loachn, hinziehen zu einem Fehltritt, schwindeln. Hiazt hät s mih bold owi gloachn.
load, leid. Ih bin loadi. Es thut mir leid.
Loam, Lehm.
loan, lehnen. Da Besn loant selm ba da Wond.
loandln, faul, langweilig und schläfrig gehen.
Lockn, Lache, Lackl, kleine Lache.
Loibn, Leoben.
lona, laden. Lon ma die Birn!
losn, horchen, auch irgendwo stecken: Hinta da Hetschnstaudn lost er.
Losta, oft gleichbedeutend mit Menge. Ih hon den Losta Sochn, Ich habe eine Menge Sachen.
Lotta, Geliebter, auch Schimpfname, der dasselbe ausdrückt wie: Lungerer.
luckad, durchlöchert, a luckade Hosn.
ludlazn, pfeifen, einen Jodler blasen.
lüfti, flink.
Lugna, Lügner, du Glogna, heißt: du Lügender, luign, auch luischln.
Lugndorf, Scherzname für Mund. Hiazt hon ih ma mei Lugndorf vabrennt.

M.

Statt der Verdoppelung dieses Buchstaben wird oft mp gesetzt: Lampl, trump, Kempl u. s. w.

ma, mir, mar, wenn ein Selbstlaut folgt.
marzn, vergebliches Bemühen beim Aufheben. Hiazt marz ih schon a gonze Stund ba den Stoan.
mann, mahnen.
mäuserlstill, so stille, daß man eine Maus gehen hören kann.
mausn, schnipfen, stehlen.
Mar, Schlinge, Vöglmar, Vogelschlinge.
meh, mehr, auch wieder, schon wieder.
mein Dad, bei meinem Eid.
Melchsechta, Melkkübel.
Meni, Menge, dameni.
Mendscha, Märchen. D' Mendscha hobn an iade an Buabn. s Menschl, das kleine Märchen.
mentisch, statt: sehr, tüchtig, im hohen Grade. Höllmentisch, Fluchwort.
miakn, merken.
Mias, Moos.
Miazl, Marie, auch Miaz, Muizl, Miadl.
Michellsto, Michaelstag. An diesem Tage fangen in Obersteier die Tanzmusiken an, welche dann bis zum Advent währen.
migla, möglich.
moab, mürbe. A moabs Kipfl.
Moach, Mark, Moach und Boan.
moahli, durch eine Farbe befleckt.
moan, meinen.
Moar oder Mohr, Maier, Großknecht.
Moasn, Meise.
moastns, meistens.
möchads, möchtet ihr. Möchads ka Kuhlmoasn?
modland, übelriechend, wird beim Fleisch gesagt. Dos Fleisch modlt schon a wenig.
moga, mager, hager.
mögn, statt können. Ih mogs nit datrogn.
monla, männlich, selbstbewußt. Er geht schön monla dahe.
Monscha, Mond, Mondschein.
most, magst.
Muada, Mutter.

müan, müssen.
muckazn oder mugazn, munkeln, auch rühren.
mudlfoast, ein Ausdruck für: sehr fett.
Mühlbro', Weißbrot, welches der Bauer in seiner Mühle als Jause genießt.
Multwurn, Salamander.
munta, wach. Du bist scho munter und ih schlof noh.

N.

Dieser Buchstabe wird oft durch die Nase ausgesprochen und gedehnt, wenn demselben ein Selbstlaut vorausgeht; steht jedoch ein solcher nach dem n, so wird dasselbe voll mitgehört. Um dem harten oder undeutlichen Zusammenziehen der Selbstlaute mit einem andern weichen Laute vorzubeugen, wird zuweilen ein n eingeschoben, und zwar auf diese Weise: Hiazt geh n ih hoam.

Nagerl, Nelke.
nahad oder nahand, auch nähand, nahe, unweit.
nämlin, nämlichen. Ih hon in nämlin Huat wia du.
narrisch, thöricht, Thor. Du bist a rechta Narrisch! auch irrsinnig.
neama, nimmer.
Neamt, Niemand.
nedla, wühlerisch. Sei doh nit so nedla.
ninascht, nirgends.
nit ba sogn mögn, vollständig aufgerieben, machtlos sein. Ih hau dih, dass d nit ba sogn mogst!
nit schern mögn, etwas gutseinlassen, zugeben. Ih mog mih nit schern und schenk eahm s.
noagn, neigen.
nochhi auch nochi, nach, darnach. Ih geh nochi.
Nochthiaba, Nachtherberge.
nopfazn, einschlummern, Schläfchen machen, auch: notzn.
nutz, oft statt brav. Er is nit viel nutz. Er ist lüderlich.

O

wird in vielen Worten wie ou ausgesprochen nur gedehnt z. B. doh lautet dou, so: sou, More: Moudi. Wegen Beschwerde beim Lesen habe ich diese Schreibart nicht beobachtet. Oft wird das o mit u verwechselt z. B. frumm, Sunn u. s. w.

o, ab: Leg o dein Binggl!
Oabat, Arbeit.
Oachkatzl, Eichhörnchen.
oagn, eigen, oagnan, eigenen.
oagnsta, besonders, sicher: Ih woaiss oagnsta
oam, arm.
Oamaseelntog, Allerseelentag.
oan, ein, der Oan, der Eine.
oangschicht, einsam. An oangschichta Bam.
oanlaf, eilf. Um die oanlafte Stund.
oanr, einige (besonders hier das n als Nasenlaut).
oans, eins.
oanzi, einzig.
Oar, Eier.
obrunna, abgebrannt. s Zeibarn Hans is obrunna.
Ochn, Ahorn.
Ochtin, Acht, gib Ochtin, habe Acht.
oda wos heisst mih, ein scherzhafter Ausdruck, um etwas bestimmt zu widersprechen. „Schenk ma dei Kua,“ „Jo, oda wos heisst mih!“
odraht, verdreht, verschmitzt.
Osl, die krankhafte Erhitzung einer Wunde; auch eine Art Rothlauf. Mei Fuass is asli.
oft Monin, oft Manchen. Oft Moniga dabormad ma.
ogehn, abgehen, fehlen.
ohausn, jammern, über etwas untröstlich sein. De Muada haust o um ihr Kind.
ohäutln, Hautabziehen.
Ohrwaschl, Ohr. Ih nimm dih ba die Ohrwaschl.
oi, auch owi, hinab.

ofältna, verkälten.
okragln, umbringen, halsumdrehen.
old, alt.
Oldor,auch Ollor, Altar.
ollaloi, allerlei.
Olm, Alpe.
Olmrausch, Alpenrose.
olls meh, vielmehr.
ollsmol, irgendwo anders.
olsa, als, olssa gonza, ganz, ungetheilt.
omochn, abschließen, zu Ende bringen.
onbandln, anknüpfen. Ih hon a Liabschoft onbandlt.
onfoaln, anbieten, Sie hot ma s Dobleibn ongfoalt.
Onga, Anger.
ongrodn, sich etwas in den Kopf setzen, auf etwas erpicht sein, Hiazt grot er grod auf mei Pfeifn on. Jetzt will er durchaus meine Pfeife haben.
onkenna, anzünden.
onschmirn, hintergehen, betrügen. Der hot mih schön ongschmirt.
onschoppn, anstopfen.
ont, ungewohnt, entthon,sich sehnen nach etwas Verlornem. Mir thuat s ont um mei Hoamat!
Onzoag, Anzeige.
onzundn, angezündet.
orachn, abrauchen, vertreiben. Dih möcht ih orachn.
Ort, Platz. Ih hon koan Ort. Auch das äußere Ende eines Körpers. Greif d Hock on dan Ort.
oschüttn, abschütteln, unterwegs verlieren. Ih hon mei Messer ogschütt.

P.

penzn, drängen.
Pfingsta, Donnerstag.
pfnausn, keuchen, schwer athmen, auch: pfnechn.
Pfoad, Hemd: A rupsane Pfoad. Ein grobleinernes Hemd.
pfugazn, kichern.

pickn, kleben.
Pidn, Pippe.
pimperlepamperle, Ausdruck für das Dreschen.
plauschn, plaudern.
poveln, brummen.
Potschn, Filzschuh. Auch Schimpfname für einen blöden Menschen.
pranstan, sich in die Brust werfen. Wann er a Geld hot, so pranstad er sih.
predinga, predigen.
Puiderl, Leopold.
pumpan, pochen.

R.

Geht diesem Buchstaben ein Selbstlaut voraus und folgt ein Mitlaut darauf, so wird er nur sehr wenig gehört. Z. B. Ort: Oat, Kerze, Kiazn u. s. w. Trotzdem habe ich auch hier der Leseschwierigkeiten wegen in den meisten Fällen das r beibehalten.

rabiat, streitsüchtig, verzagt: Da Toni is wieda ganz rabiot.
radln, rollen.
Ramsamperl, ein mutwilliger, lustiger Mensch; auch ein Spottname für Einen, der Alles in Unordnung bringt.
Randl, Weile: Woat a kloans Randl. Auch: a rantige Weil, eine lange Weile.
raunzn, wimmern, ächzen.
reama, riemen: Ream auf deine Schuach! Löse deine Schuhriemen auf.
Regirin, Regierung.
Reita, großes Sieb aus Holz zum Sieben des Getreides; wird auch oft als Behälter von Backwerken benützt.
renna, schnell laufen.
rensn, sich dehnen.
rern oder rörn, weinen.
resch, körnig, hart gebacken.
Rigl, Anhöhe, Hügel.

rigln, bewegen, rühren.
Roan, Rain.
Roas, Reise. Die Zellaroas.
Roatin, tiefes bekümmertes Nachdenken. De hot a Roatin um ihrn Monn für und on. Die kümmert sich in einem fort um ihren Mann.
roatn, nachdenken, auch rechnen.
roazn, reizen, necken.
röserlad, röthlich, rosenfarbig.
Roimmorin, Rosmarin.
roipn, nach etwas schnell greifen, zommroipn, zusammenscharren.
rostn, rasten. Rost o a weng!
Rothbir, Erdbeere.
Rowell, Getöse, rowelln rebellen, Getöse machen.
Ruabn, Rübe.
ruachn, geruhen, etwas wünschen. Ih ruach um a Geld.
ruadan, unbehagliches Hinundherrutschen beim Sitzen oder Liegen.
ruassn, rußig machen.
ruasum, ruhesam, ruhig.
rumpeln, dumpfes Getöse machen.
Rupfn, grobe Leinwand, a rupfane Pfoad. Reistn, ist die feine.

S.

Saggera, ein Fluchwort.
Saudirn, Magd, die die Schweine pflegt und füttert.
Saumogn, Schimpfwort für einen unreinlichen Menschen.
saure Rührmilchkoch, ein Mus aus Roggenmehl und saurer Milch.
scha, oft statt: schau.
scheiln, grauen. Mih scheilts von Multwurn.
schepan oder scheppern, einen schrillen Ton geben; auch keifen: Du bist a rechte Schepamühl!
schiagln, schielen.
schiah oder schiach, scheu, auch häßlich, wild, zornig. Mih geht da Schiach on, heißt: Mich geht die Furcht an.

schichti, wild, zornig.
Schidinläutn, Verscheidenläuten, wenn Jemand gestorben ist; in ganz Steiermark üblich.
Schindmian, ein altes, krankes Pferd.
schintn, sich abmühen. Ih muaß mih noh schintn in mein oldn Togn.
Schipl, olda Schipl, Bezeichnung für einen Greis.
schipln, schütteln.
Schlanggl, Schlingel.
schlecks schlecks, ein Ausdruck von Schadenfreude. Schleck-schlecks gschiacht da scho recht, dass d gfolln bist.
schliafn oder schluifin, schlüpfen.
Schligaerament, ein Fluchwort.
Schloar, Schleier.
Schlnachtn, Schlucht.
schmeckn, riechen. Schmeck a mol döß Bleamerl.
Schmelchn, Federgras.
schmiragln, ein Spiel mittelst Kugel und Kegel auf einem runden Platz.
schmolzn, mit Schmalz fett machen.
Schmorn, eine Mehlspeise aus Schmalz und Eier.
schmutzn, das unverhaltene Lächeln eines Schmollenden. Er wird nit gar so harb sein, er schmuzt schon a wengerl
Schneidaicel, Schmetterling; auch: Flerazn.
schneidi, muthig. Host ka Schneid Bua?
schnewi, beschneit.
schnipfn, stehlen.
schnodan, schnippisch sprechen, bredln. Er schnodat, wia hoata Stoan.
Schnolln, Schnalle.
Schnonzbort, Schnurrbart.
Schoan oder Schoadn, Scheide.
Schoatn, Span. Sogschoatan, Sägespäne.
schobln, schaben. Erdäpflschobln, Schaben der Erdäpfel von dem Kochen.
Schofholda, Schafhirt.
Schondarn, Grendarm.
Schonz, Schanze, auch Grenze.
Schrick, Sprung. Döß Hai'n hot schon an Schrick.

schnadln, schaukeln.
schmuln, fortschieben, ungesehen fortbringen
Schupfn, Schuppe, eine alte Scheune.
se, sie, auch oft: ihnen. Ih bin ba se gwen. Ich bin bei ihnen
gewesen.
se oder s se, auch s sewi, dasselbe.
sechn, in vielen Fällen besser wie: sehn.
Sefferl, Josefine.
sei, oft statt: sie, wenn man die Bäuerin meint: Sei hon ih
gfrogt.
Seitnpfeifn, Flöte.
selm, dort, daselbst, dann
sempan, langwieriges Brummen und Raisoniren.
Sengs, Sense.
sid, sida, seit, seitdem.
Simmerl, Simon.
sindln, seufzen, etwas ersehnen.
sist, sonst.
Sogfala, ein Mann, der Holzsägen schärft.
sölls, solches.
spelln, sich eine Holzspalte in das Fleisch stoßen
Spezi, intimer Freund.
spiazln, spucken.
sponna, spannen, auch ahnen. Ih hon s wul gsponnt, dass s
so kemma wird.
spozn, spaziren.
spreizn, sich weigern. Spreiz dih nit a Weil und geh a mol
Stab, Staub.
stad, langsam. Geh na stad! Ein gebräuchlicher Gruß auf der
Straße.
steagln, schwanken.
Ständl, Sträußchen.
Stengn, dürrer Ast.
Sterz, Nationalspeise aus Mehl und Schmalz, in der Pfanne
gebraten; auch: Brennkoch.
stiala, stärker. Wer is da Stiala? wer ist der Stärkere?
stickl, steil.
Stiegl, kleine Stiege über Zäune
stoansteirisch, ursteierisch.

stössn oder stessn, stossen.
strafn, streifen.
Straubn, Mehlspeise aus Mehl, Semmel, Schmalz und Eier.
strehn, das vom Winde gepeitschte Regnen.
strigln, Abschaben des Mistes von den Rindern. D' Schin ostrigln.
Stuissn, dürrer Ast.
sumpan, schrillen.
Sunnawendkräutl, Kräuter, welche um die Sonnenwende getrocknet und geweiht werden.
Sunta, Sonntag.

T

ist in den meisten Fällen wie d auszusprechen.

taichln, tätscheln.
terisch, taub. Der old Thomerl is scho terisch.
thoaln, theilen.
Thoan siehe Doan.
tholo, thalab.
Thomerl, Thomas, Trompthomerl oder Tromppl, ein ungeschlissener Mensch.
Thümlin oder Tümler, ein Polterer.
Thürwogl, Thorwart.
Tinerl, Christine.
To, Tag.
Tofl, Tafel.
togazn, toben, pochen.
tongln, Sensen und Sicheln durch Hammerschläge schärfen.
Toni, Anton.
trama, träumen.
Tremel, Prügel. Er hot an ends Tremel ban cahm.
Troat, Getreide.
Tromppa, groiße, schwere Schuhe. Wos host dann heunt in Trompper on?
troweiß, wohnwitzig, geistesgestört.

Truhn, Truhe, Schrank, auch: Todtntruhn, Sarg
Trumm, Stück; a Trumm Speck.
Tuifl, Teufel.
tull, toll.

U.

In sehr vielen Fällen wird dem u ein a angehengt: guat, Bruada, zua u. s. w.

Übagichiaß, Uebergeschoß, Scheune.
Ubareita, Maut- und Zollaufseher.
übaschatni, gegen Abend, wenn die Schatten länger werden.
nich, euch.
um und um, ringsherum.
Umageha, Hausirer.
Umalafa, Landstreicher.
umawolgn, inta d Schinku umawolan, wird von einem Gegenstand gesagt, welcher roh und unwürdig behandelt wird.
umi, hinum.
umigla, unmöglich, umigla schön, so viel als: außerordentlich schön.
Unend, ein lustiger, verwitziger Mensch: Da Michl is a rechter Unend.
ungstem, ungestüm.

V

wird beinahe wie das f ausgesprochen.

vaflurt, das Wort: verflucht ins Scherzhafte übersetzt.
vahöllt, ein Fluchwort: Du vahöllte Gschicht!
vajoad, verjagt.
vajurn, lustig verspielen, verwirthschaften, vertrinken.
varecku, Hinsterben der Thiere.
varedn (sih), etwas verschwören, für immer unterlassen wollen.

varittn, zerrütten.
vawantichln, leichtsinnig vertauschen. Vawantichl's nit
Viata, Vortuch, Schürze.
vir, vor, viri, vorwärts.
virzoandln, einzeln und langweilig vorgeben.
Voda, Vater, in Vodan, des Vaters.

W.

Waberl, Barbara.
wada, zwar. Ih hon wada nit gor viel
Waldl, Oswald.
Wastl, Sebastian.
war, rauh stechend. A ware Pfoad.
We, Weg, Wemocha
Weata, Werktag.
Wecht, Maß für Getreide.
wehleidi, empfindlich.
weng, wengerl, wenig, in wengaft, am wenigsten.
wes, bald. Kimm wes!
wia, wie, vor einem Selbstlaut: wir
wia da wöll, wie immer, so oder so.
wiadln, quirlen.
wiff, lebenslustig, pfiffig.
Wildlin, ein wilder aufgebrachter Mensch.
Wind und Weh, drückt Melancholie aus: Mir is Wind und Weh.
wini, wüthend.
wiipeln, wiichpeln, wispern, pfeifen.
Wira, lustiger, zusammengeputzter Mensch.
wo, oft statt: ob.
woan, weinen.
Woasl, Waise.
Woatin, Wartung, Pflege. Da Kranke hot a güate Woatin
wogln, wackeln.
Wolazo, Walzer.

wolgn, siehe: umawolgn.
wöll, oft statt: welcher.
worn, geworden.
Wojn, Rasen.
wos ontrogn hobn, gesegneten Leibes geworden sein.
wüafli, schwindlich.
Wulln, Wolke, Mehrzahl: Wullan.
Wull, Wolle.
wulla, ziemlich, beträchtlich.
wunan, griesgrämig, auch vorwitzig sein.
wuichn, mit der Peitsche schlagen. Jh gib dar an Wuicha.
Wuzerl, ein kleines, fettes Wesen, auch etwas Zusammengewalztes. Wuzlwerch, ein Gewirre. Dös is a rechs Wuzlwerch.

Z.

za, zu, zan, zum. Zan Bestn hobn. Zum Narren halten.
Zapla, Einer, der übermäßig eilt, zapeln, zum Eilen anhalten.
zarren, zerren.
zbolln, zerdrücken, zu einem Ballen zusammendrücken.
zeiti, reif, sein die Kerschn scho zeiti?
zgroankemma, zu sich selbst kommen, neue Kräfte gewinnen.
zkroama, siehe kroama.
Zoachn, Zeichen.
zoagn, zeigen.
zoanzln, zu einzeln.
zodat, zerlumpt, zerrissen.
zohna, hämisch lachen, auch weinen, das Gesicht verzerren.
Zong, Zange, Schimpfname für einen Geizigen. Dös is a rechte Zong.
Zoichn, eine liederliche Weibsperson, umazoichn, herumlungern.
zsammgspielt, mitsammen einverstanden.
zsammklaubn, (sih) sich erholen, fett werden.
zstrogn, (sih) sich zerschlagen, verfeinden.
Zuastellin, Zustellung.
Zuga, Zucker.

Zurckn, Zacken.
zutzln, saugen.
zuwi, hinzu.
Zwe, zwegn, weshalb, warum.
Zwieil, zweispaltiger Ast.
Zwischn Liachtn, Zwielicht, Dämmerung.

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
D' Annamiadl. A rare Gschicht	1
Die narrisch Sannerl. Recht a traurig Gschicht	[illegible]
D Schwoagerin und die Kua	[illegible]
Die Zellaroos	[illegible]
Weichslbodn	[illegible]
s Gsäus	41
D Mur	[illegible]
Jungfr Traun. A Lebnsgschicht	[illegible]
n Tannenkam sei Lebn und Sterbn	[illegible]
Rebndl Noah	[illegible]
Voder Abraham	58
Auf da Hochzat zu Kana in Galiläa	[illegible]
Die dreschnen Dreicha	[illegible]
A Kapitl vo die altn Griachn	[illegible]
Die Trojanagschicht, zsammdicht von an altn Griachn	[illegible]
Da Schneider und die drei Kein	[illegible]
n Teckaveitl sei letzta Gspeaß	[illegible]
Da Heinknerl Joderl	[illegible]
n Pierra sei Feierl	[illegible]
In Heanfrigndaichtn in Traun	[illegible]
A krumma Schnasta	101
s Rebakrankl	[illegible]
Wos mit n Treatheim gschehn is	[illegible]
Da Sterbeim	[illegible]
Zwoa Henerla	112

Seite.
Wos dan Gauestoan gschehn is 113
Die heili Kathrina z Kathrein 116
Die Gschicht vo die zwölf Hund in Reinbüblagschlois . . . 119
Da neidi Baur 124
An oams Deanstmensch 126
A Sunter auf da Kriaglerolm 130
Da Schneidapederl 136
A schöne Gegnd! 141

Olmlüfterln
Gedichter und Liada.

s Olmlüfterl 149
Nutz Heidl! 150
Ollabend Gspiela 151
Oll den ih s' selba nit gmocht 152
Se Diandl, dos dan Brunnre steht 153
s vabrennt Hangerl 154
Wia ih s Kreuzl den kriagt 155
s Loatabarn Liserl 157
Sechs Brieta 159
Mei Thoan 160
Häst sulln a Glöckerl wern! 161
Bua, wann s d a Diandl brauchst! 162
Wos warst für a schöns Diandl! 164
Da Miazerl ihr Bildl 165
A schlechta Groschn 166
Stoansteirisch! 167
s funfziahri Jubliest 168
A hantiga Baur 169
Da Waldlbarn Sepp 170
Mit Brieta vaschlogn 172
Olmleuchtn 173
Sterbn! 174
Wann s Menscha schön scheint! 175
Schau da s noh amol on! 176
Mein olda Boda dan nengn 178
Zan an guatn Letzt noh a por Wörtl 181
Erklärungen 186

Streit und Sieg.

Novellen

von

P. K. Rosegger.

Erster Band.

Inhalt:

Der Höllbart.
Das Leben siegt.
Friede den Menschen.

Verlag von Gustav Heckenast.
Preßburg u. Leipzig.

UNIVERSITATS-[illegible]LIOTHEK

Eingang.

Kampf und Streit ist das Loos aller Menschen auf Erden. — Mit Verehrung und Liebe blicken wir auf zu den Siegern. Die Vorbilder leuchten, stärken uns im Streite gegen äußere und innere Feinde. — Sendung der Kunst und Poesie ist es, den Menschen in seinem muthvollen Ringen, das Leben in seiner schönen Erfüllung zu zeigen.

Dieses Buch erzählt sieben Geschichten von Kampf und Sieg. Der geächtete, thatenfreudige Matthäus in der Wildniß, — das holde, leichtlebige Täubchen Gudwella in der Zelle, — der schwergeprüfte Greis auf dem Gipfel der Verzweiflung, — der stillentsagende, frommergebene Johannes auf dem Berge, — der seinen Fall sühnende Alfred auf der Sünderbank, — der liebende Jüngling in der Priesterschule, — der

kühne Nordlandsrecke im arktischen Eise; — sie Alle stritten gegen Dämonen. Herrenübermuth und Türkengewalt, Vorurtheil und Leidenschaft in Lieb' und Haß hießen die Feinde; — es waren Kämpfe der Kultur gegen die rohe Gewalt, der Vernunft gegen die Beschränktheit, der Seelenhochheit gegen den Egoismus, der Liebe gegen kirchliche Satzung, des Lebens gegen die Starrniß; es galt, den Kampf gegen das Elementare der äußeren Natur und des heißen Blutes im Menschenherzen.

Nicht immer vollzieht sich der glühendste Kampf in welterschütternden Thaten; ritterlicher ist oft der, welcher unter dem ruhigen Lächeln, im stillen Schatten des Gemüthes gerungen wird.

Wessen Leben verbittert ist, oder jemals getrübt war durch inneren Zwiespalt, der wird vielleicht dem Erzähler horchen, welcher da zeigt, wie andere Menschen gestritten und schließlich gesiegt haben.

Der Erzähler dieser Geschichten glaubt und hofft mit der ganzen Sehnsucht des Herzens einen endlichen, allgemeinen Sieg der Menschheit. Zahllose Beispiele und Beweise von dem heiteren Geiste Gottes im menschlichen Geschlechte könnte

er geben, wie er deren thatsächlich oft schon zu geben versucht hat: doch will er diesmal nur durch wenige Bilder in schlichter, möglichst unmittelbarer Weise zur Erbauung und Ergötzung seiner Freunde zeigen, daß eine Kraft im Menschen liegt, vermittelst welcher er sich aus Zwiespalt und Dunkelheit emporzuringen vermag in's reine Licht des Sieges.

Im Streite diese Kraft zu finden, das wünsche ich mir und Dir und Allen, Amen.

R.

Der Höllbart.

Ein Priesterleben aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Im obern Thale der Enns, wo an den felsigen Hängen des Grimming die alte Heeresstraße vorüberzieht, steht auf einem grauen tannenumragten Anger unter dem Gewände das Bild des gekreuzigten Jesus.

Hoch aufragt der roth angestrichene Holzpfahl und das Antlitz des Gekreuzigten ist halb erschlossenen Auges empor zu dem kahlen Gewände gerichtet. Die Steine mögen erweichen, da der Menschen Herzen zu Stein geworden, einander in Haß und Wuth gegenüberstehen, sich martern und morden. Ein wilder Krieg des Gekreuzigten wegen ist ausgebrochen. Die Gemüther brennen, wahnwitziger Religionskampf wüthet in dem sonst so friedlichen Volke der Alpen.

Zu den Füßen des Gekreuzigten war vielleicht gestern noch das Marienbild mit den sieben Schwertern in der Brust gestanden; heute lag es zertrümmert am Hange. Mitten in dieser Zeit der begeisterten Marienminne hatte sich eine tolle Hand nach dem geweihten Bildnisse ausgestreckt — da war das Unerhörte geschehen. Alle Ordnung war aus Rand und Band und die Empörung wogte durch die waldschattigen Thäler.

Warum, wenn solche Gräuel geschehen an Mariens heiligem Bildniß, warum stürzen die Berge nicht ein? Warum schmelzen die Gletscher nicht vor Gottes Zorn? Grimming,

du grimmiger Berg mit deinem erhabenen schneeweißen Haupte, wie kannst du so still und sonnig lächeln im Abendfrieden? Warum speiest du nicht deine finsteren Nebel aus, daß sie die Klarheit des tiefblauen Himmels bedecken, und mit Blitz und Hagel niederfahren auf die gottverlassene Welt, die in diesen unglückseligen Tagen Schaaren von Ketzern geboren hat?

O siehe das uralte heilige Bildniß der Gottesmutter Maria, das am Fuße deiner Felsen seit Jahrhunderten brünstig verehrt, mit Kränzen geschmückt, mit Thränen begossen worden, das hat eine frevelnde Hand vom Kreuzesstamm gerissen, zerschlagen, in den Abgrund geschleudert! —

So wurde geklagt und gebetet bei den kirchlichen Umgängen im Thale. Aber der Grimming, der muß einen wunderlichen Glauben haben, der feiert zu dieser Abendstunde den wilden Aufstand und die Zerstörung der Bildsäule durch ein schönes Alpenglühen. Und an seinen Riffen hüpfen lustige Gemsen; die sind froh, daß die neuen gar gefährlichen Schußwaffen der Menschen zu dieser Zeit nur gegen Menschen gerichtet sind.

Am Fuße des Kreuzbildes liegt ein breiter Stein, die Kniee der Andächtigen haben schier Vertiefungen in denselben gedrückt.

Die Heeresstraße ist heute still und völlig verlassen. Der Dietrichsteiner hält die salzburgischen Pässe besetzt. Die Haufen des Volkes haben sich gen Schladming gezogen. Nur ein einziger Mann wandelt langsam, schier gebeugt die Straße heran. Er trägt einen langen weiten Mantel aus Lodentuch, seine Füße treten unsicher auf den Schuttsand — sie scheinen wund zu sein. Der Mann stützt sich an einen Pilgerstab und trägt

einen grauen Hut mit breiter, niederhängender Krempe. An seinen Rücken hat er ein Bündel geschnallt; ich halte, da drin liegt ein hartbacken Stück Brod und ein Thonkrüglein, um an kühlen Quellen zu trinken. Mag ein Pilgersmann sein, der aus fernem Lande kommt und zur Gnadenmutter wallt gen Zell. Wohl dürfte er ganz so alt und hinfällig nicht sein, als das mühselige Wandern ihn erscheinen läßt, denn die Locken, die unter dem großen Hute hervorwallen, sind dicht und dunkelbraun und der zarte Bart um Kinn und Lippen ist durch das Scheermesser so oft noch nicht beschnitten worden. Wohl ist das Antlitz ein wenig blaß, aber die Augen blicken hell und entschlossen. Die Hand, die den Stab hält, mag von innen wohl Schwielen haben; von außen ist sie glatt und runzellos, nur gebräunt von der Sonne.

Als dieser Mann nun zum Kreuze kam, stand er still und blickte träumerisch empor zu seines Erlösers Bild. Als hierauf der Blick auf die zertrümmerte Statue fiel, da betrübten sich seine Züge.

Jetzt ließ er sich nieder auf den Rasen am Fuße des Kreuzes, athmete hoch auf und stützte sein Haupt auf die Hand. Tiefernst, völlig traurig saß er da, als hätte er nachzusinnen über schwere Tage der Drangsal. — Oben auf dem linken Arm des Kreuzes saß ein kleiner Vogel, ein Zaunkönig, der pickte wohl ein Insekt aus der Spalte des Holzes. Der Mann hob rasch seinen Kopf empor — ihm war, als habe da eben von Christi angehefteter Hand ein Finger geklopft an das Kreuzholz.

Bald darauf wurde die abendliche Stille auf eine andere Weise unterbrochen. Ein Esel trabte gemächlich heran, und

auf dem Esel saß ein Mönchlein mit einer Blechbüchse. Bei jedem Schritte des Thieres rasselte es in der Büchse.

Kaum sah der Mönch den Wanderer, so rief er ihm zu: „Euch komme der Segen des Herrn, Ihr seid ein frommer Mann, Ihr gebt gerne einen Heller für den heiligen Vater!"

Da blickte der Wanderer auf und sagte: „Geht Eueres Weges. Bin selber ein Bettelmann." Dann wollte er sein Haupt wieder senken zur Rast auf die Hand. Aber das Mönchlein ließ ihm keine Ruhe. „Ho, ho," lachte es, „die Witwe im Evangelio ist ein Bettelweib gewesen und hat doch einen Pfennig gegeben. Eueren Pilgerstab, den seh' ich wohl: Ihr seid auf Wallfahrtswegen und gedenkt demüthigen Sinnes Sündenvergebung oder eine sonstige Gnad' von Gott zu erbitten. Ihr seid müd' und matt und Euere Füße thun Euch weh. Wär's nicht verständiger, in dieser bösen, unruhvollen Zeit die weite Wander zu unterlassen, Euch aber dafür der göttlichen Gnadenmittel des Ablasses theilhaftig zu machen? Menschenbruder, ich seh' ein Leid auf Euerem Angesichte: etwa drückt Euch eine schwere Schuld, oder Ihr gedenkt eines lieben Blutsverwandten Seele, die in Fegfeuersgluth muß schmachten. Gottes Gnadenborn ist offen. Zu seiner Ehr, zum Heile der Christenheit und zum Lobe des heiligen Petrus wird zu Rom ein herrlich Gotteshaus gebaut, und selig Jeder, der nach gutem Wollen und Können einen Stein dazu beiträgt."

Der Mönch hob seine Büchse und schellte und sein Gesichtchen war geröthet und strahlte und der Esel zog die Ohren nieder, als hätte er des Rasselns nun endlich einmal genug.

Plötzlich verstummte das Schellen und auf den Straßen sand gekollert wäre die Büchse, wenn sie nicht durch eine rothe Schnur am Mönchlein befestigt gewesen.

„Heilige Veronika!" stotterte dieses mit verdrehten Augen „Jetzt sind Sie auch da schon gewesen!" Dann gegen den Pilgersmann gewendet: „Und Du, menschgewordene Trägheit, kannst dasitzen und willst die Schmach verschlafen auf der Stätte der Schandthat! Bist Du mit Blindheit geschlagen? Siehst Du denn nicht, die ganze schmerzhafte Mutter ist zerrissen in tausend Scherben! Wahrlich, wahrlich, die Zeit ist erfüllt, losgekettet ist der Drache. Wer auf dem Felde ist, der kehre nicht zurück und wer auf dem Dache ist, der steige nicht herab, denn siehe, die Sterne fallen vom Himmel und der Richter wird erscheinen in den Wolken. Ach Fremdling, weine mit mir, da die schrecklichen Tage sind gekommen und gib einen Pfennig!"

So sprach der Alte mit gebrochener Stimme und hielt die Büchse vom Esel herunter.

Aber der Pilgersmann weinte nicht und gab auch keinen Pfennig. Darüber wurde das eben noch in tiefer Schwermuth schwebende Mönchlein schier erbittert. Es wischte sich mit dem weiten Aermel die Thränen und that bei dieser Gelegenheit auch seiner Nase ein Gutes. Dann aber richtete es sich auf und sagte: „Etwan seid Ihr selber ein Ketzer und habt das Bildniß zerstört!"

Da antwortete der Pilgersmann: „Ich lege nicht mein Herz an ein Bildniß und auch nicht meine Hand. Ich bete Gott im Geiste an, denn sein ist die Macht und die Herrlichkeit."

„Richtig," rief der Mönch, „so hat auch der Ketzerhauptmann Luther gesprochen; so hat auch sein gottloser Nachfolger, der salzburgische Pfarrer Matthäus Hellbert, genannt der Höllbart gepredigt. Wißt Ihr aber auch, daß Beide der Teufel geholt hat?"

„Nicht möglich!" versetzte der Pilger rasch.

„Bei Gott ist Alles möglich!"

„Aber Ihr spracht ja just vom Teufel."

„Gott hat kein Erbarmen mit den hoffärtigen Engeln gehabt, er hat auch keines mit den Priestern, die sich gegen seine heilige Kirche empören. Uns zum Heile hat er davon ein neues Beispiel an diesem Höllbart gegeben."

„Nun, wie ist das zugegangen?" fragte der Wandersmann, den die Sache zu bewegen anfing.

„Ja, der Matthäus Höllbart," sagte der Mönch eifrigen Tones, „der hat in unserer Diözese den kleinen Luther spielen wollen. Im Hause Gottes hat er sich erfrecht, gegen den göttlichen Gnadenquell des heiligen Ablasses zu predigen. Der Ablaß wäre nur gegen weltliche Vergehen an der Kirche, hat er gesagt — verzeih' mir's Gott! Aber der Sündenvergebung wegen hätte sich der Sünder geradewegs an Gott zu wenden. Hätt' Einer die Menschen beleidigt, so läge Strafe oder Vergebung bei den Menschen; wer aber Gott betrübt, den könne die Welt nicht richten. — Der Verblendete! Als ob Gottes Barmherzigkeit zur Vermittlerin zwischen Gott und den Menschen nicht die Kirche hingestellt hätte! — So hat der Pfarrer Höllbart an der Kirche und ihren Heiligthümern vielfach gefrevelt. Auch die Ehelosigkeit der Priester hat er be-

kämpft, auch die kirchlichen Litaneien hat er beschimpft. Darum ist ihm sein Recht angethan worden."

„Was geschah dem Manne?" fragte der Pilger. „Erzählt, Ehrwürden."

„Seine erzbischöfliche Gnaden, der hochwürdigste Matthäus Lang, der Salzburger Diözese Oberer, hat den Irrlehrer für ewige Zeiten auf die Burg Mittersill setzen lassen. Wir haben gebetet, daß der Herr seinen gefallenen Diener erleuchte und zur Buße führe, allein in Gottes gerechtem Rathschlusse war es anders beschlossen. Drei Bauernburschen aus Höllbart's Pfarre haben sich frevelnd unterstanden, ihren ketzerischen Pfarrer aus dem Gefängnisse zu befreien. Dieser aber ist kaum außer den schützenden Mauern der bischöflichen Burg gestanden, als er schon der Macht des Bösen verfallen war. O, es sind Merkmale da: der versengte Rasen, halbverbrannte Haarlocken. Mit Leib und Seelen ist er der Höllen zugefahren. Uns schirme Gott in seiner heiligen Kirche, und ihr, Mann Gottes — gebt einen Heller!"

„Weiter, weiter, erzählt!" rief der Pilgersmann — „die Burschen, die den Mann aus dem Gefängnisse befreit haben?"

„Hei, die Burschen," rief der Alte: „wohl ihnen, daß sie auf Erden ihre Schuld haben abwaschen können. Der Erzbischof hat ihnen ihre ketzerischen Schädel vor die Füße legen lassen."

Bei diesen Worten war der Pilgersmann emporgesprungen; seine Augen glühten, er ballte die Hände.

Dunkel war es schon geworden. Da fand es der Mönch nicht geheuer, er wendete seinen Esel und trabte hin gen Irdning.

Der Mann am Fuße des Kreuzes bebte und knirschte.

— Enthauptet! Enthauptet, die guten, braven Leute, die auszingen, ihren geliebten Seelsorger zu retten. Von diesem Tyrann getödtet!

„Ja, Dich, Du heiliger Gottmensch, haben sie auch getödtet!" rief der Mann zum Kreuzbilde auf. „Bei Deinem Andenken und bei dem Märtyrtode meiner Freunde schwöre ich es hier vor den ewigen Bergen: Auf immerdar trenne ich mich los von dieser beispiellos zelotischen Gemeine. — Luther, wohin bist du gezogen, wo ist das Land des echten Menschenthumes?" —

Zu dunkler Nacht eilte er davon und ostwärts zog er an den Ufern der Enns.

Wir mögen den Wandersmann wohl nennen; es ist der aus der Burg zu Mittersill befreite fliehende Priester Matthäus Höllbart.

Am Fuße des schroffspitzigen Hochtausing, im Waldesdunkel abseits des Weges, hatte sich der müde Flüchtling auf die Erde gelegt, um ein paar Stunden der Ruhe zu pflegen.

Aus dem Thale her drang der Lärm der aufständigen Rotten. Nicht allein der Schein ihrer Fackeln war es, der die nächtlichen Nebel röthete. Hier war ein Dorf angezündet worden, um den Truppen des verhaßten Dietrichsteiners eine Verschanzung abzubrechen; dort war der Brand in ein einschichtig Gehöfte geworfen worden, weil dessen Besitzer der lutherischen Lehre huldigte.

An den Hängen des Tausing bellten Wölfe. Höllbart wußte wohl, diese Thiere waren ihm nicht gefährlich, sie fan-

den ihre Nahrung an den todten Körpern der Wahlstätten. Aber ein erquickend Ruhen war es nicht; und kaum über dem Gewände des Herenthurmes noch der Morgenstern schimmerte, erhob sich Höllbart und trachtete auf Umwegen über Firn und Hall dem Thale von Admont zu.

In der Hütte eines Hirten erfuhr er, in Admont sei es gar nicht geheuer. Die Bauern der Umgebung, die vom Stifte schon seit lang hart bedrückt zu sein glaubten, hatten gesehen, wie jetzt Alles auf sei, wie allenthalben das Landvolk gegen die Soldaten, der Bauer gegen seinen Pfarrer und Priester gegen Priester in den Krieg gingen. Und da hätten sie gedacht, wenn jetzt wieder die Zeit angebrochen sei, in der der Stärkere das Recht habe, so könnten sie wohl auch ihre hart erworbene Sache, die in den Stiftsspeichern aufbewahrt liege, wieder zurücknehmen.

Ein baumstarker Mann kam in die Hütte, der hatte eine Keule über der Achsel. Er trug keine Kopfbedeckung und seine Haare waren wüst und gelb wie Stroh.

„Jetzunter rühren wir uns auch, wir vom Berg herab!“ rief er. „Wir schlagen der Welt ein Loch. Sind heut' im heiligen Admont gewesen. Ich sag' Euch's, Jesn, die Pfaffen sind alle davon. Alle. Und ihre goldenen Kelche und Kreuze und Monstranzen haben sie mit sich geschleppt, die Sakramenter. Im Felsenthal hinter dem Kalbling sollen sie sich verkrochen haben. Glaub's wohl, schuldig Mann geht Grausen an. Sie fürchten das feine Schladminger Halsband, den Strick. Ihr heiliger Blasius in der Stiftskirche ist wohl gegen Halsentzündung ein guter Patron, aber gegen Luftröhrenverengung hilft er nicht.“

„Lästermaul!" lachte Jesus, der Hirt.

„Oh!" rief der Gelbhaarige ernsthaft, „ich kann davon schon reden! hätt' ja selber Pfaff werden sollen. Hab' aber zu früh angehebt mit dem Kunststückel, hab' im Wirthshaus schon den Wein in Blut verwandelt. Je nu, den Abt hab' ich im Rausch gottsmörderisch geprügelt."

„Spaßvogel, Du!" sagte der Hirt. „Deinen Strohschädel halt' her und schau mich an. Du bist auch beim Bilderstürmen dabeigewesen. Ich wett' meinen Schnappsack dafür!"

„Was ist denn drinn?" schmunzelte der Strohhaarige.

„Heumehl für die Rinder."

„Heumehl?" entgegnete der Andere bedenklich. „Du, Jesu, da hat's beim Bilderstürzen mehr abgegeben. Da lug'!" Er zerrte eine Perlenschnur aus seinem Brustfleck hervor, verbarg dieselbe aber sogleich wieder mit Hast und zwinkerte: „Hat die Muttergottes zu Strechau um den Hals getragen!"

„Du bist ein Rab'! rief der Hirt. „Das weiß ich, Du stirbst nicht auf der Erde."

„Wo denn?"

„Ein paar Fuß über derselben."

Mehr mochte der vor der Thür ausruhende Wanderer nicht hören. Er zog weiter. Dem empörten Orte Admont wich er aus.

Eine Stunde hinter Admont, wo sich das Thal schließt und der Ennsfluß hinein in jene Felsschluchten braust, die das Gesäuse genannt sind, wo sich die kegeligen Berberge des gewaltigen Buchsteines erheben, stand zur Zeit dieser Geschichte eine berüchtigte Schänke. Sie war halb in Felsen gehauen, halb aus rohen Holzstämmen des Urwaldes gezim-

mert. Meth aus wildem Obst und Honig und eine Art von Branntwein wurde in ihr gebraut und getrunken. Gewaltig viel wurde in dieser Hütte getrunken. Sie war das Obdach von Menschen, die sonst kein Heim hatten und vor denen sie eben im Flecken und in allen Burgen und Höfen die Thüre zuschlossen.

Es war spät Abends, als Hellbart zu diesem Hause kam und um Nachtherberge bat. Der Wirth, welcher ein braunes Gesicht, rothe Haare und einen gelben Lederschurz trug, brachte dem fremden Gaste sofort von seinem Branntwein. Aber Hellbart erklärte sogleich, daß er kein Geld besitze, um den Trank zu bezahlen, er bitte nur um Gottes Willen.

Brummend goß der Schenke das Glas in seine eigene Gurgel, aber sein Weib war so gut und stellte dem Pilgersmanne ein Schüsselchen brauner Suppe vor, auf daß, wenn er am Ziele seiner Pilgerfahrt vor dem Gnadenbilde liege, er im Gebete der Geberin gedenke. Die Schenkin gab zu diesem Zwecke gerne Almosen, sie konnte dafür um so viel mehr Wasser in ihren Keller rinnen lassen, und um so gewissensruhiger die Hehlerei betreiben. Sie verließ sich ganz auf den Vergeltsgott der Armen.

Im Dachraume über der Schenkstube lag Moosben und Waldmoos geschichtet. Hier wurde unserem Wandersmanne die Schlafstätte angewiesen. Hellbart war müde und erschöpft bis in die Seele hinein. Die letztvergangenen Nächte hatte er in finsteren Wäldern und auf unsicheren Haiden zugebracht. Das war ein Anderes gewesen, als das sanfte Linnenbett in seinem traulichen Pfarrhofe, aber auch ein Anderes, als das herbe Mattengeflecht auf dem düsteren Thurme zu Mittersill.

In dieser entlegenen Hütte wähnte er sich geborgen und so wollte er wieder einmal unter einem menschlichen Dache friedlich ruhen.

Allein eine Schenke, wie die am Fuße des Buchstein bleibt Nachts und zu einer so bewegten, störischen Zeit nicht ruhig. Wildbärtige Männer und zerlumpte, glutäugige Weiber fanden sich ein; die meisten von ihnen waren scharf bewaffnet mit Hacken, Arten, Sensen und Morgensternen. — Einer und der Andere schwang sein Wehrbeil kampflustig in die leere finstere Luft hinein. Und sie zankten, fluchten, sangen Lieder, die zuhalb geistlichen Inhaltes, zuhalb Zote waren. Und sie tranken Branntwein.

Einer von den Gesellen hatte gar einen Rohrtiegel, in welchem zur Verwunderung Aller ein braunes Kraut glimmte, und der Mann sog den Rauch durch das Rohr und blies ihn toll in die Menge hinein. Der Rauch hatte einen starken Geruch und Jeder und Jede wollte versuchen, ihn zu saugen. Das Kraut aus der neuen Welt war's, das zu dieser Zeit schier so viel von sich reden machte, als die neue lutherische Lehre.

Bald war die ganze Kammer angedampft und das arme Talglicht wollte schier erblinden.

Da ging die Thüre auf; das Mönchlein mit der Blechbüchse trat ein. Der Esel war draußen geblieben, fraß sein Heu in Frieden und schüttelte dabei seine Ohren. Einmal ohne Pfaffenlast und Sammelbüchsengerassel sein Heu verzehren, das that ihm wohl.

Bruder Jonas, wie sie den Eintretenden hießen, wurde derb und lustig begrüßt. Einen Mann, wie den Bruder

Jonas kann man brauchen. Kann man brauchen immer und überall, insonderheit zur Kriegszeit, wo es trotz landesfürstlicher Satzung allerorts zu haschen und zu naschen gibt. Das ist ein gut Ding, daß die heilige Mutter Kirche einen Ablaß spendet, durch den jeglich Fehl und Fehl ausgeloscht und durch den zu allen Unternehmen die Gnade Gottes kann erworben werden. Macht man tausend Thaler Beute, so spendet man gerne fünfhundert in den kirchlichen Pfennigbeutel, daß des kleinen Seitenangriffes nach des Nächsten Gut des Weiteren nicht soll gedacht werden. Und kreuzt, was leicht geschieht, ein Feind die frommen Wege, oder ist ein solcher sonst hinderlich an Erlangung eines sehnlichst Gewünschten, so findet sich ein Mittel, ihn aus dem Wege zu räumen. Was weiter? Man flieht in den Arm der Kirche, vergießt silberne Thränen der Reue und — Gott ist barmherzig.

So schön war's zur Zeit dieser Geschichte eingerichtet. Zwar geben solche Dinge der Erzählung einen unerquicklichen Hintergrund, aber sie lassen sich nicht leugnen, nicht verschweigen; Luther hat ja dagegen den wuchtigen Protest in die Welt geschleudert. Und unseres Helden Geschicke sind aus solchen Zuständen hervorgegangen.

Nach Obigem nun war es kein Wunder, wenn der wackere Ablaßkrämer in der Schenke höchst willkommen geheißen wurde.

Aber auf den sonst so freundlichen Zügen des Bruder Jonas war heute hohe Entrüstung zu spüren.

„Unglückselig Haus, dess' Dach Ketzer und Lutheraner beherbergt!“ rief er aus.

Da erhob sich Alles: „Ketzer! Lutheraner! In diesem

Hause! Hochwürdiger Herr, wir sind gute katholische Christen, und ist etwan Einer unter uns, der — " Sie machten die Geberde des Niederschlagens und sie fuhren wild durcheinander.

„Der entsprungene Lutherpfarrer aus dem Salzburgischen, der Matthäus Höllbart ist dahier!" sagte der Mönch halb drohenden und halb ängstlichen Tones. „Von Steckbriefen verfolgt, ist er gesehen worden, wie er zur Dämmerung in dieses Haus geschlichen. Der leidig' Teufel muß auf ihm sitzen; hab' ich den Höllbart gestern doch selber gesehen, wie er unter dem Kreuze gehockt, am Platze der Gottesmutter, die er hat zertrümmert. Hab' ihn nicht erkannt, gleichwohl er sich für keinen einzigen Heller Ablaß hat erworben. Heut' erst, wie ich den Steckbrief gelesen, hab' ich den Wolf im Schafspelz gewahrt: Einen Pilgermantel trägt der Heid'!"

Da rief die Schenkin schon ihr: „Jesus, Maria und Josef!" und schlug die Schüssel, aus welcher der Ketzer die Suppe gelöffelt, in den Herd hinein, daß die Scherben stoben. Des Wirthes braunes Gesicht war blaß geworden; er läugnete es nicht, daß auf seinem Heuboden ein Mann im Pilgerkleide ruhe.

Sofort wurde Alles geheimnißvoll still. Man flüsterte, bekreuzte sich und machte Anstalten, den Höllbart aus der Heukammer hervorzufangen, um ihm sein Recht anzuthun.

Die Leiter wurde angelehnt, zwei kernfeste Männer mit Knitteln und Axten stiegen im Finstern zum Dachboden empor. Sie tasteten und schlugen und stachen im Heu herum; da gellte plötzlich unter ihren Hieben ein gräßlich Gewinsel und Gestöhne. Bald war Alles wieder still. Einem der

Männer war, als sehe er durch die dicken Dachbretter die Sterne des Himmels funkeln. Da faßte sie Entsetzen, sie polterten die Leiter herab in die Stube und erzählten mit gesträubten Haaren, was sie gehört und gesehen.

Und als sie hierauf mit dem Talglichte den Oberraum durchforschten, da fanden sie im Heu keinen Pilgersmann, sondern eine schwarze, in Todeskrämpfen zuckende Katze. Wohl erneuerte sich nun das Entsetzen. — In eine Katze hat er sich verwandelt, aber das Strafgericht hat ihn doch ereilt, die Katze und er in ihr ist todt. — Diese Ansicht wurde indeß sogleich entkräftet, als die Schenkin in dem erschlagenen Thier nicht den gottlosen Höllbart verfluchte, sondern ihre liebe, treue Hauskatze beweinte. Da sahen sie am Dache auch die Lücke eines ausgehobenen Brettes.

Und als sie so gewahrt hatten, daß es doch ein Mensch war, der nicht durch eine Fuge und nicht durch ein Schlüsselloch schlüpfen konnte, sondern wie auch alle Anderen einer bedeutend großen Bretterlücke bedurfte, um durch das Dach zu entkommen, da ging frischen Muthes die Verfolgung von Neuem an. Alle Gebüsche und Schlupfwinkel um das Haus wurden durchstöbert; aber keine Spur vom falschen Pilgersmanne.

Die Schenkin klagte über ihr todtes Thier; die anderen Weiber keiften und schwätzten von Hexen und Teufelsgeschichten; die Männer fluchten in den Bart und der Bruder Jonas ordnete für das Früheste des nächsten Morgens die Durchsuchung der Gegend an.

Als sich hierauf der Mönch anschickte, seiner Herberge

im Flecken zuzureiten, da fand sich im Hofe wohl der Heubarren vor, aber das Eselein nicht.

Das Eselein war mit dem Pilgersmann gegangen.

Ist man zu ermüdet, so schläft sichs nicht gut. Auch war das Gejohle in der Schenke arg. Höllbart konnte die erwünschte Ruhe nicht finden. Als er nun unter sich in der Stube gar seinen Namen hörte, und wie man auf war, ihn zu fangen, da verspürte er keine Müdigkeit mehr. Er hob ein Brett aus und sprang vom niedrigen Dach in den Hof. Dort stieß er unversehens aufs Eselein.

Sogleich kam ihm der Gedanke: Vier Füße traben besser denn zwei, — da saß er schon auf dem Rücken des Langohrs.

In der Schenke war noch die Verwirrung der schwarzen Katze wegen, als Höllbart schon über den Moorboden hin der Straße zuritt. Der Esel ließ sichs schlennen, er merkte es gleich, sein neuer Herr war um Einiges leichter als der alte — ganz abgesehen von der Blechbüchse, die indeß auch stets um so leichter gewesen war, je mehr sie gerasselt hatte.

Auf der Moorhaide begegneten unserem Eselsreiter zwei Männer, der erste kauerte auf dem Boden und bat den Vorübertrabenden flehentlich um einen vollkommenen Ablaß auf hundert Tage; denn im Falle Einer in dieser Zeit sterben müsse, könne er weder das Buß-, noch das Altarssakrament empfangen; die Priester seien jetzunter ja alle verjagt.

Der zweite Mann sprang weiter hin aus einem Gebüsche hervor, hielt den Esel an, hob gegen Höllbart eine Keule und

forderte die Blechbüchse. Als er sein Versehen inne wurde, huschte er kichernd davon. Der Strohhaarige vom Berge war's gewesen.

Als Hellbart hinab zur Straße kam, stieg er vom Esel und ließ diesen allein gegen Admont traben, auf daß dessen Spur im Straßenstaube die Verfolger irre führen sollte. Er selbst aber eilte über die Haide dem Ennsflusse zu und wand sich an dessen unwirthlichen Ufern die bewachsenen Felshänge hinab in die wilden Schluchten.

Hier war nicht mehr das Land der Menschen; hier hatte kein Weg und kein Steg Raum an den Ufern des tobenden Flusses, hier ragte das zerrissene Gewände auf in die Nebel der Alpen. Kein Mensch hatte die Höhen dieser Felsriesen noch gemessen, ihre Zinnen je bestiegen. In diesen Oeden, nur von dem Sausen der Gewässer und dem Brausen der Stürme durchdonnert, hatte damals Niemand was zu holen. Selbst den Gemsen war das kahle, senkrechte, oft überhängende Gewände zu wüst, und der tollkühne Steinbock wählte sich die bequemeren Hochwarten an der oberen Enns. Thiere, die in den Höhlen kriechen und in den Lüften fliegen konnten, waren die Bewohner dieser schauerlichen Schluchten. Keine Wildniß gab es im steirischen Alpenlande, die von den Menschen so spät und schwer überwunden wurde, als dieses gewaltige Kalkgebirge an der Enns.

Stundenweit kletterte Hellbart mit Gefahr des Lebens in die Felsenwüste hinein. Sein Pilgermantel war durchnäßt von dem Staube des gischtenden Stromes und sein Ohr war betäubt von dem ewigen Tosen des Flusses, der — wie still und stattlich breit er auch durch die oberen Thäler rinnt —

hier wieder zum reißenden Wildbache wird, als welcher er weit oben die Salzburger Alpen durchwüthet.

Und als nun der Mond aufging und die Nebelfetzen zerrissen hoch in den bleichen schründigen Wänden wallten und die weißen Bänder der Wasserfälle niedergingen von Hang zu Hang, und die Wogen der Enns zwischen den schwarzen Steinklötzen wie ein Schneelahnenstrom flutheten, und als so in dem steten Rauschen und in dem blassen Dämmerlichte die Schauer der Einsamkeit zogen, da hub unserem Wandersmanne an zu grauen.

Und dort, wo die Schlucht sich ein wenig weitet, wo der Strom nur flüstert und an seinem Gestade schwarzer Tann dämmert, verkroch sich Höllbart in eine Felsenkluft. Er schlang den Mantel fest um seine schauernden Glieder und kauerte sich hin an die Wand, auf daß er endlich ein wenig ruhe.

Doppelt schwer lag zu dieser Stunde gewaltiger Majestät das Bewußtsein seines Schicksals auf seinem Gemüthe. Er war noch jung an Jahren und in seiner Seele hell'en gerne liebliche Bilder. Der Sohn eines Landmannes, hatte er am stillen See und auf grünender Au die Kindheit verjubelt. Sein Sinn ging stets nach dem Schönen und Milden, er liebte die Erde ihrer Blumen, den Himmel seiner Sonne wegen. Da wurde er von seinen glaubenseifrigen Eltern für das Priesterthum bestimmt und in seinen ersten Jünglingsjahren dem Bischof von Salzburg überliefert. Am Tage seiner Abreise von Daheim hatten die Tauben ein wirres Geflatter und ein ängstliches Gegirre über dem Hof gehabt; seine Mutter wollte darin ein böses Vorbedeuten sehen und

den einzigen Sohn nicht ziehen lassen. Aber der Vater behauptete, das sei reiner Teufelsspuk und sein Sohn müsse ein Kirchenlicht werden.

Er war ein Kirchenlicht geworden — aber ein zu helles; im Gottesreiche standen Gestalten, die warfen lange Schatten. Doch hatte er sich nicht selbst hervorgedrängt in die Reihe der Streiter, er war gedrängt worden. Still und anspruchslos war sein Wirken gewesen in dem Sprengel, dem er als Priester nur wenige Jahre angehört hatte. Sein Gewissen machte ihm keinen Vorwurf, daß er gegen einige der grellsten kirchlichen Mißbräuche sein Wort erhoben. Er hatte seine Priesterpflicht gethan und hoffte nach den Tagen der Prüfung auf liebfreundlichen Wegen zu wandeln.

Heute aber, es war eine milde Sommernacht, und doch sagte sich Hellbart im Angesichte der wildgewaltigen Erhabenheit: Wie groß und furchtbar muß ein Gott sein, der eine solche Welt erschuf! Ich bin hinausgetreten aus der Gemeinschaft, habe verzichtet auf die Gnaden, habe stolz meine Sach' auf mich selbst gestellt. Wird ein Bestehen sein vor dem, deß Herrlichkeit Himmel und Erde erfüllt?

Zur trostreichen Beruhigung kam der Schlaf; Hellbart schloß die Augen.

— — — — — — — — — — — — — —

Als er nach mehreren Stunden erwachte, war er gestärkt. Auf den Tafeln der Hochwände lag die stille Morgengluth. Eine herbkalte Quelle sprudelte aus dem Gestein. Hellbart trank, wusch sich die Augen und die Stirne, dann zog er weiter.

Durch Gestrüppe mußte er sich winden, über Felsen mußte er klettern, den Fluß mußte er unzählige Mal über-

schreiten; Stürme und Lahnen hatten ihm Baumstämme als Stege über das Wasser geworfen. Auch über Schründe und Schuttriesen mußte er setzen, durch Löcher und Ueberhänge mußte er kriechen, bis er nach vielen Stunden die Wildniß hinter sich hatte und in das Kohlenbrennerdorf Hieflau kam. Hier wendet sich die Enns gegen Mitternacht, um nach dem wüsten Fiebertraume in der Wildniß still und ruhesam den Geländen der Donau zuzufließen.

Höllbart sehnte sich nicht nach bewohnteren Gegenden, ihm schien es vorläufig im Hochgebirge bei Köhlern, Wurzelstechern und Wilderern sicherer. Er wendete seinen Lauf dem Erzgebirge zu.

Vor der Bergkirche zu Eisenerz waren Menschenmassen beisammen. Der Kirchenraum konnte die Menge nicht fassen.

Der Priester stand auf einer grauen Felswand und predigte dem aufgeregten Volke. Heute predigte er nicht von den Sakramenten und anderen kirchlichen Glaubenslehren, heute hielt er die Hände gefaltet und rief: „Brüder, haltet Friede unter einander; seid gehorsam, unterthan der Obrigkeit. Die Obrigkeit kommt von Gott!"

„Oh nein!" schrie eine Stimme aus der Menge. „Unsere Obrigkeit kommt vom Teufel; Gott besegnet das Feld, aber unser Edelmann stampft mit seinen Jägerbanden das Korn in die Erden! Gott besegnet die Fruchtkammer, unser Edelmann leert sie aus. Die Obrigkeit tritt uns mit Füßen. Die Obrigkeit ist vom Teufel!"

Tausendstimmiger, wilderregter Beifall. Der Priester konnte nicht mehr weitersprechen; mit Fichtenzapfen wurde er beworfen.

Ein derber eckiger Mann, dessen finsteres Haupt mit den langen scharlachrothen Locken über alle Köpfe emporragte, wurde nun jubelnd umringt: „Der ist unser König! Der Sabin lebe!"

Der „rothhaarige Sabin" war er genannt, ein verachteter blutarmer Teufel bis zu den Tagen des Aufruhrs. Da war der Sabin der Erste gewesen, der zutiefst bedrückt von seinen geistlichen und weltlichen Gebietern das Wort ausstieß: „Niederbrennen die Schlösser und Klöster! Die Ketten brechen. Uns gehört die Welt!"

Der Sabin war's gewesen, der mit viertausend Bauern den Landeshauptmann Dietrichstein bis in das Ennsthal verfolgte, vor Schladming ihn umringte, sich vor den Hauptmann hinstellte und ihm die Worte in's Gesicht schleuderte: „Dieser Dietrichsteiner, das schilchend Hurenkind, hat uns Brüder am meisten verfolgt, vertrieben, spießen und mit Rossen auseinanderreißen lassen. Ist Einer im Ring herum, der anders weiß? Der trete herfür!"

Es trat Keiner herfür.

„So hab' ich meine Klag' genugsam bewiesen und sprech' zu recht: „Er soll gespießt werden! Und Welcher der Meinung ist, der recke eine Hand auf!"

Viertausend Hände wurden aufgereckt.

Sie sind aber den heranmarschirenden, ihnen zehnfach überlegenen Söldnern gewichen. Doch nur bis auf Weiteres.

Der rothhaarig Sabin war dabei, als auf dem Schladmingerplatz ein Dutzend Edelleutköpfe in den Sand kugelten. Der Sabin hatte die Pechfackel geschleudert in das Gebälke des prächtigen Schlosses Teuffenbach. Der Sabin hatte es

vor den Zinnen Steinach's gerufen: „Haben sie das Recht, unsere Saaten zu verwüsten, so haben wir das Recht auf den Wald und das Wild! Brauchen wir einen Herrn, so werden wir uns einen machen! Brauchen wir einen Pfaffen, so werden wir uns einen erwählen. Wir Bauern können das Land ernähren, aber wir können es auch verheeren! Wir Bauern sind die Ersten und die Letzten!"

Räuber und Mörder hatte der Salzburger Erzbischof die Rebellen geheißen. „Wohlan!" rief der Sabin, „der Bischof soll seiner Tag' ein wahres Wort gesagt haben!"

Der Sabin hatte das Volk der Alpen von Sonnenaufgang und Mittag mit dem Donner seiner Rede zusammengerufen vor die Mauern der Bischofsburg und mit dem Sturme seines Athems gleichsam die Gluthen der brennenden Stadt entfacht.

Erst als der gewaltige Salm mit seinen Alles niederwerfenden Heeresmassen nahte, floh er zurück in die Heimat. — Das war die Vergangenheit des Mannes, der heute vor der Bergkirche zu Eisenerz den Prediger unterbrochen hatte. Ein kühnerer Recke, als dieser Sabin, war im Lande Steier nicht geboren worden und sein wild genialischer Schwung riß die Massen mit sich fort.

So war es kein Wunder, daß die Menge jetzt den alten Priester, welcher eine Obrigkeit gepredigt, die eigentlich des Teufels war, verhöhnte und zuletzt mit Steinen bewarf. Der Prediger wollte fliehen, da stürzten ihm ein paar Burschen nach und warfen ihn johlend nieder.

So trat denn ein noch junger Pilgersmann hervor, um den Greis zu schützen. „Hintan, ihr Buben!" rief er ent-

rüstet. „Ist Euch der Priester nicht heilig, so sei es der Mensch, der arme hilflose Greis. Ehret die Obrigkeit! Das ist eine große Satzung Gottes; aber — ehret das Alter! Das ist eine noch größere. Nach den Vorschriften der Gebote zu predigen und lehren, das ist des Priesters Amt. Ihn steinigen, weil er seine Pflicht erfüllt? Machet nur die Augen auf und seht den alten Mann; er ist arm und verlassen, wie ihr selbander; auch er schmachtet unter dem Drucke geistlicher und weltlicher Obern, so tief gedrückt, wie Ihr selbander! Erbärmliche Kreaturen, die den hilflosen Knecht steinigen, weil sie dessen Herr mit Füßen hat getreten. Einigt Euch, Ihr Knechte alle, statt Zwiespalt zu stiften; es gibt andere Mittel, die Ketten zu sprengen!"

Sie waren betroffen zurückgewichen, aber der Sabin trat hervor. „Was sagt dieser Mensch? Der predigt Euch ja an, wie ein Pfaff! Bist etwan auch eine von Gott gesandte Obrigkeit? Wir kennen keinen Herrn, als uns selber. Bei uns herrscht die Stimme der Gemeine. Soll ich Dir's beweisen? Soll ich abstimmen lassen über Deinen Kopf?"

„Abstimmen lassen!" sagte Höllbart, der junge Pilgersmann, mit ruhigem Nachdruck; „wer bist Du, daß Du gebieten willst? Wer gab Dir Vollmacht? Bestehst Du zu Recht nach dem Willen der Gemeinde? Bist Du gewählt zum Oberhaupt? So füge ich mich."

„Nein!" riefen mehrere Stimmen, „er ist nicht gewählt. Er hat sich vorgedrängt. Er will die Herren erschlagen, um selbst zu herrschen, der Wildling mit den rothen Haaren. Nieder der Sabin! Der Fremdling im Pilgermantel soll unser Führer sein!"

Hundert Stimmen riefen es.

„Deß bewahre mich Gott!" sagte Höllbart. Ihr seid nicht die treuen Streiter gegen die Knechtschaft; Ihr seid ein loser Hause; euer Gesetz heißt Wankelmuth, Euer Recht heißt Gewaltthat. Gebt Acht, Ihr schmiedet Euch schwerere Ketten, als Euere Vorfahren haben geschleppt!"

Ein einziger Beifallsruf erscholl, und der ihn ausgestoßen, das war der Sabin.

Wilde Bewegung gährte in den Menschenmassen. Höllbart, durch den Zufall in diesen unheimlichen Kreis verschlagen, hatte Mühe zu entkommen.

Er wanderte, ein Flüchtling stets, gegen die Gebirgsgruppe des Hochschwab.

— — — — — — — — — — — — — — —

Es war schon Abend, als Höllbart an den schönen, wald- und felsbegrenzten See kam.

Eine letzte Hütte kauerte hier am Waldhange, die nahm den Wanderer auf. Die einzige Bewohnerin der Hütte war eine alte Frau; diese schnitt sich eben ihre weißen Locken ab, als der Wanderer eintrat. Nun konnte sie ihr Dienstherr nicht mehr an den Haaren zerren, wenn sie ihm aus dem See zu wenig Fische lieferte. Die Locken begrub sie unter grünem Rasen, denn — „in der Nähe wohnt eine Hexe, die hat über Jeden Gewalt, von dem sie ein Haar weiß zu kriegen."

„Wer bist Du, und wo gehst Du hin?" fragte die alte Frau den Pilgersmann. Er aß und trank mit ihr, schlief

unter ihrem gastlichen Dach; er blieb neun Stunden in ihrer Hütte, aber er konnte ihr auf obige Frage keine Antwort geben.

Wer bist Du und wo gehst Du hin? das fragte er sich ja selber hundertmal. Er war ein Flüchtling und ging dem Osten zu. Nach dem Niedergange zieht der Menschheit endloser Strom; nur Wenige gibt es, die dem Strome entgegen einsam dem Aufgange zustreben.

Das Mütterlein erzählte seinem Gaste, es habe einen Sohn, der hätte Priester werden sollen, aber er sei es, Gottlob, nicht geworden. Er sei viel verlacht gewesen, denn Gott habe ihm lichtgelbe Haare erschaffen, und so hätten sie ihn fortweg den Strohschädel gescholten. Aber er habe Grütze im Kopf und sei ein gar braver Junge, und jetzt sei er oben im Admontischen und helfe wacker mit, den Herrentrotz zu brechen.

Höllbart starrte in die Wand hinein und konnte dem Mütterlein nicht in das Gesicht sehen. Er kannte ja ihren Sohn, den braven Jungen, der war Kirchenschänder und Straßenräuber.

„Hätte geistlich werden sollen," wiederholte die Alte, „ist es aber, Gottlob, nicht geworden."

Als Höllbart die Fischerhütte verließ, spiegelte sich die morgensonnige Seemauer in der dunklen Wasserfläche. Der Wandersmann, neu erfrischt, schritt rüstig fürbaß — Ein Pilgersmann, der gen Zell reist, dachten sich die Waldleute, denen er begegnete, und sie grüßten ihn ehrerbietig und empfahlen sich seiner Andacht.

Ein Pilgersmann ist er freilich, aber wo ist sein Zell,

sein Gezelt, das heimatlich schützend sich über ihn spannt? Wo ist seine Zelle, in die er den Honig sammelt, so er aus den Blumen und Disteln der Welt gesogen?

Unsteten Sinnes, zuvörderst nur auf Flucht bedacht, zog er durch Schluchten und bewaldete Hochthäler. Immer höher und höher stieg sein Fuß, immer einsamer und stiller wurde die Gegend. Endlich war kein Waldschatten, kein Wildbach mehr; Wachholdergesträuche und Knieholz zog seine bläulich grünen Filze über Lehnen, Mulden und Kuppen. Hier ragte das fahle Gerüppe einer abgestorbenen Tanne auf, dort stand ein grauer Fels empor, weithin zogen sich kahle Schuttlehnen, an welchen abgerutschtes Erdreich das Urgestein bloßgelegt hatte. Und die Höhen zogen sich hin und hin, theils Almmatten, theils pflanzenlose Felskuppen mit Schneemulden. Und in den Fernen ragten Spitzen und Kanten und weiße Zinnen mit schier senkrechten Abgründen.

Gegen Morgen und Mittag hin aber lag das weite, weite Waldland, von welchem kaum zu sagen, ob Mensch oder Thier in seiner Herrschaft lebe.

Und über all' dem lag das ungeheuere Meer des Aethers, endlos tief in seiner Höhe, in welcher am sonnigen Tage jeder Blick ertrinkt, der etwa aufsliegt nach einem Gestirn, oder nach der goldenen Pforte des Himmelreichs, die dort oben gesucht wurde.

Und in den fernsten Fernen verschwimmt der Himmel und das sanfte Blau des Waldlandes ineinander, und wenn sich daraus in matten Umrissen, Wolken erheben, so vermeint das Auge eine neue gigantische Alpenwelt ersteigen zu sehen.

Höllbart stand auf dem hohen Berge und sann. Es

war ihm, als stehe er im Urquell des Lichtes und von hier aus flössen das Leben und das Sterben und alle Geschicke nieder zu den Menschen.

Es war ihm, als stehe er in Gott. Und hatten ihn die nächtigen Schluchten der Enns mit Grauen erfüllt, so zitterte nun auf diesen Höhen seine Seele in Zuversicht, Liebe und Begeisterung. Wie schön und rein und treu muß ein Gott sein, der eine solche Welt erschuf! —

Die Sonne sank dem Untergange zu; eine scharfe Luft strich über die felsigen Höhen. Wenn dort am weitab gegenüberliegenden Hange das Rudel Gemsen Steinchen zum Rieseln brachte, so trug die Luft dieses Rieseln treu und klar herüber, als müsse sie in solchen Oeden auch den leisesten Schall sorglich wahren und pflegen.

Noch einmal wendete Hellbart sein Auge zurück nach dem wildzerrissenen Berglande der Enns, nach den leuchtenden Schneefeldern des Dachstein, hinter welchen das liebe Salzburgerland lag. Seine Heimat, wo er Vater und Mutter in die Erde gesenkt, wo er sein Schwesterlein getraut mit dem Herzerwählten, wo er den Landsleuten zu Trost und Frieden das Wort Gottes gepredigt. — Seine Heimat, die ihn verdammt hatte zu ewigen Ketten.

Hellbart stützte sich auf seinen Wanderstab und weinte.

Er blickte nicht mehr zurück; an den östlichen Hängen des mächtigen Gebirgsstockes stieg er nieder.

— — — — — — — — — — — — — — —

Auf den Almweiden der Niederung unter einer Gruppe hoher dichtästiger Fichten stand ein kleines Haus — das einzige weit und breit. Es war gezimmert aus Stämmen, an

denen noch die Rinde klebte, und sein flaches Dach war beschwert mit Steinen. Ein kleiner Heerdenstall stand daneben, der war ähnlich gebaut.

Es war allmälig die Nacht heraufgestiegen aus dem weiten Osten und über dem Gebirge glänzte der Abendstern.

Als Höllbart niederwärts zu diesem Hause kam, drang schon der rothe Schein des Heerdes aus den Fensterchen und fiel zitternd an die mächtigen Stämme der Fichten.

Und als Höllbart in das Haus trat und seinen Gruß bot, da dankten sie dafür mit einer traurigen Stimme.

Bei der knisternden Flamme des Heerdes war Niemand; die wirbelte für sich allein. Mann und Weib und Kind saßen still um ein Lager herum und auf dieser Stätte ruhte ein Greis, der hielt die Hände über der Brust gefaltet und sein Haupt lag auf einem Kissen und seine spärlichen licht weißen Locken wallten über das Kissen nieder.

Der Mann, der neben den Anderen bei dem Ruhenden gesessen war, erhob sich nun und ging dem Eintretenden entgegen. Wortlos faßte er ihn an der Hand und leitete ihn gegen den Herd hin.

Am Herde flüsterte er dem Pilgersmann zu: „Wenn Ihr bei uns übernachten wollt, so seid gerne willkommen. Aber frohe Gastlichkeit können wir Euch nicht geben. Es ist gestern der Vater gestorben, morgen soll er in die Erden. So haben wir ihn nur mehr die einzige Nacht im Hause.“

Ein Hafermus setzten sie dem Wandersmanne vor. Dann führte ihn der Hausvater auf den Stallboden und sagte: „Hier schlafet. Das ist mein Bett, ansonsten, aber ich bleib' wach. Ich bin jetzunter der Aelteste im Haus.“

Hellbart war allein. Er that die Augen zu. Aber seine Seele sah doch den Mond durch die Dachspalten zucken. Er spann sich auf Mondfäden empor zu Himmelshöhen; ein ewiges Uhrwerk sah er stehen auf dem Grunde der Welt und jedes Gestirn war ein Rad und das tickte und tickte . . . .

Er schlug die Augen auf, er wendete sich, er war wach, aber das Ticken hörte er fort und fort. Da erhob er sich und stieg hinab in das Freie. Thaunaß war der Rasen und der Mond stand hoch. Es war Mitternacht.

Auf einer der Fichten saß Jemand und hieb Aeste herab; das war das Ticken. Die Aeste fielen rauschend zu Boden. Höllbart trat in's Haus. Am Herde brannte eine Spanlunte. Um das Lager des Todten saßen sie noch zusammen, wie sie am Abende zusammengesessen waren. Keines sagte ein Wort. Der Hausvater hatte Geäste vor sich, wie es draußen vom Baume fiel; das flocht er ineinander. Zwei halberwachsene Mädchen blickten schier unbeweglich den Todten an. Das Weib hielt einen schlummernden Säugling auf dem Schoß.

Als Höllbart eingetreten war, stand der Hausvater wieder auf und ging ihm entgegen.

Höllbart sagte, er wolle nicht schlafen, er wolle, wenn sie es erlauben, auch im Hause sein und an der Leiche wachen.

Da führte ihn der Hausvater zu einem Holzstockel, das zu Haupten des Todten stand, auf daß er dort Platz nehme. Dann nahm er wieder die Aeste vor und flocht.

Höllbart konnte sich nicht enthalten, leise zu fragen, was aus diesem grünen Fichtengeäste werden solle.

Der Hausvater antwortete: „Das wird die Truhen," und flocht weiter.

Und nachdem wieder eine Weile die Stille gewesen war, als ob des Schläfers Ruhe nicht gestört werden dürfe, legte der Hausvater das Flechtwerk bei Seite, ließ die beiden Hände über die Knie hinabhängen und murmelte in den Boden hinein: „So ist es gekommen und so hängen die alten Zeiten zusammen mit dem heutigen Tag."

Da drängte es Höllbart wieder zu einem Worte und auf den Todten deutend sagte er: „Der Mann muß schon alt gewesen sein."

„Alt?" entgegnete der Hausvater und blickte auf. „Sein Großvater, gar ist er's nicht gewesen, aber so mögen wir ihn Alle wohl heißen — der hat das Kreuz auf der Brust getragen und ist mit den Heerschaaren ins heilige Land gezogen."

Höllbart hob sein Haupt.

„Wohl," fuhr der Mann fort, „der ist Burgknapp gewesen zu Bruck. In einer großen Sterb' hat er Weib und Kind verloren; so ist er auf und mit den Kreuzfahrern gezogen. Hat ihn schon gar nichts mehr gefreut, so hätt' er doch zum guten End sein Blut mögen einsetzen für eine gute Sach' — wenn's eine gute Sach gewesen ist. Nu, wie der Will'. Nach vielen Wochen ist er wiederum zurückgekommen, abgezehrt bis an die Knochen und in den Lappen seines halbvermoderten Kleides hat er ein Knäblein getragen.

Wir auf der Bergeshöh' mögen uns das nicht so vorstellen, aber grausamlich müssen die Unsern im Morgenland geschlachtet haben. Wie das friedsame Gottesgrab einen Christenmenschen nur so wild machen kann! Gerauft haben sie selbander schon wie die wilden Thier', und die Unser'n,

die in's Morgenland gefahren, daß sie alldorten die heilige Christuslehr' wollten verbreiten, das Grab wollten befreien; — die haben — ah, 's ist eine wilde Geschichte."

Der Erzähler hatte unwirsch abgebrochen und erst nach einer Weile ergriff er wieder das Wort:

„Schaut, und da hat mein Urgroßvater gar das Schwert nach einem Kinde ausgestreckt. Das hat unter einem Zederbaum mit Zweigen gespielt, ist hilflos und leicht wohl verwaist gewesen, hat meinen Urgroßvater lieblich angelächelt. — Lasset die Kleinen zu mir kommen! hat der Mann gesagt, deßwillen jetzt der blutige Krieg entbrennt . . . So hat zur selbigen Stund' mein Ahn gedacht, hat das Schwert in die Scheide gethan, hat das Kind auf seinen Arm genommen. Nimmer ist er seinen Genossen gefolgt, nimmer hat er gestritten um des Erlösers Grab; — da der Herr ja vom Todten erstanden, wer soll noch streiten um sein Grab? — Des Kindes Vater und Mutter haben die Christen erschlagen, so hat unser Ahn als Christ gedacht: Kind, ich nehme Dich und will Dein Vater sein. Bist Du ein Juden- oder ein Heidenknab, so ist ja der Herr Jesu Christ' auch ein Jud' gewesen.

Er ist davon. Wie es ihm unterwegs ist ergangen, das soll er niemalen gesagt haben. Das Kind hat er mit in unser Land gebracht, ist aber weiter nicht mehr verblieben als Burgknapp zu Bruck. Die große Schmach hat er gesehen, so ist ihm aller Glauben an die Menschheit vergangen. Aber er ist selber so Einer gewesen, und das kann er nimmer aus sich herausreißen, da muß ein anderes, ein ganz anderes Leben angefangen werden. Und hat er den Knaben schon zu sich genommen, so will er ein Ordentliches aus ihm machen, ein

Besseres, als was er selber ist gewesen. Das soll nicht in Leibeigenschaft sein, das soll nicht sengen und brennen und Menschenbrüder umbringen. Viel lieber in tiefen Einöden sorgen und graben und ein freier Mann sein. — So hat er's vermeint und ist mit dem Kinde heraufgestiegen in dieses Gebirge, das damalen leicht noch von keinem Menschenfuß ist betreten worden."

Der Hausvater brach ab und sann. Und dann murmelte er wieder vor sich hin: „So hängen die alten Zeiten zusammen mit dem heutigen Tage."

Dann fuhr er fort:

„Diese Niederung, die rings wohl eingeburgt ist von Bergen, und durch das Schwabengewände von Wetterstürmen geschützt, und auf welcher gutes Weidegelände zu finden — hat der Urgroßvater erkoren. Hier hat er sich aus Steinen und Rinden eine Hütte gebaut, und hier hat er sieben Fichten gepflanzt, auf daß seine Nachkommen die Heimatsstätte erkennen sollten, wäre die Hütte auch längst zerfallen. Das Denkmal hat sich der Ahn gesetzt; er ruht längst unter den Fichten. Der Knabe aus dem Morgenlande ist gediehen, großgewachsen, hat als Hirte gelebt wie sein Ziehvater und wie seine Stammeltern im Morgenlande auch als Hirten haben gelebt. Aus dem grünen Tragößthal hat er sich die Gespousin genommen, und nach vielen Jahren einer friedsamen Lebenszeit, da sein Sohn schon erwachsen, ist er zur Ruhe gegangen unter die Fichten. Sein Sohn ist alt geworden an die neunzig Jahre, allfort gesund, allfort frohsam, hat dieses Haus gebaut, hat darin Kind und Kindeskind gesehen — jetztunder ist er gestorben vor zwei Tagen."

„Die Fichten stehen noch", setzte der Mann nach einer Weile bei, und mein Aelterer, der Lindolf, schlägt Aeste herab. Auch Großvater und Urgroßvater haben einen solchen Sarg gehabt." —

Als Höllbart diese Erzählung gehört hatte, war es ihm als müsse er reden, vermochte aber kein Wort zu sagen. Er erhob sich und ging hinaus in die kühle Mondnacht. Er kannte nicht, was mit ihm war. — So oft, wenn er am Altare geopfert, hatte er zu seinem Erlöser gefleht um den Frieden des Herzens, um die Ruhe in Gott. — Und hier war Beides, und er empfand Beides, und er meinte, er sei verstorben; und liege gleich sein Leib unten im Jammerthale und werde geschändet von den Feinden, so sei doch seine Seele eingegangen in den ewigen Frieden der Auserwählten.

Unten Knechtschaft und Haß und Fluch und Kampf und Streit „um Gottes Willen"; und hier oben Frieden und stille Entsagung und Freiheit und weltumfassende Liebe. — Hier auf diese rauhen Felsen ist ein Körnlein der göttlichen Lehre gefallen. Hier ist kein Feind, der Unkraut säet, hier gedeiht der echte Same und bringt hundertfältige Frucht.

Da entstand in Höllbarts Seele der Gedanke: Verbannter Wanderer, bleibe hier auf diesen Höhen, diene wie diese Menschen in Arbeit und Entsagung Deinem Gott, bis sie auch Dich begraben unter den Fichten.

Aber eine andere Stimme in ihm war laut und warnte: Du kommst geradewegs von der Welt, die Seuche der Unzufriedenheit, Zerfahrenheit und Leidenschaften steckt noch in Dir, in allen Fäden Deiner Kleider. Dein Mund will predigen den Dornenweg, vor dem Deine eigenen Füße sich

sträuben; Deine Ohren horchen aus nach fremden Sünden, da Du Dir kaum Deine eigenen gestehen magst; Deine Hände sind gewohnt, die Hostie als Gottesleib zu tragen, in der Du selbst nur das geweihte Brod von der Pflanze vermagst zu erkennen. Kein Lippengebet und kein geschnitztes Bild hast Du hier noch wahrgenommen, und in Dir steckt der Priester und vielleicht auch der Pharisäer. Zieh' weg — o, ich hätte mich Allem entschlagen, als Einsiedler hätte ich gelebt, wie der heilige Antonius, als Büßer, wie Augustinus, als Märtyrer wie Paulus.

Aus solchen Träumen fuhr er erschreckt empor. „Matthäus Höllbart", sagte er zu sich selbst, „in Dir steckt noch der Fanatiker, der römisch-katholische Scholastiker. Du gehörst noch dem Wahnwitze an. Du entweihe hier den heiligen Gottesfrieden nicht."

Aber Höllbart empfand doch die Wandlung. Ein Anderer wollte er wieder hinabsteigen zu den Menschen. Er war noch jung, konnte als treuer Friedensbote doch vielleicht manche nach dem Rechten ringende Seelen stärken und beruhigen. Er konnte im Volksaufruhr mäßigend, in Leidenschaften roher Gemüther besänftigend wirken. Und es empfand der lebenskräftige Mann ja auch an sich selbst die Sehnsucht nach Genugthuung für sein Leiden, nach Erfüllung des menschlichen Glückes, nach der wohl Jeder ringen darf und soll.

Als der Morgenstern aufging und im fernen Osten hinter Wolkenbänke die Glutnadeln der Morgenröthe strahlten, da war der aus lebendigen Fichtenzweigen geflochtene Sarg fertig. Ohne ein Wort und ohne eine Thräne legten die Männer, Vater und Sohn, den Todten hinein. Das Weib legte noch einmal ihre

Hand auf seine kalten Finger, die Kinder legten ihm ein hell rothes Dornröschen auf die Brust zu seinem Herzen. Dann krochen sie hinter den Herd und huben an sich zu fürchten. Die Männer hoben den Sarg und trugen ihn hinaus zu den Fichten und senkten ihn sofort still in das bereitete Grab.

Höllbart war mit dem Gedanken umgegangen, den Leuten dadurch einen Liebesdienst zu erweisen, daß er dem alten Manne nach den Gebräuchen der christlichen Religion den Segen in das Grab spreche. Schon im Laufe der Nacht hatte er sich als Priester zu erkennen gegeben. Nun stand er unweit vom Grabe, sie konnten ihn leicht bemerken, aber sie thaten nicht desgleichen und sie baten nicht um den Segen.

Jedes warf eine Handvoll Erde hinab, dann legten sie das Grab zu. Und der Hausvater nahm das jüngste Kind aus den Armen der Mutter und stellte es über den Hügel, daß die kleinen nackten Füßchen die Erde berührten. Als dies geschehen, gab er den Kleinen der Mutter und sagte: „Nimm, Weib, da hast Du den Großvater jung und frisch wieder zurück.“

So weiß urwüchsige Herzenseinfalt die Botschaft von der Auferstehung des Fleisches und dem ewigen Leben zu deuten. —

Erbaut und erschüttert zugleich, verließ Höllbart das Hirtenhaus auf der Alpenhöhe. Lindolf, des Aelplers ältester Sohn, begleitete ihn, um ihm den Pfad zu weisen. Es war ein schöner, schlanker Bursche, in dessen dunkelfarbigem und glutäugigem Antlitze die Eigenart des Morgenländers spielte.

„Willst Du niemals in die weite Welt hinausgehen?“ fragte Höllbart seinen Begleiter.

Da hob Lindolf seine Hand, wies gegen die Morgensonne und sagte: „Alle Tag steigt eine Sonne aus meinem Heimatland herauf. Ja, ich werde einmal hinausgehen und das schöne Land aufsuchen.“

Nach Kurzem kehrte er um. Höllbart stieg nieder über die weichen Matten, auf welchen die kleine Heerde weidete. Ein paar Rinder grasten emsig und man sah ihnen den Genuß an den Augen an. Andere saßen und kauten, und thaten, als ob sie vergnüglich in sich hineindächten; wieder andere standen umher und beleckten sich gegenseitig den Kopf und das Genick.

„Wahrhaftig, da herauf ist der Fluch nicht gedrungen. Selbst die Thiere sind hier glücklich und zufrieden.“

Kaum hatte der Grübler das gedacht, als sich eine Kuh über ihre Genossin aufhielt. Diese war ihr streichelnd und leckend mit der Zunge in's Auge gefahren. Das vergalt die Beleidigte mit einem unwilligen Horngegaukel. Die andere gab den Stoß mit den Hörnern zurück. Da stemmte die erste ihre Vorderfüße aus, zog ihre Schnauze unter die Brust und zeigte der Gegnerin die Stirne. Im nächsten Augenblicke fuhren sie zusammen, daß die Knochen gellten. Nach einem heißen Kampfe, wobei die Thiere wild schnoben und die Erde aufwühlten, lag das eine Rind am Boden, streckte die Viere von sich und flehte mit einem kläglichen Gebrüll um Gnade. Mit einem Liebesdienste hub es an, mit einem Kampfe auf Leben und Tod ging es voran und der Schwächere unterlag dem Stärkeren. Ewig das alte Lied.

Noch einmal sah Hellbart auf das Haus zurück, das im Hochthale stand unter der Fichtengruppe. Dann wendete er sich rasch und schritt fürbaß.

Er ging durch Zirmgesträuche und junge Lärchen hinab, bis er in die Hochwälder kam, die ihm stundenlang die weißen Felswände und den blauen Himmel verdeckten.

Da nirgends Weg noch Steg zu erkennen war, so folgte er einem Bächlein, das von dem Gebirgsstock niederkam, und diesem ging er entlang, und sein Pilgerstab that ihm im Klettern und Uebersetzen neuerdings gute Dienste. Das Bächlein wuchs rasch, kam nach und nach auf ebenes Gelände. Endlich rann es an einer elenden Menschenhütte vorüber, später an einem größeren Gehöfte, wie sie zu dieser Zeit anhuben, außerhalb der Wälle zu erstehen. Und endlich kam der Bach und unser Wandersmann an einen Flecken — Arelänb genannt.

Hinter diesem Orte, wo sich das Thal wieder einengt, stand ein Eisenhammer, in welchem emsig an neuen Schußwaffen, als Doppelarmbrüsten, Hackenbüchsen und sogar an zentnerschweren Rohrgeschossen gearbeitet wurde.

Auf einem Felshügel stand eine völlig neue Burg. Sie war wenige Jahre früher zur Abwehr gegen die Türken erbaut worden. Sie war mit Mannen besetzt; und als Hellbart zum Thore kam, das den Weg abschnitt und kaum das Wasser unter sich durchließ, mußte er dem Warte sehr artige Worte sagen, daß er weiter ziehen durfte.

„Seid ihr ein Pilgersmann, so ist hier hinaus nicht der Weg nach Zell!“ hatte der Wart gesagt.

„Nicht nach Zell, nach Neustadt gedenke ich zu ziehen", antwortete Höllbart, „ich gehe zu den Landsöldnern und will gegen die Ungarn oder Türken kämpfen."

Das gute Vorhaben leuchtete dem Pförtner ein und er ließ die Angeln des Thores knarren.

Höllbart war selbst überrascht von dem kühnen Worte, so ihm über die Zunge gegangen. — Zu den Landsöldnern und gegen die Türken kämpfen? fragte er sich nun, als er durch die dämmernden Waldschluchten hinzog; ja, im Grunde was kannst Du Besseres thun? Einen Feldpater werden sie wohl brauchen. So hilf gegen die rohen Horden Dein Vaterland schützen und die abendländische Gesittung wahren. Eben rüstet sich der Osmane wieder.

Mit Gewalt — verheerend, sengend, mordend — eine wahre Geißel Gottes, hat der Türke wiederholt die deutschen Gelände der Ostmark überfluthet. Wie macht die Weltgeschichte Alles quitt! Wenige Jahrhunderte früher sind die Heerschaaren aus dem Abendlande in den Orient eingefallen, sind die Plage und die Schrecken Kleinasiens gewesen. Heute geht es verkehrt.

Aehnlich waren die Gedanken Hellbart's, als er in der abendlichen Kühle und im Rieseln und Rauschen des neben ihm fließenden Wassers dahinschritt.

Und als der Abend dämmerte, traten beiderseits die Waldberge zurück.

Ein breites, schönes Thal that sich auf, durch welches vom Aufgang gegen Niedergang ein klarer, stattlicher Fluß zog, reich umflochten und umfriedet von Erlen und Weiden. Und dem Flusse entlang ging die breite, weiße Reichsstraße

mit ihrem beständigen Wagengerassel, Fuhrmannsgeschrei, Peitschengeknatter, Pferdegewieher, und all' dem lauten und bewegten Lebensstrom, der die Länder damals noch solcher Gestalt durchwogte. Auf Wiesen und Feldern arbeitete spät noch das Landvolk an der Ernte. Von der Burg auf der Bergeshöhe aber strahlten zahlreiche Fenster. Die Stubenberger saßen vermuthlich bei fröhlichem Mahle.

Höllbart wagte es nicht, den belebten Ort Kapfenberg zu berühren. Von einem Landmanne erbat er sich ein Stück Brod, dann übernachtete er auf freiem Felde unter Weizengarben. Wie ist das Feld so gut! Sein Korn ernährt, sein Stroh erwärmt. Aber die Heimchen kamen herbei und zirpten und flüsterten dem müden Wandersmanne in's Ohr: Das Feld sei schon recht, aber das Beste von ihm bekäme nicht der fleißige Landmann, das Beste bekäme Der dort oben im Schlosse. —

Ein Vogel saß auf dem Garbendeckel und zwitscherte und pickte Körner aus den Aehren. Da erwachte Höllbart, erhob sich und zog weiter. Goldlichte Morgendämmerung lag auf den Waldbergen. Die wiegenden Weiden am Wasser waren wie eisig angehaucht und Alles war thauig und frisch.

Höllbart wandelte im Thale der Mürz.

Seiner Richtung treu bleibend zog er gegen Morgen. Er mied die Straße und ging im Gebüsche am Ufer des Wassers. Da konnte er trinken, wenn ihn dürstete, und konnte trinken, wenn ihn hungerte. Oft wölbten sich die Weiden über dem Flusse zusammen. Das Wasser zog still und in seiner Tiefe lagen die runden goldbraunen Steine und darüber hin in kreuz und krumm und auf und nieder glitten roth-

besternte Forellen und sie fächelten anmuthig mit den Flossen.

So war Höllbart an dem alten Marein und am lieblichen Kinperg vorübergekommen. Er blickte zu der umwaldeten Vestenruine Kinperg empor, an welcher noch die wilden Spuren des Erdbebens waren, welches dreihundert Jahre früher diese stille Gegend heimgesucht hatte.

Von der Bergkirche Sanct Georg klang schon das Mittagsglöcklein nieder, als Höllbart weiter gegen die freundliche Anhöhe des Wartberges schritt. Auf dieser Höhe stand damals eine Warte der Lichtenegger, das obere und das untere Thal beherrschend.

An der Warte blieb unser Wanderer lange stehen und blickte still entzückt in das obere Thal — eine schöne grüne Au, von dämmernden Waldbergen umgossen. Nahe zu seinen Füßen durch den Tann herauf schimmerte die Burg Lichtenegg.

Ein Hirtenknabe stand da, der erklärte das Bild: dort der Berggraben links hinein ist das Veitschthal. Weiter rückwärts rechts die Bergschneide hin ist der Gölk und die rothgraue Mauer davor mit dem Keildache ist der alte Heidenthurm zu Krieglach, an welchen sie jetzt eine Kirche gebaut haben. Und weiter rückwärts an den Abfällen des Kaiser- und Königskogels steht die Burg Hohenwang. Seht, jetzt fällt gerade so schön die Sonne darauf, daß die Fenster funkeln. — Ja, und noch weiter zurück sind die Alpen von Spital und der Semmeringsattel, wo die Straße über den Berg in's Oesterreichische geht.

„Und dahinter liegt Wiener-Neustadt", ergänzte Höll-

bart, sagte dem Burschen ein Dankeswort und stieg den Berg hinab in's obere Thal der Mürz.

Es hungerte ihn; Lichtenegg winkte gastlich. Aber in den Burgen lauern leicht die Steckbriefe auf den Flüchtling. Höllbart ging weiter und suchte im Gesträuche nach Haselnüssen: sie waren noch lange nicht reif. Am Ufer des Flusses auf Steinhaufen wuchs der Himbeerstrauch: aber Höllbart fahndete vergebens nach Beeren. Und als er im Gebüsche so herumkroch, da flog vor seinen Augen plötzlich eine Forelle aus der Luft, fiel auf den Boden und zappelte im Laubwerk.

Welch' ein Wunderland! nicht Manna, sondern lebende Fische fallen aus dem trockenen Himmel! — Höchlich überrascht war unser Wanderer, aber sogleich griff er nach dem verschmachtenden Thiere, dessen weißer Bauch unter den Blättern schlingelte. Da stand aber auch schon der Fischer mit der Angelstange vor ihm und that das Fischlein in die Wasserlagel.

Und siehe, mehr noch, als über den vom Himmel gefallenen Fisch staunte Höllbart über den Fischer. Der war ein schlankes blühendes Mädchen mit großen nußbraunen Augen. Seine dunklen Locken waren als ein Kranz um das Barhäuptchen geschlungen; seine Arme und sein Busen waren nur mit einem weißen Leinenkleide bedeckt: sein Röcklein war ziemlich hoch geschürzt gewesen, glitt jetzund aber nieder bis zu den Barfüßchen.

Höllbart erröthete. Das Mädchen erröthete nicht, sondern bekannte lachend ihre Ungeschicklichkeit, daß sie die Forelle mit der Schnur aus dem Wasser in das Dickicht geschnellt hatte.

„Ihr suchet Himbeeren", sagte sie dann, „die hab' ich Euch vor einer halben Stunde weggegessen."

„Gesegne sie Gott!"

„Ja, und Ihr habt etwan noch gar kein Mittagsmahl gehabt?" fragte das Mädchen theilnehmend, „Ihr kommt gewiß von Zell her?"

„Ich komme von weit", bemerkte Höllbart, der gar nicht wußte, was er sagen sollte.

„Von weit? und Ihr mögt etwan im Wirthshaus nichts essen? Seid auch sonst ganz fremd dahier und seid müde? Ihr sollt in's Pfarrhaus gehen."

„Mein Kind", entgegnete Höllbart, „wie kannst Du mich erkennen, und hast mich noch niemalen gesehen?"

„Ihr Närrchen", lachte das Mädchen, „wer wird Euch denn kennen, wenn Ihr so von weit kommt. Fremde Leut' gibt's mehr auf der Welt, als bekannte. Ja, brave Leut' gibt's auch mehr, als böse und so besinn' ich mich gar nicht. Wir brauchen dieweilen kein Wirthshaus und kein Pfarrhaus. Dort unter der Esche liegt ein Stein, darauf mögt Ihr sitzen, bis das Mahl fertig ist. Heut' ist Freitag, da bekommt Ihr nur Fische."

So die junge Fischerin. Und wo ein emsig fleißig Weib schafft, da ist das Haus bald fertig. Zuerst ging das Mädchen und trug Reisig zusammen. Dann suchte sie aus ihrem Kleide Schwamm und Stein hervor und schlug Feuer und kniete hin vor das Reisig und blies es an: — und wo aus rosigem Mündchen warmer Athemhauch weht, da wird das Fünklein leicht zur lodernden Flamme.

Höllbart saß unter der Esche. „Siehe nun", sagte er

mit dem König David. „Jehova hat Dich erwählet, ein Haus zu bauen zum Heiligthume."

Seine Wange glühte.

Und als das Feuer nun brannte, da fing das Mädchen Fische aus der Lagel, bog jedem kunstgerecht den Kopf über, daß er sich nicht mehr rührte, weidete ihn am Wasser aus und legte ihn sorglich in die Gluth. Hierauf kauerte sie etwa fünf Minuten vor dem Feuer und schürte die Kohlen. Und bald kündete es die Fischerin mit heller, lustiger Stimme, das Essen sei fertig. Dann pflückte sie das Blatt eines Wasserampfers ab, legte mit zwei Fingerchen zierlich die Brätlinge darauf und überreichte sie so dem Manne, der unter der Esche saß.

Hellbart hatte in seinem Pfarrhofe selbst guten Tisch zu halten gepflogen; er hatte viel in Klöstern gegessen und in seiner Studentenzeit sogar mehrmals an der Bischofstafel des prachtliebenden und verschwenderischen Matthäus Lang gespeist. Gut war's gewesen, aber an ein solch' festliches Mahl konnte er sich nicht erinnern, als das heute war, am buschigen Ufer der Mürz.

„Was kann ich Dir geben für dieses kostbare Tischmahl?" sagte Hellbart.

„Ist es Euch eines Gotteslohnes werth, so mag es mich freuen", entgegnete das Mädchen. „Ich habe es Euch nicht gegeben. Das Wasser gehört meinem Oheim, der hat mich geschickt, daß ich fische. Morgen kommen geistliche Herren, da ist große Tafel. Aber die Herren haben die Fische im Wasser nicht gezählt, so wie die Ochsen und Schweine und das Geflügel im Hofe, denen sie sich im Speisesaal gerne gesellen.

Die Fische hat Gott gezählt, und mit dem läßt sich's leicht handeln, der hat selber mit zwei Fischen und fünf Broden fünftausend hungerige Leute gespeist. Brod hab' ich keines — aber etwan mögt Ihr ein Schlücklein Wasser?" setzte sie rasch bei, als schäme sie sich, gleichwie der Pfarrer so naseweis von Gott geredet zu haben. Auch wollte sie nicht, daß der Fremde meine, sie habe ihm die Fische nur Gott zu Liebe gebraten.

Nicht aus der Mürz schöpfte sie den Trunk, sondern aus einer kleinen Quelle, die unter Sträuchen heute noch murmelt. Während Höllbart trank, ruhte sein Blick im Antlitze seiner jungen Wirthin.

„Mein Kind", sagte er hierauf, „das ist gut, daß Du der Fischer bist, aber mich dünkt, es ist Mühe und Gefahr dabei. Warum schickt Dein Oheim nicht einen Knecht zum Wasser?"

Da legte das Mädchen den Zeigefinger der rechten Hand auf den Zeigefinger der linken und sprach: „Erstens hat mein Oheim keinen Knecht. Jetzt geht Alles, was nicht für die Gutsherren arbeiten muß, zu den Soldaten; und sonst auch: für so einen Dienst wie bei uns, ist sicher keiner zu kriegen. Und zweitens, hätt mein Oheim auch einen Knecht, er schickte ihn nicht gerne mit der Angelschnur. So einer stiehlt von den Fischen die Halbscheid und verthut sie in der Schänke."

Dem Wandersmann that die Ruhe wohl unter der Esche. Im dichten Laub flüsterte es auch so heimlich.

„Ihr kommt weit herum", sagte ferner das Mädchen, „etwan wisset Ihr für uns einen Knecht, so saget es redlich."

Höllbart spielte mit dem Blatte des Ampfer, er verfolgte die zahllosen Aederchen, sie alle kamen aus dem Herzpunkte und strebten dem Rande zu und der Rand war sehr schön gerundet und das Blatt war ein Ganzes für sich. Und doch war es todt und hub schon an zu welken, denn es war ja losgerissen von seinem Stamme. Aber das Welken des Blattes war schon wieder das Regen eines jungen Lebens, das über's Jahr in einer anderen Gestalt im Gebüsche wuchert.

„Und wenn ich einen wüßte?" murmelte Höllbart in das Blatt hinein. Er meinte einen Knecht für des Mädchens Oheim.

„Ja, dann müßte ich nicht mehr so schwere Arbeit thun und könnte in Küche und Garten thaten." So entgegnete die Fischerin.

Da erhob sich Höllbart und sagte: „Du gutes Kind, ich bin aus weiten Landen her. Ich hab' auch wollen zu den Soldaten gehen. Wenn ich das aber gleichwohl ließe und hinginge zu Deinem Oheim und ihm sagte, ich wollte sein Knecht sein, — meinst Du, daß er mich nähme?"

„Euch nähme er", versetzte das Mädchen rasch, aber allsogleich wurde es kleinlaut und flüsterte: „Wenn Ihr Euch gut anlaßt."

Der Rauch des ersterbenden Feuers zog matt durch das Weidengesträuche. Höllbart und die junge Fischerin gingen dem Ufer entlang. Er wollte ihr die schwere Last tragen, aber sie gab es nicht zu: noch sei er nicht des Oheims Knecht.

Nach einer Stunde gingen sie in den Ort Krieglach ein.

Das war ein kleines, theilweise waldumfriedetes Dorf. Unter den wenigen Häusern und Hütten stand die aus alten

Mauern neu erbaute Kirche, deren röthlichen Thurm Höllbart vom Wartberge aus gesehen hatte. Hinter der Kirche, die mitsammt dem Gottesacker durch eine Holzbrüstung eingefriedet war, stand ein burgähnliches Gebäude.

Diesem gingen sie zu und das Mädchen sagte: „Da bin ich daheim. Jetzt, wenn Ihr wollt, werd' ich Euch zu meinem Oheim führen und ihm sagen, daß Ihr müd' und hungrig zu mir gekommen seid. Darauf mögt Ihr selber mit ihm reden."

Und als sie vor dem Oheim standen, da wäre Höllbart eigentlich am liebsten wieder davongegangen. Der Oheim war der Pfarrer des Ortes. Er war eine schwerfällige, eckige Gestalt und trug einen weiten Talar. Er lud den Ankömmling nicht zum Sitzen ein. In herrischer und wohlwollender Weise zugleich unterhielt er sich mit ihm und es wurde verhandelt.

„Du schaust brav und just nicht dumm aus," sagte der Pfarrer, „wenn Du willst und fleißig bist, so kannst es gut bei mir haben. Wo bist bislang gewesen?"

„Im Salzburgerland. Habe auch in einem Pfarrhof gedient," entgegnete Höllbart.

„Brav!" sagte der Pfarrer, „so kannst Du hübsch die Küsterei versehen?"

„Werd' es wohl können."

„Weißt auch in Haus und Hof Bescheid?"

„Ich denke."

„Und kannst bei Gastmählern bedienen?"

Höllbart nickte bejahend.

„Gut, das schickt sich," sagte der Pfarrer, sich zufrieden

die Hände reibend. „Wir haben morgen Gäste, da magst Du gleich eine Probe ablegen. Mit dem Liedlohn wirst Du zufrieden sein.“

Als Hellbart an demselbigen Abend im Pfarrhofe zur Ruhe gegangen war, that ihm wohl das frische Bett gut, aber in seinem Herzen war kein Frieden.

Warum hatte er sich wieder unter Priester begeben? Da war für ihn doch am wenigsten Sicherheit. Warum war er abgewichen von seinem Plane und hatte sich verdungen zu einem Dienste, den der erstbeste Waldmensch zu erfüllen im Stande war? Warum? — Ja, das fragte er sich selbst. Er sann auf Antwort und fand sie nicht. Hätte er die Antwort unter Himbeer- und Weidengebüschen gesucht, und am Uferrande, wo die Fischer stehen . . .

Freilich, lange genug ist er gewandert. Hier ist das Salzburger Bisthum nicht mehr, hier ist er fremd, hier will er eine kurze Zeit bleiben und sich sammeln. — Dann mag die Reise ja wieder weiter gehen gegen Neustadt.

Den Weidenbüschen aber war sein Gedanke ausgewichen.

Hellbart hat nicht gut geschlafen im guten Bett. Träume kommen nicht immer von Gott. Sie können auch vom Teufel sein, dachte er, als er am frühen Morgen erwachte.

Aber die Welt hat Gott erschaffen, das sah er an diesem Morgen wieder von Neuem. Er sah das schöne, weite Thal, ringsum begrenzt von tiefschattigem Tann. Und aus den Waldschluchten rieselten klare Bäche und dieselben durchzogen die grünen Auen. Und unter hohen Eichen und Linden standen Menschenwohnungen. Hirten begleiteten ihre

schellenden Heerden auf die Weiden und sie sangen dabei wortlose Lieder nach Aelplerart, oder bliesen die Schalmei; Roß und Wagen waren auch schon auf den Wegen und der Pflug durchschnitt die thauige Heide.

Des Pfarrers Nichte hieß Sanna. Sanna hüpfte schon im Garten umher, die war heute befreit von lästiger Männerarbeit. Der neue Knecht wußte es, daß seine Arbeit nun diesem Mädchen zu Gute kam, so ging er froh in seine Knechtschaft. Der Spaten und der Glockenstrick und der Kirchenbesen und die Axt harrten seiner Hand, die der Pilgerstab vorbereitend mit Schwielen bedacht hatte.

Des Pfarrers Haushälterin war gar keine unfreundliche Person. Sie hatte ihr schon ein wenig ins Graue spielendes Hauptbaar sehr hübsch geordnet und trug eine schneeweiße Schürze. Sie kochte und schmorte und briet in der geräumigen Küche und nährte und beschäftigte zwei Feuer auf dem Herde — ein hell und hochflammendes für das Kochen und ein stillglühendes für das Braten und Rösten. Fleischkammer und Backstube, Garten und Keller verbanden sich hier zum schönsten Verein, um dem Herrn zu dienen.

Sanna stand der Haushälterin in Allem bei und beide drückten dem neuen Knecht für die Abhilfe ihre Dankbarkeit aus, indem sie ihm schon um zehn Uhr Vormittags ein Tischchen deckten, um ihm darauf eine erkleckliche Probe ihres segensvollen Schaffens darzulegen.

Höllbart hatte seinen weiten Lodenmantel mit einer blauen Meßnerjacke vertauscht und hatte sich überhaupt durch Beihilfe Sannens zu einem Manne herausgeputzt, der sich vor den Herren im Speisesaale wohl sehen lassen konnte.

Sanna wußte, dieser Mann war ihr Schützling; aber dem Knecht ging es heiß und kalt über den Rücken, so oft sich das schöne, heitere Mädchen mit ihm zu schaffen machte. — Das wird so nicht gehen, sagte er zu sich, es wird vernünftiger sein, ich nehme morgen wieder meinen Wanderstab zur Hand. Dann war aber plötzlich wieder die Frage in ihm: Warum den Wanderstab? Siehst Du sie gern und mag sie Dich leiden, so bleib! —

Der Speisesaal war bereitet, die Tafel gedeckt. Hellbart rückte die hochlehnigen Ledersessel zurecht und gedachte im Stillen der Zeit, in welcher er selbst genießend an vollen Tafeln gesessen.

Zur Mittagszeit fuhren Wägen an; Gäste stiegen aus. Andere kamen hoch zu Roß. Da waren der ehrwürdige Pfarrherr von Kinperg, der geistliche Herr Ulrich von Hohenwang, der Pfarrer von Sankt Veit, von dem die Chronik berichtet, daß sein Bäuchlein der Bäuchlein letztes nicht gewesen. Es zogen an: der Abt von Neuperg und der hagere Benefiziant von Spital, der nach der Schrift einen gebogenen Blick hatte und zu jeglicher Zeit sonder Beschwerde um die Kirchenecke lugen konnte.

Es kam der Kapelan von Marein, dessen Haare nicht bloß der Herr gezählt, sondern auch der Mensch — es waren deren fünfzehn, nach Anderer Rechnung siebzehn. Und es nahte der wohlbeleibte Bruder Franziskus von Bruck und der kurzweilige Herr von Stanz und andere Welt- und Ordenspriester. Sie wollten sich heute in dem Pfarrhause zu Krieglach versammeln, um über Fragen und Zeichen der Zeit ein Konzilium zu halten.

Es waren wirre Fragen und böse Zeichen. Vom Untergange her drohte das Lutherthum, vom Aufgange drängte wieder der gräßliche Türke. Und im oberen Lande selbst wüthete der Volksaufruhr. Da war guter und schneller Rath theuer — ja, für's Geld gar nicht zu haben. Der Pfarrherr von Kinperg machte den Amtsbrüdern sofort den Vorschlag, sich allsogleich an den Berathungstisch zu setzen.

Allein der würdige Herr von Sankt Veit war der maßgebenden Ansicht, körperliche Stärkung thäte zur Förderung eines weisen kräftigen Geistes vor Allem noth, und sei erst die Zunge gelöst durch ein erwärmend Tröpflein, so kämen die Worte des Rathes und manch' guter Gedanke schon selber hervor; er — der würdige Herr von Sankt Veit — sei überhaupt geneigt, die feurigen Zungen des heiligen Geistes, welche aus einfältigen Fischern weise Apostel gemacht, mit den Tropfen eines feurigen Weines als vergleichbar zu halten.

Gleichwohl sothane Erklärung der feurigen Zungen noch in keinem Kirchenvater vorgefunden worden, so entschied sich doch dafür sofort die Mehrzahl der priesterlichen Versammlung. Und die Herren gingen zur Tafel.

Höllbart reichte die Teller mit der schmackhaften Krebssuppe; dann präsentirte er die Forellen, die in einem Kranze von Gewürzkräutern sinnig eingerahmt waren. Und die Fischlein thaten noch ihre Augen auf, als wollten sie Jemandem zublinzelnd an eine freundliche Fischerstunde erinnern. Es war gut, daß die geistlichen Herren bald in eine lebhafte Unterhaltung kamen, denn der neue Knecht war der Bedienten geschicktester nicht. Indeß hielt er hübsch die Augen auf und

den Mund zu, obwohl er in den herrschenden Gesprächen wohl mitzureden verstanden hätte.

Bis zum zweiten Braten mit Zwiebeln und Weinsauce gab der Türke Gesprächsstoff.

Kaum über zwanzig Jahre waren seit dem letzten fürchterlichen Einfall der Barbaren vergangen und kaum hatten sich die Leute wieder Hütten gebaut auf den Ruinen, da ging es neuerdings von Mund zu Munde: der Türke rüste und sein jetziger Ansturm werde schrecklicher sein, als alle früheren, und der Feind werde diesmal nicht eher weichen, als bis der Ostmark Söhne Blut bis auf den letzten Tropfen die Donau hinab in das türkische Meer werde geflossen sein.

„Und es muß so kommen!“ sagte der Herr aus Spital. „Wo stehen Rebellen gegen die heilige Kirche auf, als in den deutschen Landen? Wer schützt die Aufständigen und huldigt zuvörderst der neuen Lehre des Antichrist, als die deutschen Fürsten? Ist unser Herzog ausgenommen?“

„Ja, ja,“ stimmte der Pfarrer von Krieglach als Gastherr bei, „es wird noch böse Zeiten geben. Wir müssen auf *eigenen* Füßen stehen.“

„Jede kleinste antikirchliche Bewegung muß scharf geahndet werden,“ sagte der Kaplan von Marein und stemmte seine Faust auf den Tisch, „strenger als je müssen wir festhalten an der heiligen Sibylle. Gott schütze seine Kirche!“

Aehnliches sagte der ehrwürdige Bruder Franziskus und die Anderen.

Nur der Herr von Sankt Veit ließ vorläufig solche Angelegenheiten noch dem lieben, grundgütigen Gott. Seine Sorge war der feine, weißgescheuerte Lindenholzteller, so

vor ihm stand und niemals genug haben wollte. Höllbart hatte mit dem Hirschbratengericht schon das dritte Mal davor mit Erfolg angehalten.

Bereits an die sechs Flaschen des edlen Weines aus dem Wendenlande waren zur Entkorkung gekommen, als die eine Frage entschieden war:

Wir halten fest — der Herr wird die Seinen schirmen!

Nun kam die Sprache auf jene wackeren Bauern im oberen Lande, die im Verbande mit den Truppen des Landeshauptmannes gegen die Lutherischen kämpften.

„So lange die heilige Kirche solche Streiter hat," meinte der Spitaler und bog seinen Blick einer inhaltreichen Flasche zu, „so lange zittere ich vor keinem Soliman und vor keinem Martin Luther." Da erhaschte er die Flasche.

„Allerdings, gegen Luther heißt es auf der Hut sein," sagte der Pfarrer aus Kinzerg, „gleichwohl wir jetzunder nichts von ihm hören; paßt auf, er spielt Versteckens! Plötzlich kann er kühner und mächtiger hervorbrechen. Sein Anhang ist groß."

„Man sagt, daß der aus dem Gefängniß entsprungene Salzburger Pfarrer Höllbart sich auch zu ihm geschlagen habe," bemerkte der von Marein, „die sitzen, weiß Gott, in welchem Winkel der Welt und brüten Pläne."

„Der Höllbart!" rief der Herr aus Spital, „ei, der ist weg und hin wie des Juden Seel. Was man auch schwätzen mag von seiner Flucht: der ist lang erwürgt, den hat der Teufel mit Haut und Haar."

Auf dieses Wort lächelten Einige ungläubig und tranken. Der Diener war schon eine Weile bescheiden mit seiner

Buttertorte hinter dem Sprechenden gestanden. Dieser nahm es endlich wahr, dachte: zu einem guten Trunk gehört ein guter Bissen und nahm sich ein erklecklich Stück.

Der Kapelan von Marein fuhr mit seinem blauen Sacktuche über das Gesicht und weit, weit über seine freundliche Glatze zurück. Dann meinte er, die Zeiten seien schwer, er traue dem Hellbart, oder vielmehr dem Teufel nicht: der Teufel hole Keinen in die Höllen, den er auf Erden so gut brauchen könne, wie diesen abtrünnigen Priester.

In demselben Augenblicke kam Hellbart mit seiner freilich schon arg zerrissenen Torte auch zum Herrn Kapelan.

Dieser nahm und als er bemerkte, daß für den Augenblick die Haushälterin in der Nähe, lobte er die Küche.

„Der Hellbart, höre ich, wird steckbrieflich verfolgt", sagte der Gastherr, „aber das allein thuts nicht, auf diesen Mann muß ein Preis gesetzt werden. Hundert Dukaten auf den Kopf des salzburgischen Luther! Was sagt Ihr dazu?"

„Bravo!" riefen mehrere Stimmen.

„Die Summe ist aufzutreiben."

„Vom Ablaßgeld nehmen!"

„Wie könnten Ablaßgelder besser verwendet werden, als zur Verfolgung der Ketzer?"

„Als zum Preise für den Kopf dessen, der den Ablaß geschändet hat!"

„Hundert Dukaten für den Kopf des Hellbart!"

So schrieen sie durcheinander.

Hellbart stand am Geschirrkasten und ordnete die Erdbeerengefäße für den Nachtisch.

Am späten Nachmittag war's, als die geistlichen Herren auseinandergingen.

Der Abt von Neuberg saß selbstzufrieden in seinem Wagen und ließ die Rappen traben. „Wir halten fest", summte er vor sich hin. Der Kutscher hörte es und als er durch den Schlagbaum von Mürzzuschlag fuhr und ihn der Zöllner höflich an seine Pflicht erinnerte, rief er: „Wir halten fest!" und sprengte davon.

Der Herr von Spital saß auf seinem Schimmel, bog seinen Blick um jede Ecke und um jedes Gebüsch, und er vermeinte, er müsse den gräulichen Hellbart irgendwo entdecken. Hundert Dukaten, wie viel sind das heilige Messen?

Der Pfarrer von Sankt Veit erwachte spät Abends daheim in seiner Stube und zerbrach sich den Kopf, wie er doch nach Hause gekommen sein mochte.

Hellbart aber verlangte noch an demselben Abende von Sanna seinen Pilgermantel.

„Ihr geht wieder davon?" fragte das Mädchen leise; was sie noch beisetzen wollte, das behielt sie im Busen, wo es eine Weile wogte und brannte.

„Bin dahier nicht daheim", murmelte der Knecht. Er hätte nur noch fragen mögen, wo Sanna daheim.

Wo Sanna daheim? Das war ja die Herzwehfrage des Mädchens selbst. Sanna wußte nicht, wo sie geboren war. Andere Leute wußten es auch nicht. Der Pfarrer war schon viele Jahre im Ort, er hatte die Haushälterin als eine Verwandte mitgebracht und mit ihr stets in Frieden gelebt. Da hatte die Haushälterin einmal von einer Reise ein kleines Kind mit heimgebracht. Sie war im Mährenlande bei ihren

Angehörigen gewesen und hatte die Waise voll Barmherzigkeit aufgenommen. Das Mädchen wurde brav erzogen und nannte den Herrn Pfarrer stets den Oheim.

So viel wußten die Leute im Ort, und so viel wußte auch Sanna. — Aber Sanna möchte doch einmal ihre Eltern sehen. — Mein Kind, die sind nicht mehr, sagte ihr die Haushälterin und blickte sie liebevoll an. — Aber Sanna möchte einmal auf der Grabstätte der Eltern knieen und beten. Wer weiß, wie gut sie gewesen waren und was sie gelitten. Doch, wer soll sie führen? — Ei, kann ein Mann den Pilgerstab tragen und wandern, warum nicht auch ein frisches starkes Mädchen. Will gar schon ein Knecht nicht verbleiben in der Fremde — warum das just eine brave Magd?

Aber die Zeit geht hin und verrückt die Pläne der Menschen, gleichwie ein Alpenstrom die Kieselsteine. Hellbart nahm sich an jedem Abende vor, am nächsten Morgen weiterzuziehen. Aber des Morgens entschloß er sich immer wieder, dem armen Mädchen noch einen Tag die Bürde der knechtlichen Arbeit zu tragen. Ohne die Geschäfte, die ihm oblagen, gelernt zu haben, wußte er sie doch zufriedenstellend zu verrichten. Freilich, schwere Handarbeiten gingen dem „Mathes“ nicht sonderlich von Statten, aber zurecht kam er mit ihnen doch. Dabei war ihm zuweilen ein wenig wirr. Er suchte gerne des Mädchens Nähe, wich ihr aber immer wieder aus. Sein früheres Leben war ihm wie in einen Abgrund versunken. Er hatte oft den letzten Knecht in der Bauernhütte um seine Sorglosigkeit und Einfalt und um seine Schaffens- und Liebesfreudigkeit beneidet. Nun war er selbst der Knecht ....

Der Pfarrer war mit dem Manne mehr als zufrieden.

Diese Gewissenhaftigkeit und Emsigkeit und Anspruchslosigkeit war ihm unter Dienstboten noch nicht vorgekommen. Es ging nicht lange hin, so behauptete der Pfarrer, der Mathes sei wahrhaftig für was Besseres geschaffen, als für Hof und Stall. Und zur Messe läuten und Hostien backen, das könne jeder Nachbarsbub. Im Pfarrhause gab es allerlei Schreibereien, und die Buchführung über Zehent, Kirchenstiftungen, Einsammlungen u. s. f. war so einfach nicht. Dazu war denn Mathes prächtig zu verwenden.

Eines Tages langte in die Pfarrkanzlei der Steckbrief ein über den entsprungenen salzburgischen Pfarrer Matthäus Hellbert, genannt der Höllbart. Das Schriftstück machte viel Arbeit; Mathes saß tagelang an dem Schreibpult und nahm von dem Steckbrief unzählige Abschriften. Er that es getrost und mit heimlichem Humor; die Beschreibung paßte lange nicht mehr auf sein Aussehen. Die beschwerliche Reise hatte sein Antlitz gewissermaßen verwildert; die knechtlichen Arbeiten und die Kleidung, in der er nun stack und die Güte und Gelassenheit, oft fast an Einfalt grenzend, ließen an Mathes nichts weniger vermuthen, als den entsprungenen Lutherpriester, den bereits im ganzen Lande berüchtigten „Höllbart."

Getrost schrieb Höllbart auf jedes Schriftstück die von der glaubenseifrigen Priesterschaft des Mürzthales aufgelegten Zeilen: „Jedermann, sei er wer immer, so er den Höllbart lebendig oder todt einer hochw. geistlichen Behörde überbringt, soll mit hundert Dukaten in Gold belohnt werden."

Der Pfarrer blickte wohlgefällig über die Achsel des emsigen Schreibers, klopfte denselben auf die Schulter und

sagte: „So mein lieber Mathes, und nun siehe zu, daß Du Dir selber die hundert Goldfüchse gewinnst!"

Hellbart hob über dieses Wort ein wenig rasch den Kopf. —

„Hernach kannst Du heiraten", — setzte der Pfarrer launig bei, „wer weiß, ob nicht Eine im Ort ist!"

Da lugte der Knecht. — Merkt er etwas? Weiß er etwas? — Zur selben Stunde keimte unserem Freunde das erste Blatt der Hoffnung.

Als hierauf der Sonntag kam, wurde nun der Steckbrief an die Kirchenthüre geschlagen. Des Pfarrers Knecht that dies und gedachte dabei der fünfundneunzig Thesen, die wenige Jahre früher Luther an das Kirchenthor zu Wittenberg geheftet.

In der Gemeinde aber waren doch nur Wenige, die zu lesen verstanden, und so mußte Mathes auf das Geheiß des Pfarrers die Schrift auf öffentlichem Platze vortragen.

Wie sich da die Leute zu ihm herandrängten! Da war ja vom Antichrist die Rede, der losgeworden durch die Welt zieht, wie ein brüllender Löwe, zu sehen, was er verschlinge. Vielen graute vor diesem Höllbart und sie trachteten dem Weihwasserbecken an der Kirche in die Nähe zu kommen. Andere zeigten viel Muth und ballten die Fäuste und knirschten: „Ho, soll nur kommen, der Hellbart; das wär' ein Fressen! Lebendig in die Erde müßt' man ihn vergraben! — Oho, der ging' auf wie das Unkraut und brächt' hundertfältige Frucht. Lebendig in die freie Luft muß man ihn hängen, auf daß die Vögel des Himmels ihn verzehren. — Die Vögel sind unschuldig. Jn's Wasser mit ihm! — Ha, daß

er die Mürz und alle Brunnen thät vergiften! Den Höllenbraten muß man verbrennen!"

Es war eine Erregung in der Menge, als wollten sie schon den Scheiterhaufen schichten.

Unseren Höllbart faßte ein Grauen. — Fliehe, Du Tollkühner, rief ihm eine warnende Stimme.

An der Thür des Pfarrhauses stand Sanna und kicherte.

„Du bist heiter!" sagte ihr Mathes im Vorübergehen.

„Ja, über Dich lach' ich", rief sie dem Knechte zu, „bist ja selber der ganze Höllbart gewesen, wie Du im großen Mantel mit dem langen Stecken bei der Mürz unten daher bist gekommen!"

Der Knecht antwortete nicht. Er hastete durch den Hof seiner Kammer zu. Dort sank er auf eine Bank, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und murmelte: „Matthäus Höllbart, jetzt ist es zu spät!"

— — — — — — — — — — — — — — —

Den ganzen Rest des Tages verbrachte er in der Kammer. Er wunderte sich, daß sie nicht kamen in Haufen und ihn gefangen nahmen und ihn todtschlugen.

Gegen Abend ging leise die Thüre auf. Sanna schlich daher und fragte unsicheren Tones, ob Mathes denn krank sei, daß er heute zum Essen nicht erscheine.

Höllbart antwortete ausweichend und mied ihren Blick.

Da wendete Sanna das Köpfchen hin und her und lugte und fuhr sich mit der flachen Hand über die Augen und hauchte endlich: „Um Gottes Willen, wenn es dennoch wahr wär'!"

Er sagte kein Wort.

„So thu' den Mund auf, Mathes!" rief sie völlig krampfhaft. „Den ganzen Tag hab' ich heut' keine Ruh' mehr. Ich kann mir nicht helfen, bei Gott im Himmel, und ich kunnt's doch nicht glauben um all' mein Leben und Sterben. So narrisch bin ich, und weil Ihr mir heut' so davongelaufen seid, wie ich die unbesinnt' Red' hab' gethan. Und weil Ihr nicht in's Haus kommt, und weil Ihr mich jetzt nimmer mögt anschauen. 's ist eine kindische Mähr', aber sie hat mir den Kopf verrückt ganz und gar und ich bild' mir's ein, Ihr wäret der Hellbart mit Leib und Seele!"

Lauernd fast harrte das Mädchen auf Antwort — und wenn's ein toller Lacher wäre, ein derbes Scheltwort auf ihre Narrheit, sie wollte hellauf jauchzen.

Aber der Knecht richtete sich langsam auf. „Gut", sagte er, „wenn es denn so sein muß — auf diese Weise bin ich einverstanden. Du, Sanna, bist ein armes, braves Mädchen. Du wirst leicht einen braven Genossen finden. Ihr werdet Euch davon ein Heim bauen, und deß — ich bitte Dich — deß mach' Dir kein Herzleid, das Geld ist redlich verdient. Und ich bin es zu tausendmal zufrieden, daß hier eine große Gutthat geschehen kann. Und jetzt, Sanna, führe mich zu Deinem Oheim. Ich bin der Pfarrer Hellbart."

Da hatte Sanna keine Sprache und keinen Athem. Der Thüre wollte sie zueilen, aber ihre Füße wollten sie nicht tragen, die beiden Hände preßte sie krampfig an ihren Busen. Sie wankte und sank dem Manne an die Brust.

— — — — — — — — — — — — — — —

Und der Knecht war im Pfarrhofe verblieben. Niemand ahnte, wer er war; Jeder hatte ihn lieb.

Und es ist kein Märchen: Die Liebe ist stark und treu. Und das Geheimniß lag mit sieben Riegeln verschlossen im Herzen, wo die Liebe wohnte. Das Mädchen hätte diesen Mann fürder still in der Seele getragen, aber sein Geständniß hatte ihre stille Glut geweckt zur hellen Flamme. Sie hatte nun das große Geheimniß mit ihm zu tragen, ihr war anheimgegeben vielleicht sein Leben und Sterben. Das gab ihr das Recht, sich an sein Herz zu' klammern, daß sie es schütze als ihr eigen Gut und nimmer verlasse.

Darüber ging die Sonne auf und nieder, sie schien den Liebenden in das Herz hinein; aber in die Geheimnisse ihres Urgrundes ist kein Sonnen- und Menschenblick gedrungen.

Kaum ein Jahr vergangen, war Mathes der Liebling der Gemeinde. Der Kirchendiener wird im Dorfe sonst gerne geneckt, weil er gewöhnlich der Einfältigste und Gutmüthigste ist. Unser Mathes hat das nicht erfahren. Seine Andacht in der Kirche war keine erheuchelte, er diente dem Altar mit Geschick und Liebe und sein Benehmen in der Kirche war mindestens so erbaulich, als das des Herrn Pfarrers.

Wenn der Mathes zuweilen über Land war, so hatte der Pfarrhof eine arge Lücke. Und zur Sommerszeit war der Mathes oft über Land. Er zog mit mehreren Bauernknechten von einem Hof zum andern, um für das Pfarramt den Zehent einzutreiben. Er that das stets verläßlich und gewissenhaft; nur ein einzigmal hatte er Mißgeschick.

Auf der mittagsseitigen Au, dort, wo sich der Fresenbach aus den Bergwäldern windet, stand der reiche Rainhof.

Nicht gar weit davon ab lag das Häuschen des armen Gaberfranz, dessen Besitzer vor lauter Robot und Abgabenpflicht mit Weib und Kind schier zum Verhungern kam. In der Getreidekammer des reichen Rainhofer lud nun der Mathes eines Tages recht brav auf, denn der Bauer gab dem Pfarrer nach Herkommen gern, „auf daß für die Zukunft der Segen sich mehre.“ Aber leichten Ganges und leeren Sackes kam der Mathes in den Pfarrhof. Just neben der Gaberkeusche, wie er über den Steg der Freien gegangen, habe sich das Sackband gelöst, sei das ganze Korn in den Bach gefahren.

„Gott besegne es den Fischen!“ sagte der Pfarrer.

„Und dem Gaberfranz!“ setzte der Knecht im Gedanken bei.

Freilich hatte sich bei der Gaberkeusche das Sackband gelöst und der Häusler und die Seinen haben in dem darauf folgenden Winter nicht viel Hunger gelitten. —

Sanna konnte seit dem Tage, da sich der Mathes ihr geoffenbart hatte, nicht mehr heiter sein. Ihre Liebe zu dem kühnen Mann mit dem abenteuerlichen Geschick, war zu höchst gewachsen, allein sie zitterte stetig vor der Gefahr, die ihn umgab.

Es gingen Gerüchte um, der Hellbart sei in der Gegend, er wohne nicht in den Höhlen, sondern in mitten christlicher Leute und treibe argen Unfug mit den Seelen der Kranken und Verstorbenen. Der Hellbart verstehe sich unsichtbar zu machen.

Wie bangte da das arme Mädchen! Allein Mathes wußte sie zu trösten. „Siehe, der Leute Aberglauben ist meine Tarnkappe; so lange sie den Hellbart für unsichtbar halten,

werden sie ihn unter den Sichtbaren nicht suchen, werden sie, außer Beschwörungsformeln etwa, keine Mittel gebrauchen, seiner habhaft zu werden."

„Aber die Verschwörungen!" versetzte Sanna angstvoll.

„Sind der Weihe eines Priesters nicht gefährlich," lächelte Mathes, um sie zu beruhigen.

Er war kühn und schlau geworden. Wohl lange schon empfand er es nun, daß er durch das Mädchen an diese Gegend, an diesen Ort gefesselt war. Mit seiner Liebe war seine Zuversicht gewachsen. Alles vergaß er über dem einen Streben, mit dem Mädchen vereinigt zu werden.

Sein weiteres Geschick überließ er im Vertrauen seiner ferneren Thatkraft und seinem Gott, den er im Gemüthe stets priesterlich verehrte.

„Der Kirche Satzungen sind nicht mehr die meinen," sagte er einmal, „und vor Dir, o Gott, hoffe ich zu bestehen. Und kann dein Priesterthum mit menschlich Fleisch und Blut nicht vereinigt sein . . ."

„So laß Deine Engel studiren und geistlich werden," rief das Mädchen dazwischen. Und es wär' leicht eine großmächtige Sünd' vom lieben Herrgott selber, wollt' er einen so guten und sauberen Mann hängen zwischen Himmel und Erden, daß ihn die heiligen Engelein nicht möchten derlangen und Unsereins auch nicht."

Die Päpste können lateinisch, aber Keiner von Allen hat jemals die Weisheit ausgesprochen, die in diesen einfältigen Worten lag. Es hat zu Lohn auch ein Küßchen gesetzt. —

Und eines Tages steht Hellbart vor dem Pfarrer und hält in guter alter Form um das Mädchen an.

Der Pfarrer lächelte, schüttelte ihm die Hand, des Weiteren sagte er nicht Ja und nicht Nein.

Der Pfarrer und seine Haushälterin hatten längst schon Beobachtungen und Verabredungen gepflogen. Sie hatten ihre Nichte getreulich lieb und bauten hinter ihrem Rücken an ihrem Glücke. An der Morgenseite des Dorfes hatte sich der Pfarrer ein kleines Pürschhaus erworben. Das ließ er erweitern, denn ein Haus, das heute für Mann und Weib groß genug, ist morgen für Mann und Weib zu klein.

Der Mathes bekam die Sanna und das Pürschhaus. Und des Pfarrers Haushälterin buck Freudenthränen in den Verlobungskuchen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Am Vorabende der Trauung arbeiteten Bauernburschen an und in der Kirche und schmückten sie mit Tannenkränzen. Jeder von den Jungen wußte Eine, die er freien wollte, hätte er nur erst die hundert Dukaten. Sie verabredeten eine große Verschwörung, um den Hellbart aufzugreifen; und der Mathes, der habe es allfort in der Kirche mit heiligen Dingen zu thun, der könne leichtlich ein wenig zaubern — der müsse ihnen helfen, den Unhold zu fangen.

Mathes stand an dem Abende desselben Tages hinter dem Pürschhause auf dem Hügel und pflanzte ein Lindenstämmchen. Nicht etwa an eine lustige Kinderschaar dachte er, die sich dereinst unter diesem Baume ergötzen sollte; es war ihm heute anders zu Muthe. Es war ihm als müsse er für kühlende Schatten sorgen — kämen etwa heiße Tage.

Während er die Linde tief in den Erdboden senkte, kam der Gaberfranz des Weges gehaftet. Der hatte die Neuigkeit, auf dem Wartberg sei der Höllbart gesehen worden. Der trüge ein priesterliches Kleid und Fußsohlen, wie die Apostel. Auch trüge er einen langen Stab mit einem Kreuze und rufe Gottes Namen an. Das sei Teufelstrug und die Leute hätten sich schon versammelt, um nach ihm auszuziehen.

„Ei, lasset die alte Mähr", versetzte der Mathes, „der Höllbart soll begraben sein."

Er schürrte Erde an das Bäumchen, er schürrte mit Hast, als wollte er damit wahrhaftig eine böse Erinnerung begraben. Aber im Erdreiche liegt ein Lebendiges — Unsterbliches.

Der andere Morgen ist ein reiner, thaufrischer Sommertag gewesen. Eine große Menschenmenge kommt heran in hochzeitlicher Kleidung und Stimmung. Der Pfarrer läßt das Brautpaar vor der Trauung noch in seine Stube kommen und gibt ihm den väterlichen Segen.

Dem Mathes bebt das Herz. Dieses Herz mag treu und wahr sein, aber es steckt in einem Betrüger, der das gastliche Haus um sein bestes Gut bestiehlt.

So war ihm, und er wollte zu dieser Stunde Alles bekennen. Da er ja herabgetreten ist von den Stufen des Altars und zurückgekehrt in den Frieden des Hauses ohne Arg und Uebelwollen, so wird ihn der priesterliche Freund nicht verdammen.

Aber die Braut hebt angstvoll ihren feuchten Blick, still bittend, er möchte den Mund wohl hüten, daß sich nicht Alles zum Uebel wende.

Die Leute richten ihr Auge auf das schöne Brautpaar.

Der Mathes trägt einen dunkelfarbigen Rock, der weit über die Kniee reicht und schier talarartig die hohe, wohlgeformte Gestalt umwallt. Die weiße Binde um den Hals ist völlig zu sehen, wie ein Kollare, und das schöne, lockenreiche Antlitz mit der hohen Stirne, den stillberedten Lippen, mit den ernsten Zügen und dem milden Blick ist noch nie so aufgefallen, als zu dieser Stunde. Man konnte den Bräutigam für einen Priester halten, prangte nicht an seiner Brust das immergrüne Sträußchen des Rosmarins.

Die Braut hat ein schneeweißes Kleid an und trägt ein hellgrünes Kränzlein im wallenden Haar und auf dem Kränzlein liegt noch der Thau und auf den Wangen glüht es wie Wiederschein des Morgenrothes und durch die langen Augenwimpern weben die Schatten der Nacht und schimmert das Lächeln des Tages. Und das Knospenpaar der Lippen zittert und die himmlische Zier der Jungfräulichkeit ist ausgegossen über dem demuthsvollen, lieblichen Wesen.

So ziehen sie unter Musik und Glockenklingen zur Kirche ein.

Durch die schmalen, hohen Fenster wallt der Schein der Sonne in das Dunkel des Gotteshauses; auf den Stufen des Altares, auf denen das Brautpaar knieen wird, liegt ihr goldiger Teppich. Weihrauch wallt zu den Bildnissen des Altares auf und verschleiert mild die Kerzenflammen. Feierlich hebt die Orgel an zu tönen.

Dieser Klang weckt in Hellbart Erinnerungen an vergangene Zeiten. Einst stand er am Altare, ein minderjähriger Jüngling. — Die Eltern knieten im nahen Wandstuhl und weinten vor Freuden. Dem Jüngling zunächst kreiste eine

Priesterschaar in glänzendem Ornate; sie stellte sich zwischen Kind und Eltern, zwischen den jungen Mann und der Gemeinde, mit der er in Freud' und Leid war herangewachsen. Er war eines Pflugschmiedes und Pflügers Sohn, er verstand zu ackern und zu ernten. Aber einen Gesalbten Gottes in der Verwandtschaft zu haben, das war seines Geschlechtes höchster Stolz. So war Matthäus zum Priester geweiht worden. — Damals strahlte auch die Sonne nieder von den hohen Fenstern der Klosterkirche und die Weihrauchwolken vermochten ihre Strahlen nicht zu ersticken. Damals war auch Orgelklang und der Bischof sagte: „Sei vermählt mit der heiligen Kirche für ewige Zeiten!"

Heute anders. Der Pfarrer tritt aus der Thüre der Sakristei. Er spricht mit bewegter Stimme von der Bedeutung, den Pflichten und Segnungen der Ehe und vermählt seine Nichte mit dem braven Mathes.

Dann kniet er hin und betet ein Vaterunser und alle Anwesenden beten laut und gehoben mit. Höllbart ist glückselig vom Herzen. Jetzt ist der Bann gelöst; jetzt gehört er wieder den Menschen an und die ganze Gemeinde betet für ihn und sein Weib.

Singend und jauchzend nach alter Weise bewegt sich der Hochzeitszug aus der Kirche. Aber ehe er noch dem Pfarrhofe naht, entsteht eine Verwirrung. Leute mit erregten Geberden rennen durch den Ort: Der Höllbart sei gefangen! man schleppe den Antichrist eben heran, man werde ihn auf dem Kirchplatze steinigen!

Eine wildjohlende Rotte zieht durch das Dorf. „Da ist er, der Ketzer!" schreit Alles. „Hei, ho, Höllbart! Glück auf

zur Höllfahrt!" Ein Pfäfflein zerren sie heran in Staub und Koth. Einige bücken sich nach Steinen, Andere reißen Latten von den Zäunen.

Erblassend hatte Sanna ihren jungen Gatten krampfhaft fest am Arme gehalten; aber der Mathes befreit sich fast mit Gewalt und mit dem Hochzeitssträuße noch geschmückt eilt er der Rotte zu und ruft: „Haltet ein! er ist unschuldig, er ist der Höllbart nicht!"

Die Menge hört nicht auf den Ruf; sie stößt und schleift ihren Gefangenen und traktirt ihn arg mit Stößen und Schlägen, und Alles flucht und Mancher streckt seine langen, hageren Finger aus, in denen die Würgelust zuckt.

Das Pfäfflein bebt und wimmert um Erbarmen. „Wehe Euch!" schnauft es, „die ihr die Diener des Herrn steiniget! Große Trübsal wird über Euch kommen! Durch das Schwert werdet Ihr sterben! Kein Stein wird bleiben von Eueren Häusern! Der Fluch komme über Euch und Euere Kinder! Aber lasset mich, bin kein falscher Prophet! Verschonet mich, ich bring' Euch Ablaß — Ablaß vom heiligen Vater! O, verflucht sollt Ihr sein, bin ich ein falscher Prophet!"

Der Ablaßkrämer aus dem Ennsthale ist's. Höllbart erkennt seinen Feind und Verfolger, aber ist es, daß er seinen Namen durch ein solches Wesen nicht wollte vertreten lassen, oder ist es vielmehr aus Barmherzigkeit, aus Gerechtigkeitssinn, noch lauter ruft er: „Leute, bei meiner Seele schwöre ich es, daß ist nicht der Höllbart!"

Da ist die Rotte einen Augenblick verblüfft; und der Mönch richtet sich halb auf und reibt sich den Sand aus den Augen und starrt dem bräutlichen Manne in das Antlitz.

Alsogleich ist er gefaßt. — „Hi, hi", kichert er, „Dich kenne ich, meine Augen betrügen mich nicht. Du bist es." Dann springt der Mönch auf und schreit in die Menge hinein: „Was martert Ihr einen unschuldigen Priester? Der Ketzer pfarrer aus dem Salzburger Lande steht mitten unter Euch da!" Er kreischt mit wahnwitziger Geberde und weist mit ausgestreckten Armen nach Mathes dem Küster: „Da steht der Höllbart!" . . .

Die Wirrniß ist nicht zu schildern. Höllbart stand blaß und reglos unter der Menschenmasse und Sanna lag wie niedergebrochen zu seinen Füßen.

Da drängte der Gaberfranz herbei und grub sich mit seinem spitzigen Ellbogen eine Gasse durch die Menge und den letzten Ellbogenstoß noch dem Mönchlein zuschanzend, rief er: „Du gottvernagelter Pfaff, hast zu viel gesoffen, und weißt nicht, was Du sagst! Oder bist gar ein dreifältiger Narr oder ein schandschlechter Kerl über und über, daß Du unseren braven Mathes an seinem Ehrentag so willst verlottern!"

„Mag wohl sein, daß der Mann getrunken", sagte der ebenfalls herbeigeeilte Pfarrer und nahm schützend das hochzeitliche Paar mit sich fort.

„Oh, Deine Stunde hat doch geschlagen", schrie der Mönch, „ich komme nach!"

Aber es gelang ihm nicht sogleich, sich von dem Pöbel zu befreien, und er war übel zugerichtet, als er endlich gegen den Pfarrhof wankte.

Geifernd trat er in des Pfarrers Stube ein: „Ihr selbst schützet den Bösewicht? Wollt Ihr auch exkommunizirt sein, Pfarrer? Glauben wollt Ihr's nicht?" Dann hub Pater Jonas

an, Schriften und Beweise auszukramen; so triftige Beweise, daß dem Pfarrer die Knie zu schlottern begannen.

„Nein!“ rief der Pfarrer, „das taugt Alles nichts, trifft nicht zu. Ich werde nun meinen Knecht rufen. Paßt auf, Pater, Ihr werdet zu Schanden!“

Und als der Pfarrer den Knecht rufen wollte, da war der Knecht nicht zu finden und war Sanna nicht zu finden.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Aus Rand und Band war die Gemeinde zu Krieglach. Im Pfarrhause wüthete Verzweiflung. Wer konnte es fassen und glauben! Der gute, brave und bescheidene Mathes sollte der aus Mittersill entsprungene Sträfling sein? Aber der Beweise bester dafür war Mathes Flucht.

Zuerst baten sie den verkannten Ablaßapostel kniefällig um Verzeihung für die Unbilden, die ihm waren zugefügt worden. Allein, seine Erscheinung habe so glatt mit des Gottlosen Steckbrief übereingestimmt und man wisse eigentlich nicht, wer zuerst das Wort Höllbart auf den wandernden Priester geschleudert habe.

Pater Jonas verzieh diesmal gerne und über den Aufruf zur Verfolgung des Flüchtigen vergaß er seine blauen Flecken.

Mit Knitteln und Aexten und Sensen waren sie hierauf ausgezogen, um den Höllbart zu suchen. Der Pfarrer des Ortes verschloß sich dreifach und ging in seiner Stube auf und ab und wollte zuweilen mit dem Kopf an die Wand fahren.

So hatte dieser berüchtigte Mensch bei ihm ein Jahr und länger gedient, und hatte des Hauses Geheimnisse erfahren und hatte die Kirche geschändet. Und nicht genug das: — hatte des Pfarres — Nichte gefreit. O, diese Schmach fällt nimmer ab, die beschimpft für ewige Zeiten den Ort und der Pfarrer ist unrettbar verloren.

Dann wieder brach sein Herz los: „Nein, Mathes, es ist doch Alles nicht wahr! Du kannst das mir und dem guten Mädchen nicht anthun. Aber, so komm' herbei, Mathes und vertheidige Dich und trete diesen elenden Lästerer in den Staub!"

Allein Mathes kam nicht und sein Weib kam nicht. Nach Stunden und theils nach Tagen kehrten die Verfolger blaß und kleinlaut und mit leeren Händen zurück.

Wieder kamen die geistlichen Herren von Kinperg und Bruck und Sanct Veit und Neuperg und Hohenwang zusammen, um über den neuerdings entsprungenen „Höllbart" zu berathen. Nur der Pfarrer von Krieglach fand sich nicht ein. Hingegen war stets der hagere Benefiziant von Spital da, aber mitsammt seinem gebogenen Blick vermochte er den Ketzer nicht und nirgends zu entdecken.

Pater Jonas, der wegen Ablaßangelegenheiten in die Gegend gekommen war, hatte nun das Wichtigste zu thun; er mußte die Berathungen leiten.

Neuerdings wurde der Steckbrief ausgesandt und das Blutgeld auf zweihundert Dukaten erhöht. — Eine Bußzeit ist angeordnet für die ganze Gegend und wer den Höllbart einbringt, dem ist für sich und seine ganze Blutsverwandtschaft der Seelen ewiges Heil gesichert.

„Aber dieser Mathes kann ja doch gottswahrhaftig nicht gefährlich sein", sagte der geistliche Herr Ulrich von Hohenwang, „so laßt ihn laufen. Er hat keine Macht, ist ein Taglöhner. So schlecht steht es nicht mit unserer Sache, daß ihr ein Taglöhner könnte schaden. So laßt ihn zufrieden!"

Beschimpft wurde der Hohenwanger für dieses Wort.

„Hüte Dich, Bruder!" rief Pater Jonas drohend, „prüfe Dich, ob Du nicht selber schon bist angesteckt von diesem Gottverlornen! Im Verborgenen wird er wirken. Der Martin Luther lebt, weiß der Satan, in welcher Mörderhöhle verkrochen, und dennoch speit er sein höllisch Gift hinaus in alle Welt. Sei wachsam, Bruder, Du kennst nicht die Zeit!"

Im Orte Krieglach wollte sich die Erregung nicht legen. Die Kirche mußte neu geweiht werden, in welcher dieser Hellbart als Küster gewirkt hatte. Ein altes Weiblein sagte, es werde sich nicht betrogen haben, es habe auf dem Haupte des Meßners mehrmals zwei Hörner gesehen.

„So lang' er in unserem Gebirg' da herinnen ist", meinte ein Bauer, „so lang' werden wir böse Zeiten haben: Mißjahre, Krankheiten, Krieg, Räuberwesen und Feuersbrünste. Ihr werdet auf mein Wort noch denken!"

Ein alter Mann wurde fast irrsinnig, er hätte mit dem Höllbart gegessen und getrunken und auf Du angestoßen. Bei den Kindstaufen hätte der Hellbart das Wasserbecken gehalten, bei den Begräbnissen hätte der Hellbart das Rauchfaß geschwungen; — ja, da wäre Alles vorbei. Der Ortsschuster ließ sein Knäblein ein zweites Mal taufen; bei der ersten Taufe war der Hellbart Pathe gestanden.

In den Wäldern hub wirklich das Räuberwesen wieder

mächtig an zu spuken; von neuem Türkendrange erhoben sich die Sagen lauter und lauter. Seht ihr, seht ihr!

Der Gaberfranz irrte verwirrt und verzagt umher; er ging nicht mehr zur Beicht, er ging nicht mehr in die Kirche. Er dachte also: Ist der Mathes nicht der Höllbart gewesen, so ist alles Pfaffengeschwätz und Kirchenthum erstunken und erlogen. Und ist Mathes der Höllbart gewesen, so kann mir kein Pfaff und kein Herrgott mehr helfen.

*

So kann nach einer guten That das böse Gewissen erwachen. Der Gaberfranz war dem jungen Ehepaare auf seiner Flucht beigestanden. Unter einem Bauernmantel hatte Höllbart das Haus des Gaberfranz erreicht; dort fand sich sofort auch Sanna ein und sie hielten sich in der Keusche verborgen, zwei Tage und zwei Nächte, bis zur günstigen Stunde. Und als diese kam und der Franz — als Gegendienst für das gelöste Band am Kernsack — die einschlägigen Dinge auskundschaftet hatte, flohen sie gegen Sonnenaufgang in die Wälder.

An einem steilen Hange des Göll, in einer Felsnische, saßen Höllbart und Sanna. Hier in diesem wildzerrissenen feuchten Gestein hatten sie die ersten ungestörten Stunden ihrer Vereinigung zugebracht.

Traurigen Blickes sahen sie nun über die schattigen Wipfel des Waldes hinab in das schöne morgentliche Thal. Dort zog der flimmernde Faden der Mürz, an deren Ufern sie sich einst gefunden hatten. Dort ragte der hohe Bau der Kirche von Krieglach, um den sich die Häuser des Ortes

schmiegten, „wie sich unter den Flügeln der Henne die Küchlein versammeln." Wie sieht sich so eine Menschenstätte von ferne friedlich und heimatlich an! wer sich aber in der Nähe überzeugen will — es ist doch zumeist ein Wespennest.

Nicht doch, ein Bienenschwarm, stets fleißig Honig sammelnd und Zellen bauend, sich gegenseitig schützend, aber Eindringlinge bekriegend.

„Sanna", sagte Höllbart, „steige Du wieder hinab zu Deiner Heimstatt. Und mich laß ziehen. Du weißt es, die heutige Nacht ist unwirthlich und rauh gewesen. Aber das ist noch kein Hochwald, und ein Hochwald ist noch kein Urwald. Ich aber muß in die tiefsten Wildnissen fliehen, bin nur sicher, wo kein menschlich' Gedeihen ist. Erst in Feindesland bin ich geborgen. Sanna, kette Dein junges Leben nicht an einen Geächteten; bleib' daheim. Ich werde Dein sein bis zu meinem Versterben, ist es, daß ich in den Wüsten umkomme oder auf dem Schlachtfelde falle. Du hast die Liebe erfüllt, ohne Dich hätt' ich diesen Tag nimmer gesehen. Die Herden hätten mich längst zerfleischt. Sanna, ich danke Dir. Gehe nun, und will uns ein Gott wohl, so sehen wir uns wieder."

Das junge Weib klammerte sich an des Gatten Brust, schluchzte und lachte und rief aus: „Mein Höllbart!" Dann sagte sie leise die Worte: „Noch sind nicht drei Tage vorbei, seitdem wir uns Treue bis zum Tod haben geschworen. Und jetzt redest Du mir so!"

Da hat er jauchzend sein Weib umfaßt. Beide wandelten hin an den Lehnen und über die Höhen der Berge.

Der Wald wurde dichter, das Gebirge wilder. Am zweiten Tage ihrer Wanderung irrten sie durch Wildnisse, in

welchen das Reh und der Hirsch nicht mehr vor menschlichen Schritten fliehen wollten.

Gar erschöpft und muthlos gingen sie eines Abends nach einem Gewitter dem Scheine eines Feuers zu, der zwischen Gebüsch und dichten Stämmen durchleuchtete. Da standen sie vor einer lichterloh brennenden Föhre, in die der Blitz geschlagen haben mochte. Das Feuer wogte und prasselte fast schauerlich in diesen stillen Oeden des Urwaldes, und manche brennende Moosfahne stieg empor zum nächtlichen Himmel. So oft ein Ast zu Boden stürzte, wogte ein Funkenstrom durch das finstere Gezweige der umstehenden Tannen; tiefroth, wie glühende Eisenstangen, waren die wuchtigen Stämme geröthet.

Als die Föhre nach einer Weile zusammengebrochen war, lagerten sich unsere Flüchtlinge um die glühenden Brände; sie wärmten sich und Sanna briet gesammelte Schwämme an der Glut. Sie genossen das arme Mahl und dachten dabei an einen lieblichen Tag, da sie, auch am Feuer sitzend, aus der Glut ihren Imbiß hatten gezogen.

„Sanna", sagte Höllbart plötzlich, „der heutige Tag ist glücklicher, als jener. Heute haben wir uns zu eigen. Daß uns ein Häuflein Menschen übel will, was liegt daran, wir sind aus ihrem Bereiche. Ein freies Liebeleben in weiter herrlicher Gotteswelt, und ein gutes Gewissen! — Die ersten Menschen im Paradiese haben es auch nicht besser gehabt."

„Verschrei' die gute Stunde nicht!" rief Sanna und hielt ihm die Hand auf den Mund.

Auf weichem Moose, unter dem wuchtigen Astgewebe

einer Fichte haben sie zur selbigen Nacht in süßem Liebesfrieden geruht.

Aber zur frühen Morgenstunde wurden sie herb geweckt. Höllbart erschrack. Ein paar Dutzend derbwilde, wetterrauhe Gesellen standen da und erhoben ein brüllendes Lachen, als sich das Paar entsetzt vom Boden erhob.

Diese Gesellen waren gewiß auch Menschen, aber sie hatten Pfoten, wie die Bären, und Bärte wie Löwenmähnen, doch klar blitzende Augen und schneeweiße Zähne. Aus Baumrinden und Thierfellen bekleidet, stampften sie einher, daß schier der Boden dröhnte. So oft sie auflachten, flatterten ein paar Waldhühner erschreckt aus ihren Nestern. Die Knüttel, die sie bei sich trugen, wollten nicht gar viel wilder sein, als ihre Träger. Einer oder der Andere hatte einen schweren eisernen Schußprügel oder eine ungeschlachte Armbrust; mit langen Messerscheiden waren Alle versehen.

„Potz Türk' und Hagelstern!" rief Einer, ein Riese, um eine gute Faust höher gewachsen, als alle Uebrigen. Dem gingen die scharlachrothen Haarlocken weit über die eckigen Schultern hinab. „Potz, das ist ja der kreuzsaubere Küster von der Krieglauerstadt? Hörst Du, Dein Bett ist auch ein wenig weit vom Ofen!"

„Nun, sag' Du einmal, Du Hausknecht des heiligen Jakobus*)," rief ein Anderer. „Ist das Betbrüdernest da unten alleweil noch nicht niedergebrannt? Na, der Türkenteufel läßt sich Zeit."

*) Auf dem Altare zu Krieglach prangte als Pfarrpatron das Bild des Apostels Jakobus.

„Ei, tausendsassa!" sagte der Erste wieder; „Ihr zwei kommt auch nicht in den Wald, um Spatzen zu fangen. Zuweg der lustigen Liebschaft allein ist es nicht; Ihr seid einem Edelmann auf's Hühnerauge getreten, oder habt einem Pfaffen in's Gesicht geblasen, daß Ihr so höllisch weit in die Wildniß lauft."

„Und bringst uns keinen Kelch vom Tabernakel mit?" fragte lachend ein Dritter.

„Aber ein goldener müßt's sein, wir möchten das Abendmahl nehmen. Gibt's frisch' Fleisch und Blut kommunoniziren, so sind wir gute Katholiken, aber bei gutem Wein in goldenem Kelch sind wir Alle Hussiten."

Sie johlten wild durcheinander. Den Großen mit den rothen Locken hießen sie den Zarb. Höllbart hatte diesen Mann schon früher einmal gesehen, und zwar vor der Bergkirche zu Eisenerz. Es war der rothhaarige Sabin. Höllbart erinnerte sich wohl, daß er damals unter dem Volksauflauf dieses Mannes Gegner und Sieger gewesen war. Und nun stand er dem wilden Gesellen hilflos gegenüber. Sanna bebte vor Angst und barg ihr Haupt an der Brust des Gatten.

Der Rothhaarige aber schien den Pilgersmann von damals an der Bergkirche nicht mehr zu erkennen.

„Habt Ihr uns gesucht?" fragte er. „Wollt Ihr bei uns verbleiben? Unser sind über dreißig und wir nehmen jeden Spitzbuben auf, der kein Schurk ist. Burgenverbrenner und Kirchenabtrenner haben wir am liebsten. Rabenschwarze Ketzer und hochgelehrte Teufelsbeschwörer sind uns auch willkommen, und wenn's der Höllbart selber wär'!"

„Aber Speck wächst Euch bei uns keiner um das

Bändlein, wie dem Pfarrer von Sankt Veit in der Fastenzeit!"

„Sauf' Brennwasser, Junge!" rief der Zarb und hielt dem Hellbart einen erklecklich wamstigen Tenzuber hin.

Hellbart sah, hier sei trinken klüger denn sprechen; so faßte er den Zuber mit beiden Händen und trank. Das war echt' Brennwasser, es brannte ihm schier die Kehle wund. Die Waldteufel verstanden es schon damals, in Ermanglung von Trauben aus Wachholderbeeren ihren Wein zu ziehen. Anstatt Wasser gaben sie Feuer dazu.

„Das ist unser Galgenwein", rief ein einäugiges Bärengesicht zu Hellbart herüber, „und wenn wir Dich dereinstmal erwürgen, so gießen wir Dir damit vorher die Gurgel voll."

„Ei, heissasa, Kern-Blitzmädel, Du!" schreit ein knochiger Langhals mit einem bartlosen Spitzbubengesicht und strohgelben Haaren, „bist ja die bildsaubere Pfarrerstochter von Krieglach! Was macht Dein Vater, der Junggesell?"

„Geh', duck' Dich deswegen nicht gar so tief unter", ruft ein krauser Schwarzbart. „Wem soll's nicht recht sein? Wir sind alle Sünder!"

„Schön, so sündigen wir!" schreit ein Anderer. „Wie lang' ist's denn her, ist der Papst in Rom selber schwanger gegangen!"

„Oho!" lacht der Schwarzbart. „Selb' ist eine Päpstin gewesen, Ihre Heiligkeit, die goldhaarig' Hanni, kreuzsauber und lammfromm über und über."

„Meinetweg! ruft das Spitzbubengesicht und mit süßelnder Geberde gegen Sanna gewendet: „Fromme Leut' sagen, Du hättest nicht auf die Welt kommen sollen. Du hörst, ich

bin kein so Frommer, ich bin der Körnlein. Wirst es noch erfahren, was das heißt, der Körnlein!"

Höllbart suchte den Zudringlichen mit der Hand zurückzudrängen, aber der wilde Bursche wollte das fast ohnmächtige Weib an sich reißen.

Da sah der junge Ehemann plötzlich des Unglückes Uebermaß. Seine Sehnen spannten sich, seine Adern schwollen und schon bereit zum Todeskampfe brach sein Herz in den Ruf aus: „Rette uns, rette uns, du barmherziger Herrgott im Himmel!"

„Hörst Du", lachte der Zarb, „mit dem Herrgott haben wir wenig Bekanntschaft; hast es mit uns zu thun, so ruf' den Teufel an!"

Der Strohkopf wollte von Sanna nicht lassen.

Sofort wurde das Gesicht des Rothhaarigen finster, wie eine Wildniß in Gewitternacht.

„Körnlein!" donnerte er dem gelbhaarigen Gesellen zu, „leicht sind sie zusammen verbunden!"

„Flausen!" entgegneten Andere, „was des Pfarrers Stolle zusammenbindet, das fällt im Wald auseinand!"

„Wie! was!" schrie der Riese, daß schier die Baumstämme gellten. Dann war es einen Augenblick mäuschenstill.

„Wer mir das Mädel anrührt", fuhr der Zarb fort, „dem reiß' ich den Darm aus dem Leib und knüpf' ihn damit auf den Birnbaum!"

Das gelbe Galgengesicht verlor sich im Dickicht.

„Es ist mein Weib", sagte Höllbart milden Tones, „laßt uns in Frieden wandern."

„Mögt Ihr gleichwohl unter Walddteufel sein", versetzte der Zarb grellend, „aber unter Hundsfötern seid Ihr nicht. Wo wollt Ihr denn hin?"

„In das Ungarland", antwortete Höllbart.

„Und Ihr zwei allein?" rief der Rothhaarige. „Mit einem jungen Weib so in's Ungarland wandern! Der Zarb hat dem Stubenberger das Roß unter dem Leibe niedergestochen; der Zarb hat dem Dietrichsteiner die Feldklause über dem Kopf angezunden — aber mit einem jungen Weib allein durch den Feistritz- und Bakonierwald in's Ungarland gehen — Nordstern, dazu hätt' der Zarb zu wenig Kourag'!"

Höllbart zuckte die Achseln; Sanna schlug einen Blick zu dem Sprecher auf.

„Wollt Ihr mit in mein Haus gehen", fuhr dieser fort, „so kann ich Euch Geleitschaft geben bis zum Hausteiner hinab. Der Hausteiner ist kein Lumpenkerl, der mag ein Weiteres thun."

Was sollte Höllbart beginnen? Er führte und tröstete sein Weib und ging mit den Männern.

Der Zarb blieb an ihrer Seite und half ihnen über Schluchten und Gefälle, packte die junge Frau keck mit den Armen und trug sie wie ein Kind über die unwirthlichsten Stellen.

Die Anderen zerstreuten sich und pflegten Waidwerk.

In einem kleinen Wiesenthal, seitwärts begrenzt von einer wettergrauen Felswand und von dem hohen, lebendigen Wall des Tannenwaldes stand ein Haus. Es war gezimmert aus den wuchtigsten Fichtenstämmen, und hatte ein Dach aus

gespaltenen Bäumen. Kein Tischler und kein Schlosser waren dabei gewesen. Flüchtlinge, Räuberbanden, Wildschützen, Menschen, die fortweg mit Leidenschaften und Naturgewalten rechten, bauen solche Häuser.

Der Zarb stößt die Thür mit einem Fußtritt auf und führt das junge Ehepaar in den Bau. Im Bau sieht's gar schattig aus, aber mitten auf dem Lehmboden brennt ein Feuer. An demselben schafft ein derbgliederiges Weib mit wirren schweren Locken und markigen Zügen. Das Weib des Riesen. Daneben am Wassertrog sitzt ein junger Mensch und weidet Wildpret aus. Der blickt staunend auf, als die Fremden eintreten.

„Das ist mein Drache", sagte der Zarb, sein Weib vorstellend, „und das ist mein Junges."

Das Weib brummt und bläst ihren Trotz in die Flammen hinein. Der Jüngling thut sein großes, schönes Auge weit auf und hebt verlegen die blutigen Hände aus dem Trog, läßt sie aber sogleich wieder sinken. Halb theilnehmende, halb trotzige Blicke läßt er auf Sannen zucken. Dann wirft er den Kopf zurück, daß die goldfarbigen Krauslocken fliegen, ergreift ein breites Messer und führt einen starken Schnitt in die Brust des Hasen. — Ein stolzes, trotziges Wesen und doch liegt etwas jungfrauenhaft Zartes in ihm — erschütternd und anheimelnd zugleich, wie eine Gewitternacht im Mai.

Der Bursche wird bald gesprächig, kann spotten, kann schmeicheln, kann lachen und fluchen, kann scherzen wie ein Kätzchen, kann in Wuth entbrennen und Geräthe des Hauses zertrümmern und schnauben wie eine Bestie.

Sanna muß neben ihm sitzen, als sie zum Mittagsmahle den Hasen verzehren; mit den Fingern wirft er ihr das fetteste Stück zu.

Am Nachmittag, während sich Hellbart mit dem wuchtigen Barb über die Weiterreise und Anderes bespricht, zerrt der schöne Waldbursche das junge Weib mit hinaus auf die Wiese. Sein Beinkleid ist aus rauhen Fellen; mit seinen nackten Füßen springt er in das Wässerlein, welches durch das Thal rieselt.

„Thu' aus Deine garstigen Fußbeutel!" ruft er der Begleiterin zu und will ihr die feinen, aber schon arg zertretenen Hochzeitsschühlein von den Füßen ziehen. Sanna möchte fliehen; er faßt sie am Arm: „Willst nicht meine Gesellin sein? Komm, wir tanzen im Wasser! Du gefallst mir und Dein Vater schläft heute Nacht bei dem meinen . . . ."

Wie eine verscheuchte Taube flieht Sanna in das Haus und bittet ihren Mann um Gotteswillen sogleich mit ihr davonzuziehen.

„Was hat sie denn?" brummt der Barb, „für die Nacht ist mein Haus besser, als der nasse kalte Wald. Ihr, Mann, liegt auf meiner Pritsch und Euer Weib für diesmal bei meiner Tochter."

„Aber sie will nicht", rief der eben in das Haus hüpfende Junge.

„Wirst Du wieder wild gewesen sein, Hilla", bemerkt der Barb; da blickt sich unser junges Ehepaar überrascht an.

„Ja, ja", lacht der Riese, gegen Sannen gewendet, „wollt Ihr längere Zeit im Wald herumlaufen, so müßt auch Ihr Euch Schöpslederhosen beilegen, wie da meine junge

Maid. Ein Küttel taugt nichts, der bleibt an jedem Eidachsel schweif hängen."

Da gehen den Gästen die Augen auf und Sanna mag wohl mit der wilden Hilla plaudern.

Und die Männer bleiben auch nicht stumm bei einander sitzen.

„Jetzt lugt mich einmal an, Vetter", sagte der Rothhaarige und spreizte seine Ellbögen auf den Tisch aus, „habt Ihr noch niemals so einen fuchshaarigen Grasteufel vor Euch gesehen, wie ich einer bin? Nicht? Auch da oben im Eisenerzernest nicht?"

„Ja, dort werd' ich Euch gesehen haben", sagte Höllbart, als er sich erkannt sah.

„Gelt! Ihr der erste habt mich dazumal niedergeschlagen mit ein Dutzend Worten. Die Pfaffen und Herren hätt' ich rädern mögen allmiteinand, aber vor Euch hab' ich Respekt bekommen. Und das müßt Ihr wissen, ich bin nicht der Narr, der sich mit einem wankelmüthigen Haufen mag herumschlagen. Da sind mir die bockbeinigen Waldteufel zehnmal lieber."

Hierauf erzählte der Sabin, wie er nach der gewaltsamen Knebelung des aufständigen Volkes durch die Truppen des Salm mit Weib und Kind in diese ferne, tiefe Wildniß geflohen war.

Hier in den Hochwäldern des Teufelssteingebirges, wo sich manch' verfolgte Ehrlichkeit, aber auch mancher Auswürfling barg, hatte er sich niedergelassen. Sie waren zerstreut in der Wildniß. Der wohnte in einer Felsenhöhle; ein Anderer in einem hohlen blitzverbrannten Baum; ein Dritter in einer

leiblichen, selbst gezimmerten Klause. Sie lebten von Schwämmen und Kräutern und Wild. Verwegen waren sie wie die Löwen; die Bären und Wölfe erstachen sie mit Messern in der Hand. Die Stubenberger und Hohenwanger Wildhüter erschlugen sie mit Knütteln.

Da hatte der Schafftenberger von Hohenwang einmal ein Dutzend Soldknechte in die Wälder gesandt, um aufzuräumen. Ein Paar davon kehrten übel zugerichtet zurück; ein Paar davon wurden erschlagen; die Uebrigen blieben bei den Waldteufeln. Sackra!" sagten sie, „da geht's uns besser, wie beim Schafftenberger."

Der Schafftenberger hat das Aufräumen nicht mehr versucht.

Der rothhaarige Sabin oder der Zarb, wie die rauhe Junge der Wäldler ihn nannte, war der Größte und Stärkste von Allen. So herrschte er. Und Jeden, der in den wuchernden Urwaldring des Teufelssteingebirges getreten war, beherrschte der Zarb.

Zu Anfang war Mancher hinausgetreten in Bereiche, wo Nichtverbannte, Nichtverfluchte wohnten, und war mit Beute zurückgekommen, die nicht erkauft und nicht verdient worden. Solchen sagte der Zarb: „Ein Spitzbubenleben treiben wir, aber Schurken sind wir nicht!" Und ließ sie auf den Birnbaum knüpfen. Der Baum stand im Wiesenthale, nicht just weit von des Zarb stattlichem Heim. Es war ein alter Holzbirnbaum.

„Seit der Zervogel daran gebaumelt ist, grünt er nimmer!" erzählte der Zarb, „aber so ein Holzbirnbaum muß

heutzutage stehen in jedem Nest; der thut mehr, wie ein Kirchthurm — thut mehr!"

Ehe noch Abend war, kannte Höllbart das Leben und Treiben dieser Waldmenschen — bestienwild, elementar gewaltig.

Die Elemente können auch lieblich lächeln im Frühlingsmorgen. —

Des andern Tages. Wie ist Hilla ein kleiner Schalk! Schon in dämmeriger Morgenfrühe ist sie in ihre Schafpelzhose geschlüpft und hat aus duftigen Lärchenreisern eine Kette geflochten. Diese Kette legte sie ihrer noch schlummernden Bettgenossin an Hände und Füße, so daß die plötzlich erwachende Sanna heftig erschrickt, als sie sich gefesselt sieht. Aber Hilla lacht und hüpft und klatscht in die waldharzigen Hände. „Willst mir versprechen, daß Du bei mir willst verbleiben, so laß ich Dich frei."

Der Zarb ist zur selben Stunde schon bei den Nachbarn herum. Etwas gibt es allmorgentlich zu schlichten; heute beschweren sich die Männer, morgen die Weiber, und das Mein und Dein sind trotz des Birnbaums schwankende Begriffe.

Heute aber ist ein anderer Schick, heute munkeln die Gesellen, die sonst fluchen, und der Rothhaarige macht ein erklecklich langes Gesicht. Für einen simplen Pilgersmann oder einfältigen Küster hatte er den Mann niemals gehalten, der jetzt sein Gast war; aber der Bericht, den ihm heute die Nachbarn munkelten und den sie auch entsprechend zu erhärten wußten, hatte ihn doch überrascht.

Bald stand der Zarb in seiner wüsten Kleidung mit

zerrissenem Bart und brennendem Blick vor Höllbart. Er starrte ihn an und die Furchen seines Antlitzes wurden tiefer und seine Brauen finsterer.

— „Das ist also das schauerlich' Ding, vor dem die Memmen des Landes zittern!" schreit er und versetzt mit knorriger Faust seinem Gast einen Stoß an der Achsel — „das ist der Höllbart!"

Und nach einer Weile, in der Höllbart sprachlos dagestanden war und dem Riesen in's Gesicht geblickt hatte, erfaßte ihn dieser bei den Händen und sagte lachend: „Bist recht gefahren, Geselle, Du gehst nicht in's Ungarland, Du gehörst unser! — Aber bei allen Teufeln der gottseligen Steiermark, anders hab' ich mir den Höllbart gedacht! Wo hast Du Deine Bockshörner, Deinen Pferdefuß, Bursche! — Welcher Hexenmeister hat Dich in die feine Amantenlarve gesteckt? — Glauben wollt' ich's nimmer, hätt' ich nicht in aller Morgenfruh die Mähr' erfahren, vom Meßner zu Krieglach und von der Hochzeit mit der Pfarrerstochter und vom Ablaßschächer, den ich noch zum Rabenfutter machen muß!"

Der Lehmboden dröhnt, als bei diesen Worten der Riese den Fuß in die Erde stampft.

„Weißt Du, Ketzerpfaff!" fährt der Zarb fort — während nach und nach mehrere Männer und Weiber in das Haus zusammengekommen sind, um den Höllbart zu schauen — „weißt Du, daß die Waldteufel schon seit lang' einen Pfarrer haben wollen?"

„Das ist gewiß, wir brauchen einen!" riefen die Umstehenden.

„Allweg schmeckt eine Schandthat besser, ist sie verboten", sagte der Zarb, „so müssen wir einen Pfaffen haben, der sie streng verpönt und im Dunkeln redlich übt. Wir müssen einen Pfarrer haben, der die Ehepaare macht, sonst weiß unter dem Gesindel ja Keiner mehr, wie sie sich treulich prügeln dürfen! Und das junge Gezücht will Taufnamen haben, und kommt's zum Sterben, so krepirt der Spitzbub doppelt so leicht, weiß er, der Pfaff weiht seine Grube. — So ist's vonnöthen, und wenn Einer aufsteht für die Waldteufel, so kann's kein Anderer sein, als der Höllbart!"

„Ja, der Höllbart", schrie Alles, „der Höllbart muß unser Pfaff sein!"

„Dein Geschäft kannst ja noch?" pfaucht ein zwergenhafter Graukopf dem noch immer sprachlosen Höllbart in das Gesicht. „Von Höllen und Teufel sollst Du predigen, so viel Du magst, das haben wir gern'. Vom Fasten kannst auch brav schwätzen, sollst uns deßweg' keinen Hunger leiden. Aber deß mach' Dir einen Knopf im Sacktuch, Pfaff, Deine heiligen Messen verkauf' uns nit!"

Das fährt rasch an. Einen Tag bittet sich Höllbart Bedenkzeit aus.

Es wird Abend. Der priesterliche Reformer, der entsprungene Sträfling von Mittersill, der Geächtete, der „Ketzer Höllbart" ist am Ziele. — Die Welt ist aus Rand und Band. Sollte irgendwo noch was zu halten sein, so wäre es hier bei den pfadverlustigen Menschen des Waldes. Sanna ist ja bei ihm und Eins mit ihm; ihr ist er den Schutz schuldig, ihr will er ein sicheres Dach geben und wäre es

unter Urwaldstämmen, und wäre es auch nur für heute und morgen.

Hellbart bleibt.

Mit Einem, der die Diebe und Ehebrecher auf den Birnbaum knüpft, läßt sich ein Pakt wohl schließen. Der Zarb hat die Ansiedlung der „Waldteufel" zu einer Gemeinde gemacht. Freilich eine wilde Gemeinde, und manches Mitglied derselben deckte gerne sieben Nächte über sein Gewissen. — Umsonst ist Keiner in die Wildniß gegangen. Und Einer braucht den Andern, und Alle den Einen, den Rothhaarig, den Zarb.

Der Zarb ist gar zufrieden, daß sich wie herangeschneit ein Pfarrer findet. Und ein Mann, wie er den „Hellbart" einmal schildern gehört, kühn, unternehmend, redemächtig, starr auf seinem eingeschlagenen Pfad verharrend, ein wenig schlau dabei und doch ein ehrlicher Klotz — so ein Mann wird mit den Wilden im Teufelssteinergebirge etwan noch fertig. Der Zarb ist König, das steht fest, wie der Teufelsstein; aber der König muß einen Minister haben, der aus dem rohen Metallklotz des königlichen Willens eine Kette weiß zu schmieden, um damit die Unterthanen zu einen, zu leiten und gelegentlich zu fesseln.

Der Zarb verbürgt dem Hellbart und seinem Weibe ein Haus, den Lebensbedarf, Schutz und Achtung.

So ist Matthäus Hellbart Pfarrer der Teufelsgemeinde geworden.

Die Tage wurden kürzer und wieder länger, die wilden Kräuter wuchsen und vergingen, der Mond nahm stetig zu

und ab über der Wildniß, in Wechsel und Wankelmuth wiegte sich Alles; aber der Jarb hat sein Wort gehalten.

Höllbart besaß für sich und sein Weib ein Haus. Es war ihm erbaut worden und die Waldteufel thaten groß und nannten es ihren Pfarrhof. Seltsam genug, die Wildfänge und Gotteslästerer waren schier stolz auf dieses Wort. Der Jarb, der ein paar Jährchen früher so wild gekämpft hatte für die Abschaffung der bäuerlichen Unterthänigkeit, gebot hier im Walde, dem Pfarrer Robot und Zehent zu liefern. Denn dieser Pfarrer war weder vom Papste, noch vom Staate anerkannt, der mußte freilich ganz von seiner Gemeinde Wohlthat leben und zuvörderst an sich selbst ihr gutes Herz erproben lassen. Und siehe, da kamen Weiber mit Wurzeln und Kräutern, Kinder mit Waldfrüchten und Männer mit Wildpret. Und an bestimmten Tagen kamen sie zusammen auf der Wiese vor das Jarbhaus und hielten Berathungen über Verschiedenes und da stieg Höllbart zuweilen auf den Steinblock und redete.

Er sprach nicht von den Pflichten der Menschen, sondern von ihren Rechten; und das hörten sie lieber und Höllbart dachte, wer die Grenzen seines Rechtes kennt und achtet, der ist sich und seinen Mitmenschen pflichtgetreu. Er predigte nicht von Sünde und Buße, sondern von Herzensfreude und weisem Genusse des Lebens.

Höllbart sprach so schön und mild und warm. Sie hörten ihm gerne zu, Anfangs der Neuheit, des Wortes Wohlklanges wegen; bald aber erfaßten sie auch der Worte fröhlichen Sinn und sie freuten sich über dieses Erfassen.

Freilich ganz war die Wildheit dieser Menschen nicht

zu brechen. Einmal als das Gerücht ging, alle Bewohner der Mürzgegend seien auf, um den entflohenen Höllbart zu fangen, da rotteten sie sich zusammen und wollten die Verfolger ihres Pfarrers erschlagen.

Doch die Häscher kamen nicht in die Wildniß und Höllbart suchte die Streitlust der Waldteufel gegen auswärtige Feinde zu lenken, die sich drohend den Landesgrenzen näherten.

Mit Sanna feierte Hellbart den mildesten Hausfrieden. Sie genossen inniges Glück, wenn gleichwohl zuweilen an düsteren Herbstabenden, an einsamen sturmschweren Wintertagen ein betrübter Gast durch das Haus schlich: die Sehnsucht, das Heimweh nach zarteren, geist- und herzanregenden Lebenskreisen.

Sanna war manche Stunde mit der Waldjungfrau Hilla zusammen. Hilla war stets voll Glossen und Possen, aber ritterlich dabei. Da sitzen sie an der sonnigen Felswand und flechten aus Binsen — Fensterscheiben für den Winter. Kracht plötzlich ein Rabe, brummt ein Bär, schallt ein Hilferuf in allernächster Nähe. Sanna fährt auf, da lacht Hilla, daß die Felsen gellen, und mitten aus dem Lachen heraus blökt ein Lämmlein. Bauchreden kann der Schalk.

Ziehen sie durch die Waldungen, um wildes Obst zu sammeln, so ist Hilla der Führer und Beschützer. Zuweilen thut es noth, daß sie eine todte Eule oder einen Habicht oder sonst ein Aas mitschleppen, um die Wölfe zu füttern, wenn sich welche halb flehend, halb drohend an die Frauen wenden.

Mit den Waldteufeln aber ist es mitunter weit schwerer fertig zu werden, als mit den Wölfen. Die Waldteufel mögen kein Aas, viel lieber Waldgeherinnen selber. Der Körnlein

schon gar, der weicht erst, bis ihm Hilla die Faust in sein gelbes Galgengesicht sausen läßt. Die Faust allein thäte den Körnlein noch immer nicht schrecken, aber die Hilla ist die Tochter des Zarb, und der Zarb hat einen alten Holzbirnbaum auf der Wiese stehen.

Sanna und Hilla sind Freundinnen geworden. Die Eine hat Kühnheit und Kraft, die Andere Zartheit und Seele von der Genossin gewonnen. Sanna hat sich mittelst dieses ihres Gewinnes freier und selbstvertrauter an das Waldland geschlossen. Der Waldjungfrau Hilla ist aus ihrem sich zarter bildenden Gemüthe eine andere Frucht entsprossen: die Liebe.

Da war im Waldlande ein junger Wildling, der hatte einen Stahlkopf und ein Goldherz und wurde geheißen Wandolf der Schütz. Das Schießen haben wohl Alle verstanden, aber das Treffen? — Wandolf hat all' seiner Tage keinen Schuß in die leere Luft gethan. — Einmal in einer heiteren Nacht schießt er aus Uebermuth in den Himmel hinein — und siehe, ein Stern purzelt über das Firmament.

Aber nicht mit der Kugel, mit seinem Augenblitz hat er das Mädchen getroffen. Von derselben Zeit an wollte Hilla kein Schöpshauthöslein mehr tragen.

Tritt der Wandolf eines Tages in des Zarb Haus hinein: „Sabin, ich will Deine Tochter freien.“

„Wer frägt mich das?“ versetzte der Zarb.

„Wandolf der Schütz, der Knapp aus Zell, der das Wappen des Salm von dem Thurm der Wallfahrtskirch' hat geschossen, weil das Kreuz hinaufgehört, der aber auch das Kreuz von dem Thurm der Wallfahrtskirch' hat geschossen, weil es zweibalkig war und des Papstes Zeichen hat bedeutet.“

So des Schützen Wandolf's Worte.

„Nach welchem Wappen wirst Du nimmer schießen?" fragte der Zarb.

„Christi Kreuz ist mein Glauben!" sagt darauf Wandolf.

Da versetzt der Zarb:

„So greif' zu und sei mein Tochtermann."

Hellbart war dabei und wunderte sich baß, daß die Lehre des großen Volksfreundes hier so unmittelbar gedeutet wurde.

Als es zur Hochzeit kam, schickte der Zarb den Körnlein aus, um den Festbraten zu holen.

„Der Strebkerf ist kein Strebkerf", sagte der Zarb zu Hellbart und meinte den Goldhaarigen, „im Ennsthale eben versprengt worden, ist er auch zu uns gekommen. Wir können ihn vornehm brauchen. Das Pürschen versteht er wie ein Wolfshund, schriftgelehrt ist er und verschmitzt wie ein Pfaff, aber stehlen thut mir der Sakramenter, wie ein Rab'."

Hätte geistlich werden sollen, hat Körnlein's Mutter dazumal gesagt, sei es aber gottlob nicht geworden.

Als die Hochzeit war — viele Waldteufel waren auf der Wiese beisammen und trieben Schabernack — da kam der Körnlein mit einem Korbvoll Hühner für ein feines Hochzeitsessen.

„Wo hast sie geholt?" fragt der Zarb.

„Hi, hi", lacht der Körnlein, „unten auf dem Hausteinerweg ist eine Bäuerin gegangen, hat gar schwer daran getragen. Hab' ihr die Thierlein zur Ehr' unserer schönen Braut abgenommen." Da zwinkert er mit den Augen.

Aber der Zarb ruft:

„Was sind wir im Wald? Geflügel fällt uns in's Maul, so viel wir mögen. Wozu rauben auf der Straßen? — Feist sind sie; wohlan, so laßt's Euch schmecken!"

Und geschmeckt hat der feine Bissen.

„Greift d'rein, Ihr Bären, das ist gewürztes Fleisch!" ruft der Körnlein lustig.

„Du Strolch?" sagt der Zarb. „Hast gegessen? Bist satt?"

„Brautvater, Dir bring ich's!" johlt der Körnlein und fährt auf mit dem Brennwassernapf.

„Du Rabenaas!" schreit der Zarb, „ein Straßenräuber trinkt mir die Gesundheit nimmer."

Und ein Weilchen nachher hängt der Körnlein auf dem Birnbaum.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Während in der Alpenwildniß der Pfarrer Höllbart gemeinsam mit dem gewaltigen Zarb die struppigen und störrigen Schäflein hütete, ging's draußen in den Weiten heiß her. Der Hochsommer that es nicht. Neuen Krieg und Aufruhr gab es. Der Martin Luther soll wieder losgekommen sein. Etwa bricht der Höllbart auch hervor mit Macht. Endlich droht er wahrhaftig aufzustehen, der furchtbare Antichrist.

Im Mürzthale war allgemeine Wirrniß. Am Fuße des Göll, wo die Reutung zu Rand geht, stand ein hölzernes

Kreuz schier morsch am Fuße und nach links zur Erde geneigt. Der Christus war zerbrochen und hatte keine Hände mehr. Ein Gott ohne schützende Hand, das war kein gutes Vorbedeuten. Nicht die Ketzer hatten es gethan, wie am Frauenbildnisse im Ennsthale, sondern die Zeit, die lange, böse, gottlose Zeit, die nun Empörung stiftet, Empörung gegen Fürsten und Gott.

Hinter dem Kreuze standen hohe, finstere Schwarztannen. Und da hatte eines Morgens ein Mann aus dem Orte Krieglach gesehen, wie von den Aesten dieser Bäume große Blutstropfen niederhingen. Die Mähr' verbreitete sich thalauf, thalab: Beim Gölkkreuze ist es gesehen worden, Blut schwitzen die Bäume. Das bedeutet Arges!

Solches war eine Mähr'. Aber aus dem Ungarlande her kam eine Kunde, die ein lautes Schreckgewimmer hervorbrachte in allen Gauen. Der Türk bricht wieder ein!

Ein Wehgeschrei gellt durch das Land. Zum Erzherzog Ferdinand dringt der Ruf, Ferdinand hält die Ohren zu. Was kann er thun? Sein Kriegsheer ist zerfallen; seine Schatzkammer ist leer. — „Und der blutgierige, wüthende, unser und unseres heiligen christlichen Glaubens Erbfeind, die Türken, welche viele christliche Länder, Städte und Festungen unter ihre Gewalt gebracht und so viel christlich Volk, das nicht zu zählen ist, todtgeschlagen, gefänglich weggeführt, schändlich mißbraucht und in ihre Dienstbarkeit gezwungen haben — sie wälzen sich wieder heran in unzähligen Schaaren.“

Die Landstände ruft der Erzherzog. Die Landstände wissen Rath; es ist noch Mark im Lande Steiermark. Zwar das Volk ist am Bettelstab, der Adel ist arg geschwächt, aber

die Kirche muß retten. Die Kirche hat große Güter im Lande, die Klöster haben gefüllte Schatzkammern. Religion und Kirche ist jetzo wahrhaft in Gefahr, so möge die Kirche zu Vertheidigung und Schutz ihr Schärflein geben.

Den vierten Theil der geistlichen Güter verlangt ein Manifest des Erzherzogs, nachdem er „sein eigen Vermögen dargestreckt. Allein, das reicht gegen die große Macht der Türken nicht aus, auch mögen unsere Länder und Leute die große Last wie bisher nicht länger ertragen. Man ist also bedacht, nachdem die Gefahr am meisten unseren heiligen christlichen Glauben betrifft, lieber einen Theil der Güter und Gülden der Gotteshäuser und Klöster zur Rettung unseres heiligen christlichen Glaubens und zur Erhaltung des übrigen Theiles derselben anzugreifen und zum Widerstande gegen die Türken zu gebrauchen, als zuzulassen, daß der Türk nicht nur die Gotteshäuser und Klöster und deren Güter in seine Gewalt bringe, sondern auch die christlichen Leute todtschlage und von dem heiligen Glauben bringe."

Dieses Schriftstück entfachte den Seelensturm im Lande von einer neuen Seite.

„Die rechtmäßigen Kirchengüter sollen verschachert werden?" rief der geistliche Herr von Spital bei einem Konzilium in der Neuberger Abtei, „also kein anderes Geld mehr im Land? Die Kirchengüter rauben und damit die Heiden schlagen wollen, ha, ha, das ist jetzo neuer christlicher Landesbrauch. O, der Erzherzog rechnet hinter des Wirthes Rücken und er verrechnet sich. Soll die Kirche schon geplündert werden, so ist's besser, der Heide thut's, denn der Christ!"

Und sie vereinigten sich: „Der Ferdinand mag zehn

solche Befehle stellen, wir geben nichts. Kommt es auf der Kirche Gut an, so mögen die Türkenhunde dreinfahren, und die ganze erzherzogliche Bettelwirthschaft verschlingen. Der Herr wird das Seine zu schützen wissen!"

Der landesfürstliche Erlaß scheiterte an dem ehernen Sinn der Geistlichkeit.

Verlegte sich Ferdinand im Angesichte der schrecklichen Gefahr dann auf's Bitten: die ehrwürdigen Stifte und Klöster möchten doch für's Wenigste eine Anzahl Krieger stellen und besolden.

Was? Als Söldnerknechte will er die Priester einhertreiben gegen die heidnischen Bestien?

Der Klerus verweigerte Alles und blieb bei dem Wahlspruch: Gott wird die Seinen zu schützen wissen. So tapfer und opferwillig die Geistlichkeit in früheren Jahren gegen den Feind der Christenheit gestritten hatte, so war sie jetzt im Drange des hereinbrechenden Lutherthums wie verwirrt und verkehrt. Der Kampf um das Dogma hatte sie verbittert und verhärtet.

Die Leute waren unstät und planlos. Der Bauer wollte nicht ackern und säen; in den Werkstätten wurden Kriegsgeräthe erzeugt. Auf der Heeresstraße stockten die Fuhrwerke. Kriegsknechte zogen zu, einzeln oder in Haufen. Das waren zumeist verwahrloste Kerle, voll Lumpen von außen, voll Hunger von innen. Die Leute schlossen die Thüren vor ihrer Nase zu. War das ein Kriegsheer! Das sollte nun gegen die Türken ziehen und war ganz mittel- und muthlos. Es sind auch gar zu herbe Erfahrungen gemacht worden. Väter und Großväter hatten vom Türken erzählt und stets beigesetzt:

„Thut nur beten, Kinder! Die Städte hat er niedergebrannt, viele tausend Personen hat er davongeschleppt. Und wenn er wiederum kommt, dann helf' uns Gott!"

So haben zahlreiche Sagen aus älteren Türkeneinfällen und die Erinnerungen an neuere Niederlagen die Gemüther entmuthigt.

Sehr langsam und stockend bewegte sich der Strom der Krieger gegen den Semmering.

Bauern gruben zur Nachtszeit unter alten Bäumen in tiefen Felsschluchten ihr klein erspart' Schätzlein oder ihre Hausgeräthschaften ein. Nur die Beile und Holzaxten wurden nicht verscharrt, sondern geschärft am Schleifstein.

Und die Geistlichkeit, ei, die that wohl auch das Ihre. Zuvörderst wurde der Preis des Meßopfers und des vollkommenen Ablasses herabgesetzt; auch die ärmsten Leute sollten der Gnadenmittel theilhaftig werden können, um gestärkt und gesegnet dem Feinde die Stirne zu bieten oder ihm wenigstens glücklich zu entkommen.

Pater Jonas war längst nicht mehr in der Gegend gesehen worden. Eine Weile in der Neupergerabtei hatte er sich aufgehalten, und als der Türkenlärm nahte, da ging er, um sich und seine Blechbüchse wohl zu bergen, in einen stillen Winkel der hinteren Mürz. In dieselbe Gegend der heiligen Natureinsamkeit sind auch die gefüllten eisernen Kisten aus der Abtei gezogen.

Der Pfarrer von Krieglach war nach den seltsamen Verkommnissen von seiner Stelle abgetreten. Der Gram um das liebe verlorene Kind zehrte an seinem Leben.

Der neue Pfarrer sorgte väterlich für die Gemeinde. Er

ließ für's Erste aus Rom mehrere Gebeine heiliger Märtyrer kommen. Er ließ für das himmelhohe Geltkreuz, bei dem manches Mirakel schon geschehen war, aus feingeglätteten Baumstämmen eine Kapelle bauen.

Und in dieser Kapelle wahrte er ein Kleinod, wie solches vielleicht in der ganzen Welt nicht mehr zu finden war. Durch ein Wunder Gottes war es erhalten geblieben über tausend und fünfhundert Jahre, zum Troste der Gläubigen. Aus fernen Thälern her zogen Wallfahrer, um den Gnadenschatz zu sehen und im Geiste zu empfahen.

In der neuen Kapelle am Gelt, unter einem Eisengitter, in einem grauen, sorgsam verkorkten Fläschchen war der Athem des heiligen Josef.

Ob wahr und echt? Darnach fragte damals kein Mensch. Ei doch! Der halbverzagte und grübelnde Haberfranz that die Frage.

Der Pfarrer hätte darob den Zweifler am liebsten ausgeschlossen von der Gemeinschaft der Gläubigen. Vorläufig aber wies er nur entrüstet auf das päpstliche Siegel, mittelst welchem das Fläschen verschlossen war.

Das hat dem Haberfranz genügt — er ist auf's Knie gesunken vor dem Gnadenschatz, hat brünstiglich gebetet.

So hatten die Leute doch etwelche Mittel gegen die Türkengefahr. Außerdem wurden Prozessionen gehalten zu Kirchen und Kapellen, die unserer lieben Frauen waren erbaut worden. Es herrschte damals noch der mittelalterliche Frauenkultus, wenn auch nicht mehr in seiner ursprünglichen poesievollen Lieblichkeit wie vereinst, so doch noch in seinem berückenden Prang und Prunk. Die Bienen waren fleißig

im Lande — meint der Chronist — allein sie konnten schier nicht genug Wachs aufbringen für Kerzen, die an Frauenaltären verloderten. Manches Gnadenbild, das vielleicht eben ein wenig minder sich der Neigung des Volkes zu erfreuen hatte, mußte schlicht mit Pechlunten vorlieb nehmen. Hinwiederum strahlte manch' mit Gold und Seide schwerbeladenes Bildniß in einem völlig wundersam berückenden Kerzenflammenglanz. Und mit solchen Bildnissen hielten sie Umgang an sonnigen Tagen, wie in finsteren Nächten, und Klag- und Bußgesänge schollen, und von den Kirchthürmen klang es wie Sturmgeläute.

So haben sie sich gegen den Feind gerüstet.

Es vergingen Wochen um Wochen. Die Straße war leer; es war wieder stiller geworden. Nur von Raubhorden vernahm man zuweilen, die in den Wäldern des Teufelsstein ziehen sollten. Die Türkengefahr, meinte Mancher, sei auf die Fürbitte der Mutter Gottes vorüber. Aeltere Leute aber sagten: „Helf' uns Gott!"

— — — — — — — — — — — — — — —

Es war Erntemonat, aber es gab nicht viel zu ernten. Der Türke hatte noch nichts zertreten, doch das Säen war ausgeblieben in dieser Zeit der Wirrsal und der Bittgänge.

Das Pürschhaus im Orte Krieglach stand leer; wildes Bohnengewinde rankte zu den Fenstern hinein. Die junge Linde stand betrübt auf dem Hügel und sie hatte — kaum die Hundstage vorbei — schon fahle Blätter.

Der Gaberfranz ging zuweilen vorüber und blieb vor dem Bäumchen stehen.

„Es sind die Kirschen kaum reif und dieser junge Baum

UNIV.-BIBLIOTHEK HALLE (Saale)

hat schon rothe Blätter. Was bedeutet das? Etwan ist der Höllbart, der die Linde hat gepflanzt, umgekommen und der böse Feind hat ihm den Hals gebrochen?"

Mit dem bösen Feind meinte der Gaberfranz nicht den Türken, sondern den leidigen Teufel selber. —

Der Höllbart war nun aber völlig verschollen.

Von dem Gebirge des Schwab war zu dieser Zeit ein glutäugiger junger Mann niedergestiegen in die Thäler und war an die Ufer der Mürz gekommen. Er nannte sich Lindolf. Seine Vorfahren hatten sich länger denn ein Jahrhundert verborgen gehalten in einem Winkel des Gebirges. Aber in Lindolf war nicht der Sinn für ein beschauliches Hirtenleben, sein Hang ging in die Weiten und Breiten, nach großen, weltbewegenden Thaten der Menschen. Die Idee von Vaterland und Vaterlandvertheidigung war nicht in ihm. Aber Menschen, denen Unrecht geschah, da Feinde einbrachen in ihr Besitzthum und nach ihrem Gut und Leben strebten, solche Menschen wollte er schützen; daher kam er niedergestiegen und trug in seinem Gurte jenes Beil, mit welchem er einst die Aeste für den Sarg seines Ahnen von den Fichten geschlagen hatte.

Stetig zog Lindolf durch das Thal der Mürz und ward Streiter.

Ueber den Semmering und von den Waldungen des Alpsteiges her kamen Landstreicher, Zigeunergesindel und allerhand herrenloses Volk mit seltsamen Geberden und fremden Lauten. Das ist der Kehricht des großen Besens — die Geißel saust näher. Ueber die Haiden Ungarns fluthen die wilden Schaaren heran. Ein Gerücht fliegt durch das Thal:

der Neustadt und Wien wallt der Roßschweif; auf dem Stefansthurme prangt der Halbmond.

Leute auf hohen Bergen hören an stillen Abenden von Aufgang her ein Donnern und dumpfes Pochen, wie von schweren Geschützen. Und einmal liegt durch die ganze Nacht ein mattrother Wolkenstreifen über den fernen Ebenen von Neustadt.

Rasender Schrecken im Lande. In den Schlössern und Flecken fluthet neu das Leben auf. Kinder und Kranke werden davongeschafft; Heerden werden aus den Pfrängern gejagt, als stünde Alles in Flammen. Und wahrhaftig, Viele wollen den Brand schleudern in ihr eigenes Gehöfte. Der Kaplan von Hohenwang sprengt auf einem Rappen durch das Thal und ruft zum Landsturm auf, was stehen und ringen kann. Er selbst trägt ein Schußgewehr und eine breite, blinkende Scheiterspalte auf der Achsel. Mancher will dem Priester die Hände küssen. Mancher kniet betend vor dem Waldkreuze. „Freund!“ ruft ihm der brave Mann zu, „jetzt ist keine Zeit zum Knien. Brecht die Kreuzpfähle vom Weg und drescht damit die Türkenschädel nieder!“

Ein fliegender Befehl ruft jeden zehnten und fast gleichzeitig jeden fünften Mann zur Wehr. Der Klerus erschließt nun Kirchen und Klöster: nehmt, nehmt den vierten Theil, nehmt Alles, was Ihr findet, nur rettet! — Wie starren die kahlen Bilder von den Altären so schreckhaft nieder! Wie prunken die goldenen Leuchter und Gefäße und Monstranzen! Aber Waffen! Waffen! — mit Gold und Silber streitet man jetzt nimmer.

In solcher Wirrniß lodern in einer sternlosen September-

nacht auf den Bergeshöhen die Lärmfeuer. Der Feind ist in's Land gebrochen. Kreuzschüsse hallen durch das Thal, durch die Engen der Mur hinab gen Grätz.

Auf den Zacken der Ramp, auf der Spitze des Königskogels, auf dem Gölk, auf dem Wartberge steigen die Feuersäulen empor — weithin die Noth verkündend. Aber der Türke ist andere Nachtlichter gewohnt, das zeigt der blutige Schein, der breit und hoch im Gewölke des Himmels leckt.

Im Thale der Mürz stehen die Dörfer leer. Wer sich nicht zum verzweifelten Widerstande gerüstet und gerottet, der ist auf der Flucht in die Wälder und Einöden. Mancher hat vor seiner Flucht noch Kalk, Stroh und Tannenzapfen in den Fluß geworfen, um durch dieses Zeichen den unteren Gegenden die Gefahr zu künden.

Auf dem Gölk im Dickicht ist ein wunderlich Lager aufgeschlagen, ein Lager voll ächzender Kinder, weinender Weiber und betender, fluchender Männer. Einer oder der Andere starrt hinab in das Thal. Ein einzig Lichtlein flimmert noch im Orte Krieglach. Das ewige Licht in der Kirche ist es nicht, das ist verloschen. Wer denn ist der Tollkühne, der daheim die bösen Gäste erwartet? — Ei, der flieht nimmer. In der Todtenkammer liegt er, und noch ist das Oel nicht alle, das ihm die Fliehenden in die Lampe haben gegossen. Der Mann ist gestorben aus Gram um ein verlorenes Kind; — er ist seiner Tage Priester gewesen — der alte Pfarrer von Krieglach.

So wie die Lagernden auf dem Gölk heute, so haben vor Tagen zwei Menschen hinabgeblickt in das Thal und auf

den friedlichen Ort. Ach, die Zeiten sind stürmisch, jeder Tag treibt andere Wellen und die Hochfluth rast dahin — und an den vertriebenen Mathes hat heute kein Mensch mehr gedacht.

Es wird Morgen, ein schöner, thaufunkelnder Morgen. Die Vöglein jauchzen auf den Wipfeln, aber die Leute deuten den Frohgesang für Klage- und Hilfeschreie. Darum geht heute noch die Sage, die Schwalben hätten laut geweint an demselbigen Tage und seien davongezogen, und da hätten die Leute gesagt: „Jetzt ist's vorbei mit dem Leben, jetzt sind auch die Vöglein davon, die das Glück bedeuten!"

Da, der Morgen ist hell geworden, biegen die Flüchtlinge das Geäste auseinander und blicken hinab. Was sie nun sehen, sie erschrecken nimmer davor, sie sind darauf gefaßt gewesen.

Die Straße unten ist nicht mehr weiß und grau, sie ist braun, roth, blau, wogt lebendig in allen Farben. Ein seltsames Klingeln und Schrillen und Pfeifen dringt herauf und zuweilen ein scharfer Schrei, wie ihn so gellend und durchdringend keines Aelplers Kehle vermag auszustoßen.

Um den Ort Krieglach schwärmt es, wie eine aufgestöberte Ameisenbrut und aus allen Schornsteinen steigt Rauch auf. Von Stunde zu Stunde wächst das Dorf, bunte Zelte steigen wie aus der Erde hervor und auf den Gipfeln derselben flattert der Roßschweif, funkelt der Halbmond.

Im Thale der Mürz herrscht der Türke.

Nimmer zu beschreiben sind die gräulichen Schaaren, die außer dem Bereiche des vor Wien aufgeschlagenen Hauptlagers, nun ihre eigenen Herren, im Gebirge zuchtlos walten,

thierisch wüthen. Die Mongolen mit den gelben Gesichtern und den großen Backenknochen, die Tartaren mit den lüsternen Glotzaugen, „emporgestiegen aus dem nächtigen Tartaros“, die bärhaarigen Jakuten, die halbnackten Baschkiren, verschiedene Sprachen grunzend und schnaufend, sich gegenseitig selbst kaum verstehend. Die weißmänteligen Janitscharen haben es vergessen, daß sie Christenkinder gewesen, sind so wild, wie die Anderen.

Welch' ein Geheul, welch' ein Blasen und Trommeln und Scheibenschrillen, und welch' ein seltsames Tanzen und Springen! Herren im Lande sein! ei, das wissen gar die wieherden Rosse, die blökenden Kameele. Das entfacht den Uebermuth und der Eine sticht mit dem langen Speer des Kameraden blutrothen Turban vom Haupte. Etwan gibt es eine Brust zu durchbohren, die sich trotzig entgegenstellt, oder es ist mit dem Krummsabel ein blondlockig' Haupt abzuschlagen unter den Kindern des Landes.

Pfeile schwirren in der Luft wie Heuschrecken zur Erntezeit. Und durch all' das hin huschen braunkittelige Derwische und verkünden Gebetstunden und rufen den Allah an.

In Gottesnamen ist all' das Schreckliche geschehen hüben und drüben.

Reiter sprengen in kreuz und krumm, sprengen gegen vereinzelte Gehöfte, sprengen gegen die Schluchten von Hohenwang hinan.

Finster und trotzig steht die Burg auf dem Berge. Keine Fenstertafel glitzert, kein Fähnlein wallt. Still und leblos ragt die Veste. Ein Häuflein Rothmäntel klettert den Berg hinan, klettert katzenhaft behendig den altersgrauen Wall

empor; da bricht das Wetter los. Steine hageln, qualmende Ströme von Pech regnet es nieder, dumpf und derb donnern die Flüche der wackeren Ritter und Knappen. Die Anstürmer purzeln, kollern in den Burggraben oder fliehen den Berg hinab und mischen sich unter die Schaaren.

Oh, der alten Burg soll es nimmer geschenkt sein. Mit den braunen, blutkrustigen Fäusten drohen sie, die schneeweißen Zähne fletschen sie der Veste empor: „Dir wird nimmer der Mond voll!" —

Zu jener Zeit ist es nicht aufgeschrieben worden, was unseren Vorfahren geschehen ist. Aber ein Dornenkranz von bösen Sagen ist zu uns überkommen.

Sengen und brennen, das thut jeder Feind, wenn es in seine Feldzugspläne paßt, aber Ohren- und Fingerabschneiden, blenden, schinden bei lebendigem Leibe — das hat nur der Barbar aus dem Morgenlande gethan, und die sich sträubende Feder muß es gleichwohl buchen, was die Voreltern gelitten.

Noch heute wird an der Freßnitz eine halbverfallene Buche gezeigt, an welche sie einen Hirten bei den Füßen sollen gehangen haben, um auf den Körper, dessen Herz als Zielpunkt sie mit einer wilden Rose bezeichnet, „scheibenzuschießen." Einer Bäuerin aus dem Waldviertel Alpel haben sie bei lebendigem Leibe die Arme und die Brüste vom Rumpfe getrennt. Deren Nachbarin, die sehr schöne, lange Haare besessen, haben sie bei diesen Haaren an den Schweif eines Pferdes geknüpft und über Stock und Stein geschleppt.

Im Kirchlein am Hanenstein wird die heilige Katharina verehrt. Sie steht mit einem langen Schwerte auf dem Altare.

Sie ist eine Patronin gegen Feindesgefahr. So hatte sich — der Sage nach — denn in jenen traurigen Tagen aus dem Thale der Mürz Alles in das Hanensteiner Kirchlein geflüchtet, das hinter den Wäldern des Alpsteiges gelegen. Und einmal, während des Bitt- und Bußgottesdienstes sei Sankt Katharina plötzlich nicht mehr auf dem Altare gestanden. Da wäre große Trostlosigkeit gewesen unter den Andächtigen: Jetzt ist auch unsere Schutzpatronin fort, jetzt müssen wir verderben! — Aber als der Priester den Leib des Herrn habe emporgehoben zur Wandlung, da sei die Heilige neu verklärt wieder auf ihrem Platze gestanden und von dem Schwerte sei helles Blut gerieselt. Zur selben Stunde aber sei der heranziehende Türke durch eine unsichtbare Macht wieder zurückgeworfen werden in das Thal der Mürz.

Uns lehrt diese Sage nur, daß der Feind in die Gegend von Hanenstein und der wilden Teufelssteinwälder nicht gekommen sein dürfte.

Um so länger und gräßlicher haben Soliman's Raubherden an der Mürz gewüthet.

Beherztere Flüchtlinge wagten sich endlich wieder hervor aus ihren Verstecken und meinten: Wenn ich flehe, daß ich wieder ruhig wohnen dürfe unter meinem Dache, meiner Kinder, meines kranken Weibes willen, wenn ich beschwöre, daß ich ihnen nichts in den Weg legen, friedsam mit ihnen leben wolle, so werden sie Erbarmen haben. Es sind ja doch auch Menschen.

Aber was für Menschen! klagt ein Chronist, wären es lieber rasende Thiere gewesen, die ihre Opfer sofort in tausend Stücke zerrissen hätten. — Aber die Barbaren legten den

Armen eiserne Ringe um den Hals und schleppten sie von dannen. Manches Häuflein wackerer, handfester Männer that sich zusammen und fuhr mit Axten und Morgensternen auf Leben und Tod in die fremden Schaaren. Sie haben Viele der steierischen Erde hingeschleudert; aber Tod oder Gefangenschaft ist ihr endlich Los gewesen. Jeder den eisernen Ring um den Hals in langen Ketten aneinander geschmiedet, wurden sie davongeschleift, während die Heimstätten in Flammen loderten.

Wie rührend klagt eine Urkunde aus jenen Schreckenstagen:

„In der unteren Gegend haben die Türken sieben Häuser verbrannt; ist alles Trait und Hausrath verbrunnen. — Dem Freisleben Jörgen haben die Türken sein Weib mitsammt zwei Kindern und große Dirn weggeführt. — Dem Hans Kneissel haben sie einen Knaben weggeführt, ist sein Sun gewesen. — Dem Bogner Andree haben die Türken sein Weib weggeführt, ist hoch schwanger gewesen. — Der Gemeinschusterin ist ein Dienstdirnl weggeführt worden. — Dem Erhart ist eine große Dienstdirn weggeführt worden. — Der Sand Hannes ist von den Türken verbrennt worden. — den Kirchen haben sie an Bildern, Meßgewand und Anderem großen Schaden than und das hochwürdige Sakrament auf die Erden getreten. — Dem Peter Mängel haben sie seinen Vetter köpft. — Dem Munssen Jackel haben sie Haus und Hof verbrennt und seine Mutter köpft. — Dem Bauer Hans steht sein Hof noch, aber die Türken haben ihm Roß und vier Kinder weggeführt. — Dem Schmied Jeckel steht sein Hof, aber die Türken haben ihm das Maul von einander

gehackt. — Die Gstettnerin Wittib ist hart von den Türken verwundet und ihr Sohn weggeführt worden —" Und so weiter, eine erschreckend ausführliche Liste aus dem unseligen Jahre.

Von dem Kirchensprengel Krieglach allein achthundert Personen in die Sklaverei fortgeschleppt! so erzählt heute noch eine Inschrift in benannter Kirche.

Die noch übrigen Flüchtlinge in ihren Alpenverstecken haben vergebens auf das kaiserliche Heer geharrt, das endlich siegreich sie erlösen möchte. Aber des Landes zerrissene Kriegsmacht mußte ja ihre Burgen und Städte schützen. Das Landvolk war sich selbst überlassen, um auf Noth und Tod mit dem Ungeheuer zu ringen.

Heldenthaten sind geschehen. Jeder Bauer erschlug der Türken drei, und sein Weib deren zwei, lautete eine Urkunde. Und Lindolf mit seinen wenigen Genossen hat manche böse Scharte gerissen in den Haufen des Feindes. Einmal war er bereits gefangen und entwaffnet, da erwürgte er den Wächter mit dessen eigenem Roßschweif, bemächtigte sich wieder der Streitaxt und schlug sich eine Gasse bis zu den Seinen.

Da war es eines Morgens, daß vom Semmering her, inmitten zahlreichen Trosses, zwölf bartlose Gesellen in gelben Kitteln ein buntes, klingendes Gezelt herantrugen.

„Das ist der Soliman oder sein Schatz!" meinten Einige und es glühte und zuckte die Kampflust. Da führte Lindolf die Schaar seiner Getreuen auf Umwegen durch dichtes Strauchwerk, und dem Zuge nahekommend, rief er zum

Ansturme. Mit Hurrah ging's aus dem Dickichte hervor; die Deckung des Zuges wurde durchbrochen, die Gelbkittel zum Theile niedergemacht und ein wilder Recke führte in der Wuth des Kampfes einen blinden Schlag in das Gezelt, welches in den Staub der Straße stürzte.

Mit einem mächtigen Ruf gebot Lindolf Einhalt, denn in dem Zelte saßen zwei Frauen, wovon die eine am Haupte getroffen, bereits in die Ecke gesunken war, während die andere mit einem gellenden Schrei auf die Sterbende hinstürzte.

Im nächsten Augenblicke war das Gezelt zerrissen in tausend Fetzen, aber schon nahten feindliche Rotten und Lindolf hatte nur noch Zeit, die eine unverletzte Frauengestalt um die Hüften zu fassen und mit ihr in das dichte Gesträuche der Waldschlucht zu fliehen. Seine Genossen folgten ihm und brachten auch noch einen grinsenden Gelbkittel mit.

Und die Türken fanden auf der Straße einige gespaltene Schädel, ein zerrissenes Gezelt und ein todtes Weib. Wohl brachen sie wüthend auf zur Verfolgung, aber Lindolf war bereits im Schutze des Hochwaldes und der Felsen, und vor ihm auf dem Flechtwerke des Mooses lag ein ohnmächtiges Mädchen von wunderbarer Schönheit.

Es war im zarten Kleide und im reichen Schmucke einer Königin. Schwere Perlenketten lagen über dem milden Busen, und in dem losewallenden, glänzend schwarzen Haar lag ein Band, in welchem ein Frühling von buntleuchtenden Edelsteinen blühte. Ueber das Angesicht ging ein weißer, zarter Schleier, einen doppelten Reiz über die feinen ausdrucksvollen Züge gießend. Die Wangen waren rund und blaß,

zwischen den halboffenen Lippen schimmerten schneeweiße Zähnchen, aber kein Athemhauch war zu spüren.

Ueber Lindolf's Stirne ging eine Röthe, wie Blitzeszucken: er riß einen Kümmelstamm ab, zerrieb die Rispe desselben zwischen den Fingern und hielt die zerquetschten Körner der Ohnmächtigen unter das feingeformte Näschen. Der stechende Geruch wirkte, das Kind schlug die Augen auf.

Und als Lindolf in dieses große, tiefschwarze Auge sah, vergleichbar mit einer Sommernacht, in welcher Wetterleuchten zuckt — da wurde ihm ein Traum aus frühester Kindheit wach; es war wie Mutteraugengruß aus morgenländischer Heimat. Gleichwohl in den Bergen des Nordens geboren, lebte der orientalische Blutstropfen des Stammes nach ungezählten Jahren endlich in diesem Manne wieder auf.

Als das Mädchen die fremden Männer sah, da schien es seine Lage sogleich zu erkennen. Hastig griff die kleine rechte Hand nach einem schmalen, scharfen Messerchen, das im Gürtel stak, doch Lindolf fing den Arm gelassen auf und steckte die gefährliche Waffe zu sich. In demselben Augenblicke fuhr die Gefangene mit der Hand nach der Perlenschnur, die sie am Halse trug und zog dieselbe zusammen. Lindolf hatte Mühe, den schönen schlanken Hals von der mörderischen Schnur zu befreien.

Und als sich das Kind so in Allem überwunden sah, schloß es trotzig den Mund und schloß das Auge, als sollte der Feind nimmermehr in seine Seele schauen. Kein Laut und keine Thräne war hier aus diesem Wesen noch gedrungen. Wie ein Marmorbild lag es jetzt da und es war, als

ob sich dieses Leben sofort gefügt hätte dem eigenen Willen — zu sterben.

Der Jüngling aus dem Gebirge des Schwab, über das Begebniß auf alles Andere vergessend, beschloß nun, seine wundersame Beute in volle Sicherheit zu bringen.

Auf einer Sänfte aus Lärchengeflecht trugen die Männer das Mädchen über Berg und Thal. Der Zug ging gegen die Hochwälder des Teufelsstein. Und Lindolf folgte der Sänfte.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

In den Haufen des Feindes war große Verwirrung. Planlos schossen sie umher, nach der Entführten zu fahnden. Das erschlagene Weib hüllten sie in kostbare Tücher und führten es in einem hohen, schwankenden Wagen davon. Ein großer Theil des Heeres folgte dem Wagen, ein anderer zog, da er die Jagd nach der Entführten als fruchtlos erkannte, mit zahllosen Gefangenen ab.

Aber der Aussatz blieb zurück; ein wild umherstreifendes Mordgesindel, zahllos, wie die Kohlraupen jenes Herbstes, untilgbar und grauenhafter noch wirthschaftend, als die eigentlichen Henkersknechte des fürchterlichen Soliman. Sie haben den Raub des schönen, jungen Weibes arg gerächt.

Gegen Ende des Monates September gab es an den Ufern der Mürz nur mehr Brandstätten und Leichenhügel. In demselben Jahre sind in der Mürz die Forellen verdorben. Die Leute sagen, das Wasser sei zu trüb und blutig gewesen.

Der Gaberfranz lebte noch, aber die Seinen waren zu Grunde gegangen. Er hatte das Würgen gesehen und war

darüber irrsinnig geworden. Da hatte er eines Tages an der Göllkapelle eine brennende Opferkerze unter den Dachstuhl gehalten, bis die Flamme in dem Gebälke sich mehrte. „Hast schon kein Auge und Ohr für der Menschen Bitten und muß Alles verbrennen und versterben, so sollst Du auch selber verbrennen und versterben!“ Er sprach's zum Marienbilde, als es das Feuer schon umzüngelte. Und der Athem des heiligen Josef ist auch verbrannt und — hört ihr es hallen im Walde? Das ist das Lachen vom Gaberfranz.

Als dann in einer der nächsten Nächte die Burg Hohenwang in Flammen stand, daß das ganze weite Thal in rothem Scheine lag, da lachte der Alte wieder.

Als hierauf ein Rudel menschlicher Bestien mit den kupfernen fletschenden Galgengesichtern, zerzausten Roßschweifen und blutrostigen Krummsäbeln durch die Gegend strich, nach Menschen jagend, Fangschlingen über sie auswerfend, da lachte der Gaberfranz. Und als sie die winselnden Gefangenen hin gegen die Kirche von Krieglach zerrten, deren altes Gemäuer noch unversehrt aufragte mitten in den Aschenstätten; und als die Barbaren das Gotteshaus vollpfropften mit den unglücklichen Opfern, die für einen grausamen Tod oder für ewige Gefangenschaft bestimmt waren — da lachte der Gaberfranz. Sein Lachkrampf trieb ihm Thränen aus den Augen.

Und als endlich zu ihm selbst eine pfeifende Fangschlinge herantanzte und er mitten in einer schlenkenden Kette hastig zur Kirche zappelte, in die ächzende Menge hineingeschleudert wurde und die schwere Thür hinter ihm zufiel — da lachte der Gaberfranz ganz gewaltig.

Die Türkenhaufen hatten aus Rache gegen Hinterlist

und Widerstand, so sie erfahren, und besonders durch den Ueberfall jenes Tragzeltes erbittert, beschlossen, vor ihrem Abzuge noch eine That zu verüben, die ihres abendländischen Kriegszuges würdig sein sollte. So hatten sie die Kirche voll gepfropft mit Menschen, in der Absicht, sie mitsammt dem Baue zu verbrennen.

Rasender Wahnsinn, wilde Verzweiflung, dumpfe Ergebung herrschte in der wettergrauen Pfarrkirche, die nun ein grauenhaft Gefängniß geworden war. War hier nicht die Gemeinde, sowie das Geschlecht der Vorfahren gelegen auf den Knieen im Gebete: „Herr, erlöse uns von dem Uebel!" Und das Uebel war doch gekommen und unendlich furchtbarer, als je hätte geahnt werden können.

Darum lachte der alte Gabersranz so sehr.

Noch einmal umarmte sich hier Mann und Weib, Mutter und Kind — die Stunde der Trennung war so nahe. Ein fieberndes Wogen und Schnaufen und Stöhnen war in der Menge — aber kein Klagen und Weinen mehr. Wer hätte noch Thränen in so späten Tagen?

Mancher lehnt in stummer Wuth am Altartisch und starrt zu den hohen vergitterten Fenstern auf. Manches holde Mädchen kauert an der feuchten Mauer eines finsteren Winkels und wimmert vor Kälte und Scham. Nicht um Befreiung, sondern um einen einzigen Lappen fleht sie, sich zu bedecken. Ein Bursche, in Fiebergluth rasend, jauchzt auf und strebt nach dem Mädchen mit schäumenden Lippen. Auf der Wand steht Sankt Bartholomä, des Märtyrzeichens Schlachtmesser in der Hand. Nach diesem Werkzeuge hascht das unglückselige Kind und fährt damit gegen die Brust; aber das gleißende

Ding aus morschem Holze bricht zu Moder, anstatt erlösend in das Herz zu dringen.

Die Thüre knarrt! Nahen die Barbaren? Ein kugelrundes Pfäfflein wird hereingestoßen. Noch an der Pforte verhandelt es beredt mit den Schergen: allen Ablaß gibt es gerne, kostet ihnen keinen Heller, nur martern und brennen, das sollen sie ihm nicht anthun, um Gotteswillen!

Die Heiden werfen die Thüre in das Schloß.

„He!" schreit der Gaberfranz, „der Pfaff wär' jetzt auch da; die Gemeinde ist schon beisammen. Läutet zur heiligen Meß'!"

„Wehe!" ruft der Mönch, es ist der Pater Jonas, den sie aus seiner Waldklause hervorgeholt haben — „wehe! Wisset, was die Heidenteufel draußen thun? Holzwerk schichten sie um die Kirche. Wir all' miteinander werden lebendig gebraten!"

Da tönt ein bebender Schreckruf aus Aller Lippen; aber der Gaberfranz schreit: „Ehrwürdiger Herr, Ihr habt so treffliche Ablässe gegen das Fegefeuer, ist keiner darunter, der Erdenflammen löscht?"

„Hinsinkt der Vater vor den geschändeten Altar: „Herr, erbarme Dich unser!"

„So bring' das Meßopfer!" ruft der Wahnsinnige: „wo ist das Gotteslamm? Du frommer Mann, bist ja der Mittler zwischen Gott und den Menschen! Hast Dich doch dafür bezahlen lassen, so hilf uns jetzt und sei kein Schurk'! — Hei, wie er zittert und kriecht! Herr, erbarme Dich unser! Das sagt sich leicht, dazu brauch' ich kein Pfaff zu sein.

hörst, geistlicher Herr, Du bist ein jämmerlicher Wicht, wie wir all' miteinand'."

Bald darauf saß der Franz im Beichtstuhl: „Keinen sprech' ich los von Sündennoth, so lange er noch Athem hat. Der Athem ist die Sünde und der Tod ist die Buße!"

Dann wieder rief der Wahnwitzige von der Kanzel herab: „Auf Brüder, morgen geht's in's heilige Land!" Und er erraffte ein Kruzifix: „Auf, zum Kreuzzug! Verbrennet die Ketzer, schlachtet die Heidenhunde, erobert das heilige Grab! — Hahaha!" lachte er dann. „So fromm und tapfer sind nur unsere Väter gewesen, und die Türken bleiben uns nichts schuldig, und an Allem bist Du Schuld, Gespenst!" Er schleuderte das Kruzifix auf das Steinpflaster nieder.

Da wurde in der Menge das Entsetzen noch größer.

„Ite missa est!" sang der Alte. „Jetzt könnt Ihr nach Hause gehen! — Ei, wos das eine fromme Gemeinde ist, bleibt den ganzen Tag in der Kirch' und im Wirthshaus geht's so lustig zu!"

„Werft den Lästerer von der Kanzel herab!" rief der Mönch.

„Und steinigt ihn!" setzte der Gaberfranz bei, „steinigt ihn, er ist der Höllbart!"

„Wohl!" ächzte der Vater, „der Höllbart ist an Allem Schuld. Diese Kirche hat er entweiht, diesen Altar hat er geschändet, so ist Gottes Geißel über uns gekommen."

In demselben Augenblicke verfinsterte sich der Kirche Raum, schwarzer Rauch qualmte an den Fenstern auf und draußen hetzte die wilde Horde

Ein hundertstimmiges Jammergeschrei hallt auf, aber das Knistern und Knattern des Feuers ist lauter und schrillend springen die Fenster und die Rauchmassen qualmen herein.

„Gebt Acht!“ schreit der Franz, „jetzt ist's bald überstanden!“

Alles drängt gegen das Thurmgewölbe. Tief in einer Mauernische ruhen unter Flitter die Gebeine eines „heiligen Leibes“; diese zerrt der zähneklappernde Mönch heraus, daß das Rauschgold flattert, und kriecht selbst in die Nische.

Da tönt auf dem Chore plötzlich voller Orgelton. Man weiß schon lange nicht mehr, daß der Franz die Tasten spielen kann; aber unsäglichen Trost senkt der helle Klang in die Herzen und wie aus *einem* Munde stimmen die Gefangenen das uralte deutsche Kriegslied an:

„Verlaß' uns nicht, wenn Unkraft uns befallen,
Wenn unser Muth entfleucht, sei Stab uns Allen.
O, gib uns nicht dem bittern Tod zum Raube,
Barmherziger Gott, Du unser Hort und Glaube!
Heiliger Gott! Heiliger starker Gott,
Heiliger unsterblicher Gott, erbarme Dich unser!“

Und siehe, da sie noch sangen, erhob sich plötzlich von Außen ein mächtiges Geheul und ein Gebrüll war zu hören, als nahe ein Löwenrudel der Wüste. Ein paar Schläge fielen auf das Kirchenthor, daß die Mauern bebten und die Pforte flog berstend auf, und hinaus, hinaus in den freien Tag drängt die Menge.

Auf dem Kirchhofe entbrennt ein mörderisches Schlachten. Ein Haufe wildbärtiger, hünenhafter Männer, die Niemand kennt, sind herangefahren aus den Wäldern und wüthen nun

mit wuchtigen Keulen und langen Messern im Türkengezüchte. Das heult und purzelt und flieht . . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

Und ehe noch die Flammen ohnmächtig an den Kirchenwänden verloschen, waren kaum zehn lebende Türken mehr im Orte.

Die Befreiten lagen auf den Knien und konnten wieder weinen.

„Daniel, Daniel!“ rief der Gaberfranz, „sind Deine Engel auch solche Wildbären gewesen?“

Der Mönch lehnte an einer Mauerstätte und betete — betete wahr und im Herzen, wie vielleicht noch nie.

Da stürzte einer der riesigen Wildlinge mit geschwungener Keule auf ihn heran: „Der auch noch nieder, weil wir heut' schon d'ran sind!“

Aber ein Anderer fiel ihm rasch in die Arme. „Halt' ein, Zarb, und laß des Mordens genug sein!“

Ehern war der Ruf und der Riese ließ die Keule sinken.

„Herr Jesus, das ist er!“ schreit plötzlich der Wahnsinnige d'rein und fällt, von einem schwirrenden Pfeile getroffen, auf die Erde.

Alles drängt sich an den Mann, der den Schlag gegen den Mönch verhindert hatte, und ein Murmeln geht:. „Das ist der Höllbart!“

Wir müssen nun noch einmal in die Teufelssteinwälder hinein und einen kurzen Rückblick thun.

Wir kennen den Zarb; in dem war ein herber, aber menschenechter Kern. Wir kennen den Höllbart und haben

bereits sein Streben angedeutet, auf die Waldleute und besonders auf den Sabin einzuwirken.

So war ein Plan der beiden Männer gereift; und eines Tages, als seit seinem Waldleben der Kreis der Jahreszeiten einmal um war, predigte Hellbart auf der Wiese einen Zug gegen die Türken.

Diese Predigt unterbrachen sie: „Was schiert uns der Türk! Recht hat der Türk!"

Da sah es der Jarb wohl ein, das war ein böses Leben mit diesen Gesellen. Sie sind nicht zu führen und zu leiten; der Eine fährt rechts, der Andere links; der Eine ist ein Taugenichts, der Andere ein Raufbold, der Dritte ein Dieb, der Vierte ein Heuchler und Schleicher, der Fünfte ein sonstiger Galgenstrick. Und gesetzt, sie hielten zusammen und der Jarb wäre ihr Hauptmann — was weiter als eine Bande, vor der die Pfaffen und Herren konnten zettern: „Seht den Volksaufrührer Jarb, ein Räuberhauptmann ist er geworden!"

In einen Verbrecherkranz hat sich der Sabin verflochten. Ohne Zweifel, er führte die Herrschaft, aber zu Zeiten war ihm übel zu Muthe. Der Strang war kein Halsband nach seinem Geschmack, und das war kein Leben für seinen Tochtermann, Wandelf den Schönen.

Der Mann hatte viel Kraft und Muth und seiner Erscheinung Gewalt war hinreißend; aber er hatte den Scharfblick nicht, um einen Pfad zu finden, der ihn aus finsterem Walde wieder hinausgeführt hätte.

Hellbart mit dem hellen Blick und mit der treuen Hand hat ihm diesen Pfad gezeigt.

Aber die Wildlinge hatten gerufen: „Was schiert uns der Türk! der Türk hat Recht!“

Doch an dem Plane weiterbauend, ließen es die beiden Führer Tage und Wochen anstehen. Mittlerweile kam manche böse Post aus dem Thale der Mürz. Und eines Abends, als schon die große rothe Mondscheibe hinter den schwarzen Wipfeln heraufstieg, nahte die Wiese heran ein seltsamer Zug.

Lindolfs Mannen kamen mit der Sänfte, und ein blöder Geldkittel kam mit. Und Lindolf war auch dabei und bat vor dem Hause des Zarb um Hort und Schutz für das schöne Türkenkind.

Die Waldteufel strömten zusammen und heulten vor Befriedigung über die junge Türkin, und selbst der Zarb streckte seine Hand aus, man weiß nicht, ob zur Rache oder zum Begehr.

Kaum hatte Lindolf den so sehnlich gesuchten Schutz erlangt, da kam Höllbart, der den Sohn des gastlichen Hauses auf dem Schwab sofort erkannte, und der auch andere Gründe hatte, ein strenges Wort hier zu reden. Er wies darauf hin, daß man diese erbeutete Türkin wahren und hüten müsse, wie einen Augapfel, daß gewiß ein großes, ja vielleicht ein ungeheueres Lösegeld dafür gezahlt werden würde.

Das leuchtete den Gesellen ein, sie wichen zurück und begnügten sich nur mit dem Ansehen des wunderlieblichen Menschenbildes, das auf der Tragbahre bewegungslos lag und die Augen geschlossen hielt.

Das blasse Mondlicht übergoß die Gestalt und die Perlen und die Diamanten funkelten hell und das Antlitz war

weiß, wie ein Marmorbild. Aber ein grünes Heidezweiglein zitterte doch vor dem Athemhauch des zarten Mundes.

Lindolf hatte mit einem unsäglich innigen Blick dem Hellbart für sein Wort gedankt.

Hierauf wurde die Sänfte in das Haus Hellbart's gebracht und daselbst in eine Kammer gestellt. Ein frisches Binsenlager war hier und eine weiße Leinwand darüber; allein das Mädchen wendete sich widerwillig davon und blieb auf der Sänfte ruhen. Sanna nahte und brachte der seltsamen Gästin Ziegenmilch; diese wurde verschmäht. Hilla war auch noch auf und kam mit einem Körbchen, in welchem die köstliche Frucht des Waldes, die Preißelbeere war. Das fremde Mädchen schlug auch diese Gabe aus und schloß stets Augen und Mund.

Um so gieriger jedoch fiel der Gelbkittel über die Ziegenmilch her und auf seinem glatten aufgedunsenen Gesicht lag die Lust des Gesättigtwerdens. Dieser Gelbkittel war einer jener Männer, wie sie sich der Beherrscher Kleinasiens auserlesen und zubereitet hatte zu Hütern seiner Frauen. Als das Vollgesicht nun gesättigt war und merkte, daß ihm hier nicht Böses bevorstand, hub er an zu schwatzen; das war türkisch, aber es gab zum Erstaunen der Umstehenden viele deutsche Worte darunter. Und als der Türke dann noch mehr Milch getrunken und auch Waldobst gegessen hatte, wurde er durch Lindolf und Hellbart ersucht, von sich und der schönen Jungfrau, die seine Herrin war, zu erzählen.

Der Gelbkittel war wohl unbeholfen im Erzählen, besonders in deutscher Sprache und er mußte sich oft mit Mienenspiel

behelfen. Dem ungeachtet gab er genügend Aufschluß über die Dinge.

Er deutete denn an, daß er Hassim heiße, auch einen früheren Zug in das Abendland mitgemacht habe und ein Diener der schönen Frauen des Beherrschers sei. Der Beherrscher besitze neunundvierzig schöne Frauen; von diesen neunundvierzig habe er sich sieben erlesen, daß sie ihn in das Abendland begleiteten. Von diesen sieben habe Sobeide eine Tochter gehabt, ein schönes Kind, das der Beherrscher unsäglich geliebt habe. Obwohl im Morgenlande sonst Töchter des goldenen Thrones niemalen zur Bedeutung gelangen könnten, so habe der Beherrscher dieses sein Kind doch so sehr geliebt, daß er es zu aller Zeit in seiner Nähe wissen wollte. So habe er Sobeide mit dem Kinde, dessen Name Chansade sei, mit in das Abendland geführt. Vor der festen Stadt Wien seien sie nun viele Tage gelegen, denn, der Beherrscher sei gekommen, den Herzog Ferdinand zu suchen. Hierauf habe der Beherrscher nach Islams Gebot die feste Stadt dreimal bestürmt; aber da sei große Noth und Gefahr gekommen, die Feinde seien mehrmals aus den Mauern hervorgebrochen, und so habe der Beherrscher vor dem letzten Ansturme die schöne Frau Sobeide mit dem schönen Kind Chansade unter guter Deckung in das Gebirge gesandt, um sie vor den Feinden zu schützen.

Im Gebirge aber seien starke Männer aus dem Walde gestürzt, hätten Sobeide erschlagen und die schöne Jungfrau Chansade gefangen genommen. Er aber, Hassim, habe sich freiwillig gefangen gegeben, um mit Chansade zu sein; denn der Beherrscher habe ihn bestellt, Chansade zu hüten und er

werde die schöne Jungfrau, die hier in diesem fremden Hause liege, unversehrt in den Palast des Beherrschers, den Allah beschütze, zurückführen.

Hassim wich nicht von seiner Gebieterin; er kauerte an ihrem Lager die ganze Nacht und schloß kein Auge.

Und als die Morgenröthe anfing und durch die Flechtmatten der Fenster blickte, da trat Lindolf in das Gemach und blieb eine lange Weile unbeweglich vor dem Mädchen stehen, das auf der Sänfte lag und zu schlummern schien. Er hielt eine Steinschale mit großen duftenden Erdbeeren in der Hand.

Endlich, als schon der erste Goldstreifen der Sonne auf dem Bette lag, ließ sich Lindolf nieder auf ein Knie, und gegen das Antlitz der Schlummernden gewendet, sagte er mit unbeschreiblich weicher zitternder Stimme den Namen „Chansade!"

Und jetzt schlug sie ihre Augen auf und sah ihn an.

Er bot ihr die Schale mit Erdbeeren und sie hob die kleine weiße Hand und aß. Dann blickte sie ihn wieder an und in ihrem Auge war tiefe Wehmuth und Trauer.

Hierauf sagte Lindolf die Worte: „Du schöne Jungfrau, sei nicht betrübt, Du bist unter freundlichem Dach. Und ich werde Dich beschirmen, so schwöre ich bei meinem und bei Deinem Gott!"

Chansade senkte traurig das Haupt; da bat Lindolf den Hassim, die obigen Worte seiner Gebieterin in ihrer Sprache zu sagen.

Und als dieses geschehen war, richtete sich das Mädchen auf, löste das Diamantenband vom Haar und reichte es mit dankbarer Geberde dem jungen Manne.

Da hat Lindolf das Band geküßt und dasselbe wieder seiner schönen Besitzerin zurückgegeben.

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Waldteufel waren in großer Bewegung. Keiner hatte in seinem Leben noch eine so schöne Jungfrau gesehen, als Chansade es war. Und das war des Sultans Kind.

„Wehe!" heulten die Weiber. „Die bringt Unheil unter unsere Männer und führt letztlich gar noch den türkischen Brauch ein?"

In Anbetracht der Jüngeren konnte diese Befürchtung ihren Grund haben; die Aelteren aber fragten und berechneten, wie hoch der Werth so eines Sultankindes wohl zu veranschlagen sei, ob die Jungfrau mit Geld aufgewogen werde oder mit Edelsteinen. Den Waldteufeln stand eine glänzende Zukunft bevor.

Sie beschlossen, sofort für Chansade ein schönes festes Haus zu bauen, damit sie nicht Schaden leiden und nicht entkommen könne. Das Haus sollte aus glatten Buchen- und Eichenstämmen gezimmert werden, und die Einrichtung desselben sollte sein aus Linden- und Kirschbaumholz und der Fußboden sollte sein aus schneeweißen Eschendielen und die Decke sollte sein aus den blaugesprenkelten Läden der Föhre und die Fenstertäfelung aus Wachholderholz und die Scheiben aus zartem Mariensilber, wie es oben im Gewände in ganzen Tafeln zu finden war. Und das feinste Flechtwerk sollte die Wohnung zieren und das Bettlein sollte gefüllt sein von dem Federflaum der Wildtauben.

In den Herzen der Waldteufel war eine seltsame Wärme wach geworden für das schöne fremde Kind. Aber es war an

der Zeit und Hellbart strebte, die Thatkraft der Männer einem anderen Gegenstande zuzulenken.

Nach seinem Plan veranstaltete der Jarb bei einer gemeinsamen Frühherbstjagd eine Zusammenkunft eben auf der Bergeshöhe, wo der Teufelsstein liegt. Von diesem Steine ging schon damals die Sage, der Teufel habe daselbst einen Thurm bis zum Himmel erbauen wollen, um der Hölle zu entgehen. Er sei in der ihm gegönnten Zeit nicht zu Rande gekommen und habe nur die Grundfesten gelegt. Und diese Grundfesten sähe man in den drei gewaltigen Felsblöcken, die auf der höchsten Höhe des Gebirgszuges heute noch über einander liegen.

Der Jarb, Hellbart und die Waldteufel kamen zusammen. Sie machten Feuer, verzehrten einen Theil ihrer Beute und tranken „Brennwasser." Sie hetzten und balgten sich untereinander um das bessere Theil und waren unzufrieden wie gewöhnlich.

Da sprang Hellbart plötzlich auf die übereinandergethürmten Felsblöcke und rief voll Feuer und Erregung:

„Brüder! Bei meiner Seel', wir sind arme Teufel! Thu't auf die Augen, d'runten liegt die herrliche Welt. Die Welt voll Reichthümer und Freuden! Und wir Wichte müssen hungern und frieren mit Weib und Kind. Wir haben kein eigen' Dach, keinen Stein, um unser Haupt zu betten. Die Menschen haben uns verstoßen und werden uns zu Grunde richten, wo sie uns finden."

Da erhoben die Männer ein grellendes Gemurmel.

„Warum?" fuhr Hellbart in einem seltsamen Pathos fort. „Sie haben gesagt, daß wir feige Ausreißer und Diebe

und Mörder sind. Aber vom Altar des Vaterlandes reißen wollen wir unser Theil, unser Recht! Mit dem Messer erkämpfen wollen wir von Neuem unser Leben, unseren ehrlichen Unterhalt, unsere Zukunft, unser Theil an der Welt! Auf, Brüder, brechen wir aus unserer ewig belagerten Zwangburg, der Wildniß. Auf zum Sieg, zur Befreiung!"

Es war ein kühnes Spiel und der Brand des Aufruhrs war geschleudert von des Teufels eigener Tribüne.

„Auf zur Befreiung!" erscholl es in den weiten Wäldern. „Auf gegen die Pfaffen und Herren!"

„Nimmermehr!" rief Höllbart. „Gegen die Feinde des Landes müssen wir streiten, wollen wir den Dank der Herren uns sichern."

„Den brauchen wir nicht!" schrieen die Männer. „Wir halten mit dem Türken!"

Fluchend und geifernd drängten sie heran gegen den Stein; da meinte Höllbart einen Augenblick lang, das Spiel sei verloren. Doch verließ ihn die Geistesgegenwart nicht.

„Wie", rief er fast höhnenden Tones, „mit den Türken wollt Ihr gehen? Und ihnen siegen helfen? Ja, ihr Leutchen, wer soll Euch dann Chansade aufwiegen mit Gold und Edelstein? Mit dem Krummsäbel werden sie die Jungfrau holen!"

Keiner war, der jetzt den Mund aufthat. Das sahen sie Alle ein, der Türke mußte unterliegen und vertrieben werden, sollte das schöne Weib mit Reichthümern von des Sultans Schatzkammer ausgelöst werden.

Und einen Tag später hatten sich die wilden Gesellen schwer bewaffnet auf der Wiese vor des Zarb Haus zusammengerottet. Auch Lindolf's Mannen waren unter ihnen.

Gegen die Türken! Die Gemüther sprühten und loderten nun wie harzige Tannen vom Blitze getroffen.

Unter dem Schmettern des Waldhorns führten der Zarb und Höllbart die plötzlich kampfgierige Rotte aus der Wildniß.

Befreiung der Heimat von Feindesnoth! Befreiung des Waldes, Erkämpfung der Menschenrechte und Güter! — Ein begeistert' Kriegsheer ist leicht zu lenken.

Zarb schwang die Fahne, Höllbart das Wort.

So kamen sie nach starkem Marsche in das verwüstete Thal der Mürz. Noch wilder entbrannte in Jedem die Kampfesgluth, als sie die Gräuel sahen und als sie um den Ort Krieglach die bunten Gezelte gewahrten und den wüsten geifernden Haufen um die Kirche herum, Stroh und Holzklötze schichtend.

Nun kannten sie ihr Ziel.

„Pfaff!“ rief ein schwarzbärtiger Waldler dem Höllbart zu, als sie mit geschwungenen Keulen gegen die Kirche stürmten, „Pfaff, wenn ich jetzt hin bin, ist mir mein Luderleben verziehen?“

Eine Ahnung war's. Der Schwarzbart war der erste, der in den Reihen der Waldteufel fiel.

Der Zarb und sein Tochtersohn Wandolf waren es, die das Thor der Kirche hatten erbrochen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Kein fröhlicher Augenblick, als nach dem Kampfe Höllbart und der Zarb die Ihren zählten. Sie lagen zur Hälfte auf der Wahlstatt.

„Kommt“, sagte der Pater Jonas, „ich will für sie eine Messe lesen.“ Er trippelte der Kirche zu, an der noch

die erloschenen Brände rauchten; aber es folgte ihm nachgerade Niemand. Da kehrte auch er wieder um und verlor sich.

Die Türkenzelte waren leer. Voll wehmüthigen Jubels und heißer Dankbarkeit feierten die noch verschont gebliebenen Bewohner des Thales ihre Retter aus dem Walde, die sie sonst nur unter dem Namen „Waldteufel" gekannt und gefürchtet hatten.

Während im Thale der letzte Kampf geschlagen wurde, stand Lindolf im Walde vor dem Hause des Höllbart. In der Hand hielt er das Beil, mit dem er einst die Fichtenäste für den Sarg seines Ahnes herabgeschlagen hatte. Er bewachte Chansade. Einmal stieg das wundersame Mädchen langsam die Treppe nieder und schwebte in seinem langen weichen Seidenkleide über das zarte Gras der Wiese hin. Hassim ging drei Schritte hinter der liebreichen weißen Gestalt. Plötzlich blieb Chansade stehen und blickte auf eine rothe Blumenglocke, die zu ihren Füßen stand. Und als sie eine Weile so gestanden war, kehrte sie um gegen das Haus und ließ durch Hassim dem Manne mit dem Beil folgende Worte sagen: „Fremdling, die Schnur mit Perlen, die ich trage, kann ich Dir nicht geben; diese ist von meiner Mutter, die sie erschlagen haben. Aber das Band mit den Diamanten und diesen goldenen Armring hier und die drei Edelsteine in meinem Gürtel kann ich Dir geben für die rothe Blume, die in Deinem Garten steht. In dem schönen Lande, aus welchem ich komme, in dem Zederwald, in welchem ich so oft gewandelt bin, stehen auch solche Blumen. Darum möchte ich diese dort zu eigen haben."

Lindolf ging über die Wiese bis zur rothen Blume. Es war eine wilde Hyazinthe. Diese stach er mit seinem Beile aus der Erde und brachte sie mitsammt dem feuchten Wurzelgeflechte der schönen Jungfrau. Und Hassim mußte die Worte sagen: „Gott hüte mich, daß ich nichts von Deinem Eigenthume nehme. Es ist meine größte Freude, daß ich Dir diese Blume spenden kann, daß sie Dir so werth ist. Nimm und pflege sie und möge sie nicht eher welken, als bis Du Dein schönes Land wieder siehest und im Zedernwalde wandelst?"

Als das Mädchen diese Worte vernommen hatte, that es einen hellen Ruf und stürzte nieder zu Lindolf's Füßen. Rasch hob sie der junge Mann zu sich empor und ihr Haupt sank hin an seine Brust . . . .

Endlich waren auch die Waldteufel wieder zurückgekehrt zu ihren Weibern und Kindern — und zwar als freie Männer.

Ein landesfürstlicher Erlaß war ergangen. — Habe ihr Vorleben gleichwohl den inneren Frieden des Landes gefährdet, es sei der Heldenthat willen vergessen. Sie seien frei und möchten unter dem Schutze des Reiches in dem Teufelsteingebirge sich ansiedeln und reuten und ackern.

Frei nach Außen und nach Innen, im Herzen frei und gewissensleicht — da schwand ihre Wildheit von Tag zu Tag. Sie waren ja guten, ehrenhaften Familien entsprossen; die große That hatte sie wieder erhoben und die Arbeit hielt sie aufrecht. Sie fällten Stämme, bauten feste Häuser, reuteten den Boden und trieben Viehzucht und Ackerbau.

Den Zarb hatten sie Form rechtens zu ihrem Vormanne gewählt. Sein Erstes als Vormann war, daß er anordnete, es solle ein großes Haus gebaut werden für Witwen und Waisen der Erschlagenen.

Den Pfarrer Matthäus Höllbart wollten die Bewohner von Krieglach haben. Er hatte Allen verziehen und freute sich, daß sie ihn endlich erkannten. Aber er konnte es nicht unterlassen, seinen Entschluß scherzhaft dadurch auszudrücken, daß er sagte, er sei der Höllbart und gehöre zu den Teufeln.

Und er ging wieder zu den Waldteufeln in's Gebirge.

Der Türke, theils verjagt, theils erschlagen, war denn überwunden. Das schwergeprüfte Land konnte sich sammeln, und im Thale der Mürz sind auf den Brand- und Mordstätten wieder Häuser und Dörfer entstanden. Es keimte ein neukräftiges, lebensfreudiges Volk. Der Schmerz um die Gefallenen linderte sich mit jedem Grashalm, der auf den Gräbern wuchs. Hingegen aber wurde die Betrübniß der armen Davongeschleppten wegen mit jedem Tage tiefer und schwerer. Und an jedem Morgen zur siebenten Stunde tönte vom Thurm die Glocke zum Gedächtnisse an die unglücklichen Brüder, die gefangen im fernen Morgenlande schmachteten.

Da stieg eines Tages Höllbart nieder von den Wäldern und vertraute den Herren des Thales die Geschichte von der Gefangenhaltung der jungen Türkin.

„Die sei Euch geschenkt!“ war der herrische Bescheid. Fast beschämt zog Höllbart ab und suchte andere Wege, die

Sache nach Gerechtigkeit zu schlichten. Und er hatte die Wege gefunden, hatte im Namen seiner Wäldler Verhandlungen mit dem Soliman angeknüpft.

Nach vielen Monaten kam aus dem Osten die ausweichende und doch angelegentliche Anfrage, wie viel des Goldes und Silbers die Waldmänner denn verlangten gegen die Auslieferung des jungen gefangenen Weibes Namens Chanfade.

Lindolf, der die Jungfrau immer noch bewachte und nicht von dem Hause wich, in welchem sie in stillem Harme fast zu welken begann, wollte die Frage nicht hören.

Aber die Wäldler meinten, die Türkin müsse aufgewogen werden mit gediegenem Gelde.

„Ist zu wenig“, sagte Hellbart.

„Sie ist das Kind des Sultans“, rief der Jarb, „da werden zehn schwere Körbe voll Karfunkelgestein nicht zu viel wiegen.“

„Ist viel zu wenig“, sagte Hellbart.

„He!“ rief Wandolf, „wir merken es schon, der Pfarrer will die Stadt Jerusalem und das heilige Grab und den Tempel Salomons noch dazu!“

Da erhob Hellbart seine Stimme: „Ihr braven und rechtschaffenen Männer, so hört mich an. Ihr wisset, daß der Türk Tausende von unseren Mitbrüdern in die Gefangenschaft davongeführt hat. Sollen sie sterben und verderben unter den Barbaren? Ist Einer unter Euch, der Geld verlangt und die unglücklichen Mitmenschen in fremden Ländern kann verschmachten lassen?“

Kein einziges Wort der Entgegnung.

„Wir geben die Türkin und verlangen die Gefangenen zurück!" rief Höllbart, „wer dafür ist, der erhebe die Hand!"

Gewaltiger Jubel brach aus und hundert Hände ragten über die Köpfe.

Lindolf hatte auch seine Hand erhoben. Dann ging er hinein in das Haus und verkündete der Jungfrau, daß die Stunde ihrer Erlösung nahe sei. Und dann stellte er eine Frage an sie, die sie nicht anders beantwortete, als mit einem Erröthen ihrer Wangen.

Nun war wohl auch die Regierung des Landes auf die vielbedeutsame Sache aufmerksam geworden. Und eines Frühlingsmorgens, da der letzte Streifen Schnee auf der Waldwiese zerging, kamen Bevollmächtigte und führten die schöne Türkin davon.

Eh' sie ging, hatte Chansade der Hausfrau Sanna, von der sie stets mit großer Sorge und Liebe und mit herzlichem Mitleide behandelt worden war, das Band mit den Diamanten in das Haar gelegt.

Hassim schlürfte noch einmal sehr viel Ziegenmilch, dann schnitt er sich einen Stock aus dem keimenden Lärchendickicht und schritt hinter der Sänfte seiner Herrin.

Lindolf sagte ein kurzes warmes Wort des Dankes, dann steckte er sein Beil zu sich und ging dem Zuge nach . . . .

Noch in demselben Sommer kehrten zahlreiche Gefangene zurück und begrüßten mit heißen Freudenthränen ihre liebe grüne Heimat.

Lindolf kam nicht mehr. Auf einem Marmorstein Kleinasiens steht es noch heute eingegraben, daß er seine Heimat und sein Glück im Morgenlande gefunden hat.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

In der Wald- und Alpengemeinde am Fuße des Teufelssteingebirges herrscht Arbeitsamkeit und Frieden. Matthäus Höllbart hat Beides gestiftet und gefördert. Er ist der armen Leute treuer Bruder geblieben.

Auf gelichteter Au bewohnte er viele Jahre lang mit Weib und Kind ein stattliches Haus.

Alljährlich ein einziger Tag war es, den er nicht der Gemeinde und nicht seinem Hause weihte, sondern sich allein und einer alten betrübenden Erinnerung. Das war der Jahrestag der Enthauptung jener braven Männer, die ihn aus dem Verließ zu Mittersill gerettet hatten.

Mit der Gründung einer freien, dem Pfaffenthume entrückten Bauerngemeinde hatte Höllbart an seinem erzbischöflichen Verfolger zu Salzburg sich und den Tod seiner Freunde gerächt.

In seinen späten Tagen aber, als seine erwachsenen Kinder theils im öffentlichen Dienste des Landes standen, theils die Scholle der Waldheiden bebauten, überkam den greisen Höllbart die Sehnsucht nach seiner Kindesheimat. Er hat den Pilgerstab genommen, und wie er einst, ein junger Mann geächtet und verfolgt, über das weite unwirthliche

Gebirge der Steiermark gewandert war, so ist er nun als gebückter Greis denselben Weg wieder zurückgegangen. Er hat die gewaltigen Herrlichkeiten des Hochgebirges wieder gefunden, nicht mehr aber die Menschen jener vergangenen Tage. Auf dem Gebirgsstocke des Schwab hat er nach jenem Hause geforscht, dessen Bewohner sich seit den Kreuzzügen länger als ein Jahrhundert dem Weltunfrieden entrückt hatten. Er hat das Haus nicht mehr gefunden, wohl aber die Fichtengruppe, unter welcher die Väter des Hauses zur Ruhe gebracht waren. Ihre Nachkommen hat es endlich doch selbst wieder hinabgedrängt zu den Mitmenschen, um in ihren Reihen den unendlichen, Alles zerstörenden und Alles gebährenden Weltkampf mitzuringen.

Im Hochlande der Heimat hat Höllbart seine Geburtsstätte besucht und den Kirchhof, der die Gebeine seiner längstvergangenen Eltern barg. Er hat keinen Verwandten mehr gesehen und die Gräber sind mit Disteln überwuchert gewesen.

So ist der alte Matthäus Hellbert, genannt der Höllbart, wieder zurückgekehrt in die friedsame Alpengegend, mittagsseitig von dem Thale der Mürz — „Sanna", hat er gesagt zu seinem treuen Weibe, „jetzt will ich bei Dir verbleiben, bis zum Schlafengehen."

Längst sind sie schlafen gegangen all' Beide; längst vielleicht von der Natur wieder erweckt worden aus kühler Waldeserde zu einem jüngsten Tage . . . .

Aber ihr Andenken lebt heute noch, nicht blos in dem Diamantenband der schönen Jungfrau Chansade, das die Enkel stets treu bewahrten, sondern in manchem der sagen-

kundigen Bewohner des Waldlandes. Und das Beste, was in der armen, halbverlornen Gemeinde heute noch ist, rührt vom „Hellbart“ her.

Der Zarb ist sehr alt geworden, aber sein struppig Haar und Bart ist roth geblieben. Seine Wildheit hat der Alte nie ganz abgelegt; aber den Holzbirnbaum hat er nicht mehr belastet. Noch sein letztes Wort ist gewesen: „Schurken sind wir nicht, aber Waldteufel werden wir verbleiben!“

Mit diesen Worten ist der Zarb gestorben.

Ein Enkel des Zarb hat eine Tochter des Hellbart gefreit und der Mann, der die Geschichte hat aufgeschrieben, ist ein Urenkel dieses Paares.

Ende.

Das Leben siegt.

Eine Klostergeschichte aus vergangener Zeit.

In den schattenfrischen Thalgründen des oberen Ziller steht so manches alte Mauerwerk, an dem bedächtige Geschichtsforscher, magere Sagensammler und langhaarige Maler hin und her klettern wie Steinböcke und Gemsen im Gefelse, nur daß sie nicht ganz so behendig sind. Ritterburgen und Räubernester! 's ist ein gar so dankbarer Stoff allerwege, zumal, da diese Dinge heutzutage nicht mehr so herrisch und gefährlich sind, wie vereinst in der guten alten Zeit — Gott habe sie selig!

Da gibt es aber doch in den schattenfrischen Gründen des oberen Ziller eine Ruine, die völlig unbekannt und verlassen ist. Sehr viel Haselnußgebüsch umwuchert das graue, zerklüftete und zerbröckelnde Mauerwerk, und wenn die Haselnüsse reifen, so sind zumeist die Spechte und anderen Knackerschen davon und die Dingelchen fallen nieder durch das gilbende Blätterwerk und kollern auf das Gestein und bleiben liegen im Schutt und in den Rissen: „Ist Niemand da, der Haselnüsse mag?“

— 's ist Niemand da. Die schönen, jungen Frauen, die vereinstmal, als hier noch der große stolze Bau stand, darin gelebt haben, hätten gerne bisweilen ein wenig so Nüsse geknackt, aber da sind solche noch nicht gewachsen an den Wänden, in den Höfen, in der Kapelle und in den Zellen des

Nonnenklosters Taubenzell. Und wollten die gottseligen Jungfrauen dergleichen wilde, aber deßwegen doch süße Früchte nagen, so durften sie sich eben den kleinen Gang hinaus in den Hirschwald nicht verdrießen lassen. Da oben war Haselnußgesträuche so dicht und voll, als man es nur wünschen konnte, und der Thierlein gab es auch so manche, die im Moose krochen, im Strauchwerk raschelten, in den Lüften flogen und den gottseligen Jungfrauen zur Kurzweil waren.

So war es auch einmal am Tage der heiligen Edeltrudis; die Haselnußbüsche setzten erst ihre kleinen Knösplein an, denn es war der Rosenmonat und zum Reifen lange noch Zeit. Aus dem Engthale, in dem das Kloster stand, stiegen ein halb Dutzend Nönnlein hinan gegen den Hirschwald; — Jede hatte ihren dunkelgrauen Habit mit der weißen Busenbinde und dem braunen Rosenkranz, Jede hatte ihren Capuchen, den sie aber heute über den Nacken hinabhängen ließen oder gar als Sack für die Sammelfrüchte benützten. Und Jede hatte auch einen recht zierlich geflochtenen Korb an die Seite gebunden, denn sie gingen aus, um Schwämme zu suchen und Erdbeeren zu finden. Sie hatten von der Oberin die Grenze vorgeschrieben, über die sie nicht hinaus durften, um nicht etwa in das Revier der Ritter von Karnguld, oder in ein Bereich zu gelangen, dessen Schwämme und Erdbeeren nicht mehr zum Kloster Taubenzell gehörten. Es waren derlei Maßregeln gar nicht überflüssig, denn die Früchtesammlerinnen waren lauter unerfahrenes Blut, jung, lebendig und wohl auch hübsch. Nur eine war dabei, die einen ganz kleinen Schaden hatte. Dieser Schaden bestand in einem winzigen Härchen; das Härchen stand mitten aus einem Wärzchen her-

vor, das Wärzchen hinwiederum stand zuhöchst auf der Spitze des Näschens, das sehr anmuthig gewesen wäre, wenn es nicht doch ein wenig allzukühn in die Welt hineingeragt hätte, der die junge Nonne doch in Form Rechtens entsagt hatte. — Es steht zwar nicht in den Klosterannalen zu lesen, daß dieses Härchen auf dem Nasenwärzlein der hochehrsamen Jungfrau Natalia vormals den jungen Männern so sehr in die Augen gestochen habe, daß sich diese sofort geschlossen, oder anderen Dingen zugestrebt, bis Natalia sich von dem Irdischen zu dem Himmlischen wendete und in die friedsamen Mauern von Taubenzell flüchtete; — aber von der boshaften Welt war derlei thatsächlich behauptet worden. Sei dem wie immer, hoffen wir, daß deswegʼ der Jungfrau Lohn im Himmel nicht geschmälert ist.

Wir könnten nun auch noch von den übrigen Früchtesammlerinnen manchʼ Erbauliches erzählen, doch möge sich der Leser zumal mit der Versicherung begnügen, daß sie allsammtlich sehr hübsch und heiter waren.

Eine Einzige jedoch Insonderheit: Gudwella hieß sie, die hatte kaum fünfzehnmal gesehen, wie die Kirschen blühen; die war auch noch gar nicht eingemummt in den dunkeln Habit der Genossinnen, war erst kurze Zeit als Novize im Kloster Taubenzell. Sie trug ihr lustiges, lichtbuntes Kleidchen, in dem sie wie ein kleiner Schmetterling neben den grauen Puppen flatterte. Sie hüpfte über jede Hecke, stieg auf jeden Stein, predigte, äffte hierin den alten Klosterkaplan, so daß die Genossinnen in die Händchen klatschten. Dann wieder beugte sie sich zu einem Waldmeisterblümchen, hob daver den Finger und sprach: „Ich kenntʼ es wohl, aber merkʼ, ich

brech' Dir nicht den Hals. Wachse brav, bist Du groß, so wirst mein Mann, will einen Waldmeister han!" Auch spielte die Kleine Versteckens und wußte wie ein Rehlein hinter jegliches Laubwerk zu schlüpfen, und während sie die Anderen etwa unter dem Erlbusch suchten, war sie längst hinter dem Hagebuttenstrauch, oder in den Haselstauden, oder hinter den Johannesbeerblüthen. Plötzlich rief sie aus einer Bachweide her: „Schwester Natalia lobesam, komm' mal her und hol' Dir diesen schönen Blattpilz!" — Und als die Schwester herbeieilte, um sich nach der Gabe Gottes zu bücken, da that sie jählings einen kreischenden Schrei und huschte hintan. Der Blattpilz war ein junger Laubfrosch gewesen, und der wäre dem tugendsamen Mägdlein schier mit allen Vieren in das Antlitz gesprungen. Die Genossinnen lachten laut und Gudwella kicherte hinter den Weiden.

So kamen sie immer tiefer in den schattendunkeln Wald hinein, und zu allen Seiten rieselte der laue Sommerhauch in den Blättern, die in Millionen Scheibchen und Herzchen auf dem Gezweige wiegten, da und dort ein übermüthiger Falter, ein schalkhaft Vöglein darunter. Das Haidekraut mit seinen lieblichen Blütenkrönchen und winzigen Staubgefäßen wurde auch immer höher und die Nonnen mußten mit ihren weißen Händchen die grauen Kutten baß emporheben, wollten sie nicht hängen bleiben im Gestrüppe. Gudwella, welche in solchen Fällen immer die Anschickſamste war, hatte ihr ohnehin nicht sehr langes Kleidchen ein für allemal mit einem buchenzweig'nen Gürtel so hoch hinangeschnallt, daß nachgerade jegliche Gefahr für den Saum beseitigt war. Bald thaten ihr das auch die Anderen nach, und nun hatte Jede ihren

flatternden Laubkranz um die Hüften, und manch' Eidechslein unter dem Kraut stand verwundert still, die neue handsame Tracht der Nonnen von Taubenzell betrachtend.

Der Schwämme wollten sich nur wenige finden und so hüpften die Nönnlein immer weiter waldeinwärts und kamen endlich gegen eine Schlucht, in der ein Wasser rauschte, und in der es so finster war, daß die paar Sonnenpunkte, die sich doch durch die dichten Laubkronen Bahn gebrochen hatten, auf dem braunen Moosboden dalagen wie blinkende Dukatlein.

Gudwella, der sich in der Hitze der lustigen Waldwanderung das Gesichtchen geröthet und das goldfarbige Haar gelöst hatte, war immer die Erste voran. Jetzt aber stand sie plötzlich vor einem blühenden Dornstrauch still, legte ein Händchen an den Mund und winkte mit der anderen Hand ihren nachfolgenden Gefährtinnen, daß sie leise herankommen und keinen Laut von sich geben sollten. Das hielten sie denn auch so und schlichen ganz behutsam gegen den Dornenstrauch, begierig auf ein Vogelnestchen, das sie darin zu sehen hofften.

Indeß meinte Gudwella ganz etwas Anderes. Sie guckte in den Strauch, und zwischen den Blättern und Rosen desselben auf der anderen Seite wieder hinaus, sie sah in die Schlucht hinab, in der das Wasser rauschte. Und dort war zwischen bemoostem Gestein, welches in Wänden den schattigen Raum umfriedete, eine Stelle, an der das Wasser ganz ruhig stand, und sehr klar und tief zu sein schien. Und in diesem versteckten Wasser war Etwas, weswegen Gudwella so angelegentlich in den wilden Rosenstrauch lugte.

In dem Wasser, das zwischen dem Gesteine ruhig stand, plätscherten die schlanken weißen Glieder eines schönen Knaben,

der sich badete. Die Mädchenschaar riß ihr ganzes Dutzend Augen auf und spähte in die Schlucht und ergötzte sich höchlich an dem schönen Haupte mit den kohlschwarzen Augen, in denen etwas ganz Unbeschreibbares, fast wie Thau und Feuer lag, ergötzten sich an den dunkeln Lockenschlangen, die sich völlig bis zu den breiten Schultern hinabschlängelten, ergötzten sich an den ein Bischen aufgeworfenen kirschrothen Lippen, hinter welchen zuweilen das Schneeweiß der Zähne hervorblinkte, an dem feinen Kinne, an den zarten, schier fraulichen Wangen, an der kühnen weißen Stirne; ergötzten sich endlich an den behendigen Armen, an der hohen ebenmäßig schönen Brust, über die ein dunkles Schattchen ging. Jählings aber plätscherte es heftig im Wasser und die Jungfrauen stoben zurück.

Wie eine erschreckte Taubenschaar waren sie auseinander gefahren, und drehten sich jetzt schier verwirrt im Kreise und wußten nicht, wohin mit den Augen. Keine brachte ein Wort hervor. Jede hub eilig an, Schwämme zu suchen im Gebüsche, wo seit der Welt Erschaffung kein einziger noch gewachsen. Vor jedem grünen Heupferdchen und vor jedem Käfer im Grase schraken sie zurück. Hernach huben sie selbander an zu kichern und schließlich schlichen sie wieder gegen den Dornstrauch, um doch die schönen lichten Röslein zu betrachten, und die gelben klebrigen Fädchen, die inmitten derselben hervorstanden und im Lufthauch gar leise wiegten. Auch waren die kleinen länglichen Blätter so frisch grün und hatten so fein gezackte Ränder, und am holdseligsten waren doch noch die Knöspchen, aus denen schon ein wenig das Roth der Blüthe guckte. — Ja, so ein Dornstrauch ist eigentlich ganz

wunderbar schön, wer ihn recht mag besehen! Und die braunen schlanken Zweige, und die scharfen, halbverborgenen Dörnchen daran — man muß sich ja nicht immer davon stechen lassen! —

Der Edelknabe Redam hatte wohl nicht geahnt, daß Liebhaberinnen des Dornstrauches so nahe waren; er hatte sich in aller Behaglichkeit und Lust im Wasser gewiegt, gerenkt, gehoben, hatte seine geschmeidigen Glieder gestreckt nach allen Seiten, hatte selbst ein paar prächtige Purzelbäume geschlagen in der kristall'nen Flut — bis er endlich, des Vergnügens satt, auf den Moosteppich des Ufers sprang und dort noch unterschiedliche Kurzweil trieb, ehevor er in seine schmucken Kleider schlüpfte.

Und als er nun so in seinem grauen, stets knapp geschnittenen Tuche, das rothe Seidenwamms und das blaue Mäntelchen um sich geworfen, das Sammtbaretlein keck in die Stirne gedrückt, und selbst einen zierlichen Degen schon an den Lenden, dahin sprang über Gestein und Gebüsch, wie ein junger Hirsch, der sich an der Quelle gelabt hat — da gab es nichts Besonderes mehr am Dornenstrauch, da blickten die Nönnchen dem flinken und heiteren Jungen nach, bis er im Dickichte verschwunden, dem Schlosse der Ritter von Kerngulb zueilte.

Und da sonach nichts mehr zu sehen war ringsum, als das aufquellende und webende Leben der Wildniß und das dunkle Wasser in der Schlucht, da schrie Gudwella: „Jetzt weiß ich's, jetzt geh' ich in's Wasser und lern' das Schwimmen!“ Da jauchzten ihr alle Anderen zu und sagten dasselbe; allein das Mädchen war bereits davon gehüpft, hatte

flugs sein Röcklein hingeworfen und war mit einem hellen Jubschrei in den Dumpf gesprungen, in welchem kurz vorhin der Edelknabe geplätschert hatte. Sie wogte lustig hin und wieder, streckte die zarten Arme nach den Wellen aus, die sie selbst geschlagen hatte, und goß diese Wellen über ihr Haupt. Nun kamen auch die Genossinnen herbei, da schrie Gudwella: „Nichts, da ist nur Platz für Eins, geht ihr dort unten!" Und sie schlug so heftig um sich, daß die Anderen dem Gischten nicht nahen konnten, wollten sie nicht mit pudelnassem Habit in's Kloster zurückkehren.

Das hat die fünf Jungfrauen gewaltiglich verdrossen, denn just hier in diesem Dumpfe hätten sie sich an der weichen Kühle zu erquicken gewünscht.

Wißt ihr was, Schwestern", sagte nun Natalia, die Jungfrau mit dem Härchen, „jetzt wollen wir Anderen gar nicht baden. Und es schickt sich auch nicht, und wir wollen es der Oberin sagen, was diese Gudwella für ein ungesittig Mädchen ist. Jetzt aber eilen wir fürweg, sie mag allein sehen, wie sie ihre Schwämme findet."

Deß waren die übrigen einverstanden. Sie waren nicht sonderliche Freundinnen der toll-heiteren Gudwella, die Jeder gern ein Schnippchen schlug und trotzdem vor der Oberin der Hahn im Korbe war, gleichwohl sie noch ein Küchlein im Ei und lange noch nicht genug Fähigkeit hatte, ja vielleicht niemals haben werde, wie solche von einer tugendsamen Schwester im Kloster Taubenzell wohl verlangt wird.

Die Nonnen von Taubenzell hatten keine Obliegenheiten, die sie noch mit der Welt verbunden hätten; sie lehrten nicht etwa verwahrlosten Bettelkindern das Lesen und Schreiben,

noch weniger drängten sie sich an die Betten verwundeter Krieger oder anderer Kranker; trieben auch nicht Ackerbau, noch anderes Gewerbe, wie solche Dinge so gerne den Geist vom Himmlischen ablenken. Das Kloster war von einem frommen Könige gestiftet worden, der selbst zuweilen nicht ungerne durch die neu angelegten Gärten und Lauben schritt, und die sittsamen Jungfrauen mit väterlichem Wohlgefallen betrachtete, Gott dankend, daß er nicht in jener heidnischen Religion geboren war, in welcher die Könige ihren wohlgearteten Frauen nicht Klöster, sondern Harems anlegen. — Es war eine hohe Grundsumme für die Anstalt hinterlegt worden; außerdem mußte jede eintretende Novize ihr gutes Schärflein mitbringen, und nebstbei waren alle Güter und Höfe in weiter Runde dem Kloster gabpflichtig; alljährlich gingen der älteren Schwestern dreie mit großen Körben und Säcken hausiren, um die Gaben einzuheimsen. Was ferner Gott in den Gärten und im Hirschwalde wild wachsen ließ, das sammelten die in so vieler Hinsicht bienenfleißigen Nonnen auch ein — und so ließ sich auf bequeme Weise ein recht frommes Leben führen, und mit Gebet, Gesang und erbaulichen Betrachtungen dem Himmel zustreben.

Es waren wohl auch strenge Satzungen aufgeschrieben, um die Sittsamkeit, sonderlich die Keuschheit zu hüten, die indeß, wie jedes Meistergesetz, nach Bedarf und Umständen gewendet werden konnten. Das Bedenkliche dabei war nur, daß zu Sittenrichtern und Vollstreckern der Strafurtheile stets die älteren Jungfrauen, die Patriarchinnen so zu sagen, bestimmt waren. Die irdische Gerechtigkeit kennt keine strengeren und unerbittlicheren Richter, als derlei gottselige

Matronen, die niemals gefallen zu sein glauben, oder den Fall zu verheimlichen wissen, oder desselben selbst vergessen haben.

Es lebten an die dreißig Jungfrauen in den Mauern zu Taubenzell, die der Sage nach thatsächlich so unschuldig wie die Tauben gewesen sein sollten.

Doch hatte sich einmal — es war etwa sechzehn Jahre vor den hier erzählten Begebenheiten — etwas sehr Besonderes ereignet. Der Wolf im Hag genannt, das war der Besitzer der Hageburg, eines großen Gehöftes jenseits des Berges, ein kräftiger herrischer Mann, hatte eine Nonne aus Taubenzell entführt. Es war dabei keine Vermummung und keine Strickleiter und kein Mauerdurchbruch in Anwendung gekommen, denn die Nonne ging gern, ging von selbst, kam ihm schon auf dem halben Weg entgegen. Sie hatte es bei Zeiten eingesehen, daß ihr jung' Fleisch und Blut nicht just ausschließlich für's Beten und Singen gemacht, sondern auch zu allerhand Anderem tauglich war; und da war es ihr einmal in den Sinn gekommen, unserem Herrgott könnte es leichtlich verdrießen, wenn sie ihre Talente vergrabe und nicht anwende und ausnütze, wie andere Leute die ihren. Ließ sie sich denn von dem Wolf in Hag gerne entführen, und bald war auch die Hochzeit vorbei. Als aber das erste Kind, ein Mädchen, zur Welt kam, da starb das Weib; und als dieses Kind gegen das jungfräuliche Alter schritt, da erfaßte den Mann und Vater jählings der Geist der Frömmigkeit. Er war in eine langwierige Krankheit verfallen, und da er in derselben die Nächte hindurch oft schlaflos in seinem einsamen Bette lag, gleichwohl von jeglichem Ungeziefer verschont, hub

doch das Gewissen an, ihn zu beißen. Er kam sich gar entsetzlich lasterhaft vor. Insonderheit quälte ihn der Gedanke, daß er sein verstorbenes Weib dem Kloster entlockt und es dergestalt leichtlich der ewigen Verdammniß zugeführt habe. Und wenn der Kranke doch in einen Schlummer fiel, so war er in demselben sehr unruhig und es erschien ihm im Traume sein Weib in einer Gestalt, welche die Muthmaßung von der Verdammniß nur bestätigte. Darüber fragte der Wolf im Hag einen Priester, und dieser gab ihm zu verstehen, zu Beider, seines und seines Weibes Seelenheil und Sicherheit sei es allerdings räthlich, daß etwas gethan, daß nämlich dem lieben Gott ein ihm geraubtes Schäflein wieder zurückgegeben werde. Das verstand der Wolf und er entschloß sich, sein einzig Kind, sein Töchterlein Gudwella in jenes Kloster zu stellen, aus welchem er sein Weib gezogen hatte. Das heitere, tollwitzige Kind, das trotz einem Knaben den Finken und Goldamseln nachstöberte, die Forellen und Krebsen mit bloßen Händen aus dem Waldbache fing, dem kein Graben zu tief und keine Hecke zu hoch war, das mit allen Wesen der Erde seinen Schabernak trieb, sich selbst dabei zum Pfande einsetzte und in allen Lagen seine unbändige Lebhaftigkeit und gutmüthige Lustigkeit bewahrte — dieses Weltkind sollte nun in's Kloster gehen. Doch war es beschlossen, und daraus machte sich Niemand weniger etwas, als Gudwella selber. Das Mädchen freute sich ordentlich auf das viele Beten und Singen, weil es mit seiner schallenden Stimme alle anderen Klosterfrauen leichtlich zu überschreien hoffte. Das Mädchen nahm sich vor, im Kloster mit beiden Händen fromm zu sein, und zeitweilig auch noch mit den Füßen nachzuhelfen, kurz,

in den Mauern zu Taubenzell ein recht lustiges Leben zu führen.

Hat's auch so gehalten, die kleine Jungfrau Gudwella, und gleichwohl in Zucht und Strenge gehalten, zu ernsten Betrachtungen und trübseligen Dingen angeleitet, war doch nichts, wovor Gudwella zurückschreckte; sie war in Allem dabei und mitten d'rin, und sie verstand Allem die leichte und heitere Seite abzugewinnen, und war immer vergnügt, oft ausgelassen, während sie sonst Jegliches zur Zufriedenheit der Oberin verrichtete.

Wir haben ihre Art heute auf dem Waldwege bereits ein wenig kennen gelernt.

Als Gudwella sich nun einsam in dem dunklen stillen Wasser sah, in welchem vorhin der Edelknabe geschwommen war, da trat sie etwas Eigenes an, sie wußte nicht, wie ihr war, was sie sollte; es kam ihr vor, als müsse sie in dem Gewässer noch die Wärme empfinden, die der Knabe in ihm zurückgelassen hatte. — Ihr Uebermuth war völlig geschwunden, es ging ihr durch's Mark, schier als ob ein seltsam Gift in den Tropfen wäre. Sie rang mit den Wellen, an ihren Busen wollten diese sich legen wie Blei und Glut. Sie war in Gefahr unterzusinken, da schrie sie plötzlich: „Dieses Wasser ist verhext!“ und schwang sich an das Ufer.

Zitternd zog sie die Linnen an, die vom Gischten naß geworden waren, so daß dieselben sich nun glatt und weich um die Formen ihrer Glieder schmiegten und dermaßen wohl auch das Wandeln erschwerten.

Sie irrte im Walde umher und war in sich verloren; sie horchte dem Wasserrauschen und erschrak wieder vor dem

selben. Ein weißes, verlaufenes Kaninchen fing sie ein, setzte sich damit auf das Gras und hub es auf ihren Schooß. Das Thierchen glotzte sie mit seinen rothen Augen treuherzig an und zog fortwährend sein Näschen aus und ein. Dann erhob sie sich, stellte das Kaninchen auf ihre linke Achsel und sagte: „Pst, da oben bleibst jetzt hocken und muckst Dich nicht!" Darauf fand sie reife Erdbeeren, pflückte dieselben in ihr Körbchen, und das Thierchen saß wirklich ganz ruhig auf ihrer Schulter, nur daß es ein klein wenig an dem feuchten Lockenhaar nagte und zupfte und dabei recht aufgeweckt seine langen Ohren spitzte.

Als Gudwella endlich wieder dem Thale des Klosters zuhüpfte, hatte sie ihre tollwitzige Laune vollständig wieder gewonnen und versuchte, ob das Kaninchen zur Feier ihres Einzuges in die geweihten Mauern denn nicht auf dem Scheitel ihres Hauptes hocken wolle. Und richtig, mit solch' lebendigem Haarschmucke schritt nun das Mädchen schalkhaft bedächtig in das Refectorium ein, in welchem die graue Gemeinde der Nonnen bereits beim Mahle zusammen saß.

Jetzt aber erhob sich eine ältere Schwester von ihrem hochlehnigen Sessel, winkte, ohne auch nur ein einziges Wörtchen zu sagen, dem Mädchen zu, umzukehren, und trieb dieses in wahrer Form zur Thür hinaus.

Einige Stunden später saß Gudwella auf dem Sünderbänklein in der grauen Halle; und alle Schwestern waren in diesem Raum versammelt, aber jede hielt sich fern von der weltlustvollen Tochter des Wolf im Hag, über die nun das Gottesgericht hereinbrechen sollte.

Bald kam die Oberin herangeschwebt; sie hielt ihr

betagtes Haupt aufrechter, als sonst; ihre linke Hand legte sie an die Brust, über welche ein goldenes Kreuz hing, die Rechte hielt sie etwas gehoben, um mit derselben den Gruß zu winken. Gemessen und streng stand sie nun da. Noch hatte sie keinen Blick auf das Mädchen geworfen, das auf der Sünderbank saß und nicht recht wußte, was es heute für ein Gesichtchen ziehen, ob es ausnahmsweise einmal ganz ruhig und feierlich sitzen bleiben, oder ob es sich behendig erheben und der Äbtissin ihre heiteren und zierlichen Grüße machen sollte.

Die Oberin wendete sich an die Reihen der Nonnen und hub an so zu reden: „Liebwerthe Schwestern! Wir hatten gehofft, eher in das Grab steigen zu dürfen, als ein Unglück zu erleben, wie ein solches über unser gottgeweihtes Haus hereingebrochen ist. Wohl war uns seit geraumer Zeit schon bekannt, daß ein Weltkind in unseren Mauern weile, für dessen Heil wir stets den Segen des Himmels erflehten; aber wir haben nicht gewußt, daß eine gefährliche Sünderin in unserer Mitte lebe, die, weil mit mancher bestechenden Eigenschaft ausgestattet, leichtlich Verderben und das schrecklichste Unheil über unsere theuere Gemeinschaft bringen könnte. Gottes Rathschluß hat uns aber die Gefahr gnädigst aufgedeckt, freilich durch ein Vorkommniß, das wir tief bedauern, durch ein Aergerniß, das uns erschüttert hat. Möge das gedachte Wesen Gott danken, daß es noch nicht die ewige, sondern vormal nur die irdische Strafe ist, der es anheimgefallen. Die Satzungen unseres heiligen Ordens haben für eine so gröbliche Uebertretung der Tugend kaum eine Sühne, sondern den unmittelbaren Ausstoß aus unserem Hause. Da wir aber zu Gott hoffen, daß er das so junge,

leichtfertige Weltgeschöpf noch erleuchten werde, so wollen wir demselben Gelegenheit geben, sein schweres Fehl in unser Mauern zu büßen. Wir ordnen zu Recht, daß die Novize Gudwella genannt, die Tochter des Wolf im Gehage, vor Feste der Apostelfürsten Petrus und Paulus an drei Tag und drei Nächte hinter zweifachen Thüren in die stille Herberge verschlossen werde."

Ein Schauern ging durch den Kreis der Schwestern, und selbst Natalia, die Jungfrau mit dem Härchen, erblaßte.

Die stille Herberge, das war kein trauter Ort, das war eine Kammer unten im alten, verlassenen Meierhofe, der am Rande des Gottesackers stand, in dem die alten Rüst und Folterwerkzeuge aufbewahrt lagen, in dem das Beinhaus und auch die Wohnung des Todtengräbers war. Die stille Herberge, die zudem noch mit gar seltsamen Geräthen ausgestattet war, diente dem Kloster Taubenzell zur Bußkammer. Der Meierhof stand eine Strecke abseits vom Kloster, in einem verwilderten Hain von Erlen, Birken und blassen Weiden.

Als Gudwella gemerkt, daß sie der Gegenstand der Versammlung im grauen Saale war, hatte sie sofort sehr aufmerksam der Rede der Oberin zugehört, und war wirklich ein wenig erschrocken, als von einer Sünderin verlautet wurde, die in die stille Herberge müsse. Sie kannte die stille Herberge vom Vorübergehen; da hatte sie einmal durch das Gitterfensterchen hineingeguckt und aus Vorwitz laut gefragt, ob Niemand daheim sei, bis sie einen offenen Sarg gesehen, der für die Büßerinnen als Bettstatt bestimmt war.

„Je, dies Bett wär' mir viel zu klein!" hatte sie hierauf hell gerufen und war davongehüpft. —

„Ist das, weil ich mich oben im Wald gebadet habe?" fragte jetzt die verurtheilte Novize eine Nebenstehende, die aber sogleich zurückwich und keine Antwort gab.

„Ehrwürdige Frau Oberin", sagte Gudwella hernach zur Aebtissin, die auf ihrem Platze noch stehen geblieben war, „warum zu Peter und Pauli erst? muß es schon sein, so will ich gleich in den Kotter hinein, daß ich bald wieder herauskommen kann."

Ueber diese Bemerkung war ein großer Theil der Schwestern entrüstet. Die Oberin richtete sich noch höher auf. Sie hatte erwartet, daß das Weltkind einen Fußfall thun und um Gnade flehen werde, die sie denn vielleicht bereit war, auch zu geben. Nun ihr aber diese neue Leichtfertigkeit/ dieser schier gotteslästerliche Trotz entgegentrat, war sie sofort fest entschlossen, das strenge Urtheil, wie es noch selten zu Taubenzell gefällt worden, an Gudwella auszuführen.

Nun vergingen noch der Tage sechs, da war Peter und Paul. Von den betagtesten drei Schwestern wurde die Tochter des Wolf im Hag zum Meierhof geleitet, von dem nur das finstergraue Giebeldach über das hochwuchernde Baum- und Buschwerk emporragte.

Der Todtengräber, ein alter, vierschrötiger Mann, mit Knochen, so knorrig und wuchtig, als hätte er dieselben im alten Beinhause eigens für sich herausgemustert, hatte bereits von Allem Kenntniß, über Alles Auftrag. Der nahm nun die Jungfrau an der Hand, blickte ihr mit seinen grauen, altersträben Aeuglein in das Antlitz und murmelte: „Beim Kreuz, das ist einmal eine Sünderin, die sich gewaschen hat!" Und

er führte sie durch einen niedrigen Thorbogen, an dem der Epheu rankte, führte sie durch einen öden Hof, in welchem dort und da ein Fensterlein mit eisernen Balken war, aus dessen weiten Fugen aber nichts als graue Heuhalme hingen. Dann führte er das Mädchen einen finsteren Gang entlang, schloß ein Thor auf, und hinter sich wieder zu, führte das Mädchen durch einen zweiten Gang, in welchem Holzmodergeruch webte, schloß endlich wieder ein Thor auf und sagte: „Nichts für ungut, ich hab' das Stüblein recht gelüftet; da sind die Bücher, da ist der Betschemmel, da ist das Lager, da ist das Bret; das Wasser werde ich noch bringen."

Die Flügelfenster mit den kleinen, sechseckigen Scheibchen standen offen; vor dem Eisengitter fächelten die thauigen Zweige einer Birke, zwischen denselben war die Aussicht auf begraste Hügel, über welchen braune und graue Holzkreuzlein ragten. Die Bücher, welche auf einem altarartigen Tischchen lagen, bestanden aus Erbauungsschriften, geziert mit Kupfern aus der Leidensgeschichte der Heiligen. Der Betschemmel war ein eckiger Stein, der aus dem Boden ragte. Als Bettstatt diente ein Sarg, der so grau und wurmstichig war, daß man auf die Vermuthung kommen konnte, er habe schon drei Jahre lang unter der Erde gestanden. Das braune Laibchen des Bretes war das Einzige, was freundlich an das Leben gemahnte. Der irdene Wasserkrug war nun auch herbeigeschafft worden; der Todtengräber sagte: „Drei Tage werden vergehen, wie die siebenundvierzig Jahre vergangen sind, die ich in diesem Hause verlebe. Hab' manch' Andere hier hereingeführt, in deren Haut nicht Jede stecken möchte; ihr ergötzt Euch leichtlich mit Euch selber, lugt in den Wasser-

krug." Sagte es, verschloß die Pforte und schlich durch den hallenden Gang davon.

Kaum war Gudwella allein, so streckte sie die Hand aus dem Fenster, riß einige Birkenzweige ab, und schmückte damit ihr Haar sowohl, als auch ihre unheimliche Lagerstatt. Dann blickte sie im Gemache umher, fand aber nichts als die grauen Wände; auf dem bestaubten Ofen lag ein bestaubter Todtenschädel, den schlug sie mit einem Birkenzweig herab, daß er über den Boden kollerte, dann rief sie: „Oho! hast Dir weh gethan?" Sie wollte den Schädel zum Fenster hinauswerfen, allein das enggeflochtene Gitter ließ ihn nicht durch; da sagte Gudwella: „Siehst Du, jetzt haben sie Dich auch eingesperrt, und jetzt halten wir zusammen."

So hatte das Mädchen in der stillen Herberg die erste Bekanntschaft gemacht. Ihr natürlicher Humor, der gute Geselle, war mit ihr in das Gefängniß gegangen; freilich hatte er eine etwas andere Farbe und Tonart, wie da draußen im freien Wald; aber der Schall war es doch noch immer. — Schließlich wand Gudwella dem Knochenschädel ein Birkenkränzlein um die Stirne: „Könntest ja mein Bräutigam geworden sein, wenn Du nicht wahrscheinlich eine tugendsame Klosterfrau gewesen wärest . . . ."

Aber für die Länge unterhält sich's mit einem Todtenkopf nicht recht possirlich, und als der Tag vorüberging und von der reichen, heiteren Welt draußen nicht einmal eine Mücke zum Fenster hereingeflogen war, dachte Gudwella an das Wort des Todtengräbers: Ihr ergötzt Euch leichtlich mit Euch selber, luget in den Wasserkrug! — Im Wasserkrug war Wasser; sie lugte doch hinein, ob der gute Mann nicht

etwa süßen Meth in denselben gethan habe. Es war Wasser, jedoch, im dunkeln Spiegel desselben war ein rosig' Köpfchen gezeichnet und gemalt — ihr eigen' Angesicht lächelte ihr entgegen und zeigte die weißen Zähnchen und die hellen Aeuglein und das zierliche Näschen, das glatt und sauber war über und über, und auf dem kein böses Haar stand. — Das machte ihr vielen Spaß, und sie blies in den Wasserspiegel, daß alle Theile des Gesichtchens wie Quecksilber zitterten, und darüber lachte sie hell und ergetzte sich.

So war der erste Tag vergangen. Aber die erste Nacht? Im Sarge lag Stroh; Gudwella warf es nicht heraus, um sich auf dem kalten Boden ein Lager zu bereiten. „Vor Dir fürchte ich mich schon lange nicht", hatte sie zum Sarge gesagt, „Du bist auch im grünen Wald gewachsen, wie ich."

In der Abenddämmerung blickte sie noch hinaus in das Freie, wo Fledermäuse flatterten und Johanneswürmchen schimmerten. Zwischen den Kreuzen huschte es, wie eine dunkle Gestalt dahin . . . .

Gudwella schloß das Fenster.

Der Edelknabe hieß Rodam. Er war ein Sohn der ritterlichen Krimburger und hatte sich bislang im Kerngulder Schlosse als Page der Jugend erfreut. Er hatte hier die Feinheit und Sittigkeit der Frauen, und die Tapferkeit und den Edelmuth der Männer gesehen. Er hatte der schönen Schloßfrau den Becher goldbraunen Methes kredenzt, er hatte dem Herrn das funkelnde Schwert an die Seite geschnallt. Er hatte die Armbrust im Walde geführt, er hatte gelernt,

das feurige Roß zu zähmen. So hatte es sein Herr Vater gewollt, und freute sich seines kräftigen und wohlgestalteten Sohnes, der nun im Kerngulder Schlosse zum Ritter geschlagen, in die heimatliche Burg zurückkehren sollte.

Inzwischen jedoch ereignete sich die Geschichte, die hier erzählt wird.

Am Vortage seiner Ritterweihe zog Rodam noch durch den Wald, durch den er so oft gewandelt und geritten war, und von dem er nun Abschied nehmen sollte. So kam er auch zur schattigen Schlucht und zur Wassertiefe, in die er seinen Leib so oft getaucht hatte. Das wollte er auch heute noch einmal thun: die Knabenschaft soll weggeschwemmt, der junge Ritter soll getauft sein in den kalten Fluten des Waldes.

Am andern Tage aber, kaum eine Stunde danach, als das breite Schwert auf seine Schulter niedergesunken war, vernahm es Rodam bei festlichem Mahle wie eine Mähr', daß im Kloster Taubenzell eine wunderholde Jungfrau zur Gefangenschaft im Todtenhause, die stille Herberge genannt, verurtheilt worden, weil sie sich im Walde gebadet habe an der Stelle, wo vor ihr ein Jüngling im Wasser geschwommen sei.

Als Rodam diesen Bericht vernommen hatte, setzte er seinen silbernen Humpen an den Mund und trank ihn aus.

Und ehe er noch zurückkehrte in seiner Väter Burg, durchstreifte er die Gegend, um die Wahrheit des Gerüchtes zu erproben, umkreiste das Kloster, um die Jungfrau, wie sie ihm beschrieben war, zu sehen. Er sah sie nur von Ferne, aber er erfuhr genau die Tage und Nächte ihrer Gefangenschaft. Da sagte er zu sich: „Minnedienst ist Ritterthat!

Die Jungfrau, die vielleicht meinetwegen duldet, soll nicht verlassen sein.“

Er faßte der Pläne mehrere. Vor dem Fenster stehen und Lautenspielen zur nächtlichen Weile, war ihm zu knabenhaft. Den alten Wart bestechen, wollte ihm nicht recht möglich scheinen; denn der Alte war ein ehrlicher Klotz, der brachte selbst die goldenen Ringlein, so an den ausgegrabenen Gebeinen hingen, den Erben zurück. Aber ehrliche Leute sind ja leichtgläubig, und weil sie nicht betrügen, so müssen sie betrogen werden, damit auch an ihnen des Lebens Gleichgewicht zur Geltung komme. —

Als jedoch am Peter- und Paulitag der Abend nahte, für den Rodam schon so Manches vorbereitet hatte, da stieg eine Nonne nieder vom Klosterhügel, und begehrte bei dem alten Gräber Einlaß zur Büßerin, um dem jungen Blute die nächtlichen Stunden zu mildern und ihm Litaneien und Psalmen vorzubeten, so wie es die Oberin befohlen habe.

„Ist einmal ein vernünftig Gebahren das“, brummte der Alte, „sollte es ihr schon nach dem Psalm nicht verlangen, so wird ihr gewiß ein Plauderstündchen willkommen sein.“ Und er geleitete die Schwester durch die Gänge und Pforten in die Zelle der Jungfrau. Dann drehte er knarrend wieder die beiden rostigen Schlösser und schritt langsam und schier erleichterten Herzens in sein Stübchen am Haupteingange zurück.

Gudwella, die am Fenster saß, war eben beschäftigt gewesen, aus Brotkrümmchen einen Edelknaben zu kneten; nun hatte sie das Gebilde sofort zwischen sich und der Mauer

hinabsinken lassen und blickte verwundert auf die eingetretene Nonne, die im Dunkeln stand und sich kaum regte.

„Ei", fragte Gudwella endlich, „habt Ihr auch die Tugend verletzt, das Ihr hier seid?"

„Ich habe mich auch im Waldwasser geazt", versetzte die Schwester, „und darum bin ich hier."

Gudwella stutzte. Was war das für eine Stimme? Die kannte sie nicht, die hatte sie im Kloster nie gehört; ein solcher Ton geht nicht aus Frauenmund.

„Jungfrau, ich bitt' Euch, woll't mich nicht verdammen!" sagte jetzt die fremde Gestalt, „wenn es so ist, daß ihr meinetwegen hier schmachtet, so will ich Euch zur Gesellschaft sein an diesem rüchigen Ort, der für ein so junges und schönes Frauenbild nicht will geschaffen sein. Ich bin Rodam, der Sohn der ritterlichen Krimburger, und selbst zum Ritter geschlagen vor wenigen Tagen im Schlosse der Kerngulder. Ich bin der Knab', den Ihr in der Bergschlucht mögt gesehen haben, dem Ihr nachgefolgt seid und dessentweg' Ihr der Freiheit beraubt worden. Jungfrau, ich bitt' Euch um die Gunst, lasset mich Euer Wächter sein."

Bei diesen Worten war der Nonnenhabit von der Gestalt niedergesunken, und ein junger Rittersmann stand da in herrlicher Schönheit des Leibes und im stolzen Schmucke seiner Würde.

Die Jungfrau saß unbeweglich am Fenster. Es war in der Dunkelheit nicht zu sehen, wie sie erblaßte, wie sie zitterte und wie ihr Aug' im Zorne glühte. Sie wollte den kühnen Eindringling von sich weisen, sie wollte um Hilfe schreien, allein in ihrer Brust wüthete ein Krampf, den sie bisher

noch nie empfunden, und ihre Zunge war wie gelähmt. Endlich sank ihr Haupt und sie hub heftig zu schluchzen an.

Da sank der Ritter auf sein Knie und sagte: „Jungfrau, was soll das bedeuten? Ich versteh' es nimmer. Ich habe mich verleiten lassen, vielleicht durch Uebermuth, vielleicht durch Eitelkeit, die dem Ritter nicht geziemt; vielleicht wohl auch, weil ich Euere holdsame Gestalt im Garten erblickt. Wie sehr Ihr angelegen mir seid, daß ich um Euretwillen der Rtterehr' vergessen, zur List gegriffen hab', das mag's Euch weisen. Nun bin ich da; am Morgen, wenn der erste Fink wird singen und die Grasmücke zirpen, wird nach der Verabredung der Pförtner wieder erscheinen und die Nonne von dannen geleiten. Rodam aber wird hier auf seinem Knie ruhen die ganze Nacht und Euch anflehen um Verzeihung."

So sprach der Jüngling. Gudwella aber hatte sich erhoben und das Lichtlein angezündet auf der rostigen Lampe. Rodam hatte eine Kohle aus der Ofennische genommen. „Jungfrau", sagte er, „hier mit diesem Griffel ziehe ich einen Kreis auf dem Boden um mich herum; und wenn ich einen Schritt aus diesem Kreise trete, bevor der Pförtner erscheint, so soll mich der große Gott verdammen auf Erden und bei seinen letzten Gerichte!" Und er zog mit der Kohle einen schwarzen Ring um sich.

Das Mädchen sah ihm dabei zu, dann sagte es leise: „Ist schon recht, das ist der Zauberkreis, und wenn Ihr über denselben hinausspringt, so holt Euch auf der Stell' der Andere mit den schwarzen Hörnern und mit der glühenden Kette!"

Es war schon wieder die Schalkheit in ihr.

So lebten sie nun; Gudwella saß am Fenster und blickte in die Nacht hinaus auf den stillen Friedhof, der von den hohen Weiden und Birken des Haines umgeben war, und über den die Sternlein des Himmels funkelten. Rodam stand in seinem Kreise, wie eine Statue aus Erz; die Linke hatte er an seinen Gürtel gestemmt, in der Rechten hielt er das entblößte Schwert, das er auf den Boden stützte. Die Locken wallten ihm wild um das jugendzarte Gesicht; seine Lippen, über welchen kaum noch der schattende Hauch der Männlichkeit zu verspüren war, hielt er fest geschlossen, sein großes Auge wendete er nicht von dem Mädchen, das zu hüten und zu schützen er gekommen war.

Endlich wollte Gudwella ein wenig ruhen, und als sie sich in den Sarg niederließ, rief sie lustig wie einst durch das Fenster herein: „Je, dies Bett ist mir viel zu eng!"

Das Licht wurde nicht ausgelöscht; da könnte, schloß das Mädchen, der Rittersmann ja seinen Kreis nicht sehen und möchte leichtlich aus Zufall die Grenze überschreiten.

Draußen stand nun der Mond über den schwarzen Wipfeln des Haines, und die Kreuze warfen ihre Schatten über die thaublassen Grashügel, und es war, als ging ein silbernes Spinnengewebe über Alles.

„Geht", rief die Jungfrau plötzlich aus ihrem Schreine hervor, „geht, Herr Ritter, laßt Eure schauerliche Weis' und legt das Schwert aus der Hand, das kann ich nicht leiden."

Gelassen lehnte Rodam das Schwert an die Mauer, stand aber nichts destoweniger nach wie vor bewegungslos auf seiner Stelle.

Als es aber gegen den Morgen ging, und Rodam

merkte, daß Gudwella nicht schlummere, sagte er: „Jungfrau, habt Ihr Euch in dieser Nacht gefürchtet?"

„Wovor hätte ich mich fürchten sollen?" entgegnete das Mädchen, „nicht vor den Todten habe ich mich gefürchtet, weil Ihr dagewesen; und nicht vor Euch habe ich mich gefürchtet, weil die Todten nahe sind."

„So werde ich in der nächsten Nacht wiederum kommen, um bei Euch zu wachen."

Auf dieses Wort hatte das Mädchen nichts entgegnet.

Nun mußte draußen schon der Fink singen und die Grasmücke zirpen, im Gange hallten die Schritte des Thorwarts. Rodam hüllte rasch den grauen Habit um, that die dazugehörige Kapuze über das Haupt, und als der Schlüssel im Schlosse knarrte, stieg er aus seinem Kreise und machte eine schier minnesame Verneigung vor der Jungfrau, die sich in ihrem leichten Kleidchen halb auf dem Lager erhoben hatte.

Der schlaftrunkene Alte führte hierauf die Nonne hinaus, schloß die Pforten; und als die letzten Schritte in den Gängen verhallt waren, da fand es Gudwella gar einsam und öd in der Kammer, genannt die stille Herberg.

Am zweiten Tage versuchte es die junge Büßerin, einen großen, roth und blaugefleckten Schmetterling durch das Fenster zu locken, was ihr aber nicht gelang; der schöne Falter setzte sich wohl an ein Birkenreis und lugte ein wenig in das Gemach; der goldlockige Mädchenkopf mochte ihm gefallen, aber die Kammer war ihm zu dunkel und so flatterte er wieder davon. Bald darauf sah Gudwella auf einem Birken-

blatte eine schwarze Puppe mit hellrothen Sternchen kleben. „Wart“, sagte sie freudig, jetzt bekomme ich aber doch noch einen herein!“ Sie löste das Blatt behutsam ab, und legte es in der Kammer auf das Tischchen. Sie legte auch noch andere Blätter dazu, deren sie vom Fenster aus habhaft werden konnte; und sie verwahrte das Püppchen sorgfältig zwischen all' dem Grünen, und wartete nun, bis das Ding flügge werden sollte.

Es verging der Tag, es kam frisches Brot und frisches Wasser; es ließ sich die Oberin erkundigen, ob die Novize ein besonderes Bedürfniß oder ein Seelenanliegen habe; sie sandte bei dieser Gelegenheit ein Fläschchen erfrischenden Getränkes, welches die Büßerin aber mit einer etwas störrigen Bemerkung zurückschickte. Es kam auch sonst der Alte noch mehrmals in die Kammer, aber der Schmetterling schlüpfte nicht aus.

Und zur späten Abenddämmerung meldete sich wieder die Schwester bei dem Pförtner und verlangte Einlaß zur Büßerin, um dem jungen Blut die nächtlichen Stunden zu mildern und ihm Litaneien und Psalmen vorzubeten, wie es die Oberin befohlen habe.

Der Eintritt war ganz wie in der ersten Nacht, nur daß Gudwella diesmal den Ritter schon erwartet zu haben schien. Sie hatte ein Schnürchen in Bereitschaft, das sie vom Henkel des Fensters bis an die gegenüberliegende Wand so ziehen wollte, daß es die Kammer in zwei Theile schnitt, den einen für Gudwella, den andern für den feinen Rittersmann. Der Kohlenkreis, meinte sie bei sich, sei doch zu eng gezogen, und könne gar so leicht übersehen werden in der nächtlichen

Dunkelheit, wenn etwa das Oel der Lampe ausginge und das Licht verlösche.

Redam hatte nichts dagegen einzuwenden. Er legte die Vermummung ab, und konnte sich nun in dem ihm angewiesenen Raume etwas freier bewegen, als in der vorigen Nacht.

Gudwella blickte wieder zum Fenster hinaus und sagte auf einmal: „Ei, das ist doch schön, jetzt steigen aus den Gräbern die Funken auf."

Redam eilte, um zu sehen. Glühende Johanneswürmchen schwebten über den Hügeln. Gudwella lachte, daß sie durch ihren bildlichen Ausdruck den Ritter an's Fenster gelockt habe. Der Jüngling, dem Mädchen einmal so nahe gekommen, wahrte seinen Vortheil, ohne jedoch im Geringsten an die Grenzschnur zu streifen.

Das Mädchen hub an zu schwätzen, erzählte vom Walde, vom heimatlichen Hofe, mischte allerlei kleine Schwänke darunter; dann aber begann es auch an den jungen Rittersmann in recht zierlicher Art unterschiedliche Fragen zu stellen, die er mit Freundlichkeit und Minne beantwortete. Dann sagte sie, wie ihm doch das schwarze, weite Wamms mit den hellrothen Schlitzen über der Brust so gut lasse, aber die obere Schleife, achte sie, müsse er etwas knapper ziehen. Redam stellte sich an die Schnur und sagte: „Jungfrau Gudwella, ich kann es mit meinen Augen nicht sehen, wie mir die Schleife am Halse steht; ich bitt' Euch daher, daß Ihr mir sie nach Eurem Ermessen zurechtrücken wolltet."

Da hob das Mädchen die zarten Hände bis gegen das Kinn seines jungen Hüters, zog die Sammtschleife knapper, ließ sie wieder locker, daß der weiße schlanke Hals ein wenig

herauslugte, und band sie dann um so fester und enger zusammen. Rodam versäumte nicht den Augenblick, als nach vollbrachtem Werke die Händchen sanken, um dieselben mit den seinen aufzufangen und minniglich zu küssen. — Dabei nun strich er freilich ein wenig an die Schnur, daß dieselbe bis an ihre Enden hin erzitterte.

Ueber den Wipfeln des Haines stand wieder der Mond und goß, trotz des trübflackernden Lämpchens das weiße Bild des Fensters mit seinen dunklen Rahmen und Gittergewinden auf den Boden der Kammer.

„Oh nein, Mond", sagte da Gudwella, „mit dem bloßen Schein bin ich nicht zufrieden, ich will dein ganzes kugelrundes Leiblein bei mir im Kämmerl haben."

Sofort stellte sie den vollen Wasserkrug an's Fenster. „Gucket, Herr Ritter", rief sie, „da d'rin hockt er jetzt, der Schelm; nur zum Trinken muß man ihm was versetzen, gleich ist er da."

Die ganze Mondscheibe blinkte aus dem schwarzen Grunde des Wassers.

„Ja, der hat's gut", entgegnete Rodam, „der braucht nicht erst die Kleider abzulegen, wenn er badet."

Gudwella schwieg diesmal. Sie entfernte sich ein wenig von der Schnur, und der Jüngling wog erst jetzt das ausgesprochene Wort, und es war ihm weh', das reizende Kind verscheucht zu haben. Es war ihm jähligs gar schwül in seiner Brust, er schlug den Fensterflügel auf und lehnte sich an die Brüstung.

„Warum thut Ihr das?" sagte Gudwella, „Ihr müßt das Tuch über's Haupt legen, wenn Ihr zum Fenster geht."

„Es schreit der Nachtvogel so stark", sagte der Jüngling.

„Der Nachtvogel? Herr Ritter, vielleicht fliegt er herein, daß wir ihn füttern könnten", versetzte das Mädchen, welches alles Gethier und selbst die Nachteule um sich versammelt haben wollte. Sie eilte an das Fenster, um zu horchen; und jetzt waren da die beiden Häupter so nahe beisammen, daß Gudwella fühlte, der Rittersmann habe eine heiße Wange, daß Redam vernahm, wie der Jungfrau das Herzchen schlug. Und da war es plötzlich dem jungen Edelmann, der rechts stand, als ob er den Vogel nur mit seinem linken Ohre höre, dem Mädchen hinwiederum schien es, als ob derselbe zur Rechten schreie — sie wendeten ihre Köpfe, und so fügte es sich, daß jählings die zwei Paar Lippen aneinander glitten....

In demselben Augenblicke hallten draußen im Gange die Schritte eines Nahenden. Es sang noch nicht der Fink, es war erst Mitternacht. Redam schlüpfte nicht in seine Vermummung, er griff nach dem Schwerte. Gudwella aber erhaschte ein Psalmenbuch, schlug es auf und betete laut im gewohnten Litaneientone:

„Mein Leben wollten sie vertilgen in der Grube, sie legten einen Stein auf mich. Schon schlug das Wasser über meinem Haupt zusammen, ich dachte, es ist aus mit mir. Da rief ich aus des Abgrundes Tiefe, Jehova, Deinen Namen. Du nahtest Dich am Tage, als ich Dich um Hilfe flehte; und sprachst: Fürchte Dich nicht! Du, Herr, führtest die Sache meiner Seele, Du rettetest mein Leben!...."

Als der alte wachsame Todtengräber vor der Thür hörte, daß die Büßerin so bete, und also Alles seine Ordnung haben werde, ging er wieder davon. Gudwella aber erschrak

daß über das Klagelied des Jeremias, durch welches sie zufällig ihre eigene Herzensstimmung dem Rittersmanne vorgesungen hatte. — Ihre Seele zitterte, ihr Gemüth war schwer. Ohne noch ein Wort zu sagen, legte sie sich in ihren Schrein.

Redam stand an der Markschnur, die von der Bewegung bei dem vorigen Ereignisse kaum noch zur Ruhe gekommen war, und seine Gestalt sah wieder einer ehernen Statue gleich; nur sein offenes Antlitz war geröthet, und sein großes, dunkles Auge glühte und wollte sich von der lieblichen Schläferin nimmer wenden.

Draußen jauchzte noch zweimal die Nachteule; des Mondes blasse Tafel auf dem Boden hatte sich gar seltsam gegen den Sarg hin verschoben. Das matte Licht der Lampe war verloschen.

Endlich sang der Fink, zirpte die Grasmücke; der alte Wart kam und geleitete die fromme Schwester von dannen. Und als Gudwella erwachte, war sie allein.

Am dritten Tage ließ die Aebtissin der jungen Novize sagen, sie und alle ehrwürdigen Schwestern seien erfreut, daß Gudwella so geduldig und standhaft in ihrer Buße verharre, und man bete für sie, daß sie auch noch den letzten Tag und die letzte Nacht in christlicher Ergebenheit zubringe, auf daß sie rein und gerechtfertigt in die heiligen Mauern des Klosters zurückkehren könne.

Es war dem Stifte viel gelegen an diesem Weltkinde, welches, wenn auch launig, übermüthig und ausgelassen, doch

sein irdisch' Gut der geistlichen Gemeinde zum Opfer brachte. Die bösen Begierden erachtete man durch die stille Herberge wohl als gebrochen; und so wurde erwartet, das Gudwella, die in dieser Sache weder an ihrem strengen, gottesfürchtigen Vater, noch an einem anderen Freund oder Verwandten eine Zuflucht hatte, nach Verlauf des Probejahres den bindenden Segen, der sie bis zum Tode an das Haus des Friedens fesseln soll, dankbar annehmen werde.

Darum wurden dem Mädchen am dritten Tage seiner Gefangenschaft die obigen gütigen Worte gesagt. — Zwei Schwestern hatten sie gebracht, waren aber bald wieder aus dem unheimlichen Gemache davongegangen. — Die haben es eiliger, als die brave Nonne, die zur Nachtzeit kommt, um der armen Büßerin christliche Beistandschaft zu leisten — hatte sich der Pförtner gedacht.

Dann hatte der Alte der Gefangenen wieder die nöthigen Dinge gebracht, hatte schließlich gefragt, ob noch Oel in der Lampe, worauf Gudwella „ja" geantwortet, und hatte die Zelle verlassen.

An diesem Tage waren zwei Hummeln in das Kämmerlein geflogen, hatten um das Haupt des Mädchens eine Weile herumgeläutet, hatten hierauf Hochzeit mit einander gehalten.

Der Schmetterling unter den Birkenblättern aber hatte sich noch immer nicht entpuppt, und das Mädchen blickte sehnsüchtig in den sonnigen, blühenden Tag hinaus, in welchem überall das Leben spann und klang. Die Hügelchen schienen sich nach und nach zu ebnen, selbst die hölzernen Kreuze morschten und sanken der Erde zu, während aus

dieser Halm um Halm, Blüthe um Blüthe in reicher Fülle sproßte.

Endlich kam auch des dritten Tages Abend und mit ihm die Nacht. Bei dem Pförtner meldete sich wieder die Klosterfrau, im Kämmerlein erschien der Ritter.

Er grüßte minniglich, sie dankte fein. Er hob ihre weiche Hand zu seinen Lippen, sie lächelte mild. Sie war heute nicht übermüthig und sie war nicht verzagt; sie war der Jungfrauen holdeste — sie dankte süß, daß er gekommen.

Sie hatte heute keine Schnur gezogen, und auch der Kohlenkreis war verwischt. Als sie die Lampe wollte anzünden, war kein Oel darin. Also bat sie den jungen Rittersmann, daß er auch in dieser Nacht, wie in den vorhergehenden Nächten, ihr tugendsamer und treuer Hort verbleiben möge.

„Meine liebholde Jungfrau", antwortete der Jüngling, „Rodam hätte Euch Folgendes zu sagen: Seines Vaters Landgüter sind groß, aber sie haben ihre Grenzen ringsum, und diese Grenzen sind mit Marksteinen besetzt, auf daß der Landmann und der Hirt und der Jäger weiß, wie weit sich das Reich erstrecke. Und so muß auch, schöne Jungfrau Gudwella, Rodam's Reich in Euerem Gemache eine sichtbare Schranke haben, über die er nicht greifen darf, innerhalb derselben er aber schalten und walten mag nach Lieb' und Lust. — Ihr seht, mildreiche Maid, jetzt geht eben der Mond auf; er legt seine lichte Tafel auf den Boden dieses Kämmerleins; wollet Ihr es erlauben, daß ich Besitz nehme von diesem hellen Viereck und darin verbleibe die ganze Nacht, und darin schalte und walte nach meinem Belieben?"

„Das will ich Euch gerne gestatten, mein höflicher Rittersmann", versetzte Gudwella gemessen, „die Zelle ist nicht groß und es mag mich daher sehr freuen, daß Euere Ansprüche so bescheiden sind."

Sie hatte erwartet, daß sich wieder Gelegenheit bieten würde, an seiner vielleicht etwas lockeren Bekleidung Einiges zu ordnen. Nun er dort am Ofen wie eine Bildsäule stand und stehen sollte, war an derlei nicht zu denken.

Gudwella hatte von seiner und ihrer Tugendlichkeit einen hohen Begriff, und dachte an nichts, und wußte von nichts, was es außer derselben etwa noch geben könnte. Aber darin war ihre Weltanschauung im Klaren, daß allzugroße Bescheidenheit den Rittersmann nicht ziere. Sie that schweigend ihr Oberkleid ab und legte sich in das bereits völlig traulich gewordene Bettlein. Sie löste ihr Haar, sie legte ihren Arm unter das Haupt; dann rührte sie sich nicht mehr, betete still, träumte, schlief endlich ein. —

Rodam aber stand, stets seines Ritterwortes eingedenk, auf dem silberig schimmernden Viereck. Gar still war es im Kämmerlein und draußen, und das freundliche Rund des Mondes zog so langsam über den Wipfeln des Haines dahin.

Einmal bewegte sich die Jungfrau ein wenig und hauchte träumend ein süßes Wort.

Rodam sah zum Boden nieder, auf dem sein helles Reich sich still und sachte der mitternächtigen Himmelsgegend zu bewegte.

Es war eine schwüle Nacht; Rodam mußte am Kinne seine Schleife lockern und sein schwarzes Wamms mit den hellrothen Schlitzen über der Brust. Die reichen Locken seines

Hauptes waren ein wenig feucht; einzelne Härchen regten sich und zitterten wie im Hauche eines südlichen Lüftchens. Wer es gesehen hätte: aus den Spitzen dieser Lockenhaare haben blaue, glanzlose Flämmchen gezuckt zur selbigen Stunde.

Rodam dürstete nach einem Schluck Wassers, allein von seiner Stelle aus konnte er den Krug nicht erreichen. Die Spitzen seiner Finger waren kalt, er legte sie an die Stirne, an die glühenden Wangen, an die lechzenden Lippen.

So verging Stunde um Stunde in heißer Glut und in stiller Ruh'. Und als die Mitternacht und ein halb' Stündchen noch verflossen war, da ereignete es sich, daß Jungfrau Gudwella plötzlich vom Schlummer emporfuhr und einen schweren Schreckhauch that.

Die Augen schlug sie auf, da sah sie über sich das helle, silberperlende Rad — und die Tafel des Mondes lag auf ihrem Schreine . . . .

In demselben Augenblicke aber schob sich ein Wolkenstreifen, der lange schon am nächtlichen Himmel stand, vor den Planeten; tiefer Schatten lag im Kämmerlein allerwärts. — Der Jüngling hatte keinen eigenen Boden mehr unter seinen Füßen. Das lichte Bereich war verloren. — — —

Am Morgen, als Rodam wieder davon war, flatterte ein buntes Flämmchen im Kämmerlein umher. Der Schmetterling hatte sich entpuppt.

Und als die Sonne aufging und das Glöcklein schallte oben in der Kapelle des Klosters, da kamen der Schwestern sieben, um die standhafte Büßerin aus ihrem düsteren Gewahrsam zu befreien.

Gudwella schritt mit blassem Antlitz und gelöstem Haar aus der Zelle, und ihr Auge senkte sich demuthsvoll zur Erde.

Da war es zur Stunde, daß der alte Thorwart und Todtengräber einen heiseren Ruf der Ueberraschung ausstieß.

Auf einem hohen, wildschnaubenden Hengste kam herangeritten, genau nach Mannesart im Sattel sitzend, die Schwester im grauen Habit, welche die drei Nächte hintereinander gekommen war, um der Büßerin, dem jungen Blut die nächtlichen Stunden zu mildern.

Und in einem kühnen Satze sprang diese Nonne jetzt vom Roß, weithin flatterte der Habit auf den Sand und ein schmucker Ritter stand da, dem Alten drei schwere Goldstücke in den Hut werfend — als Schlüsselgeld.

Dann, als die sieben ehrwürdigen Frauen mit der jungen Büßerin herankamen, stellte sich der Rittersmann trotzig ihnen in den Weg, begehrte in kühner Sprache, daß man anhalte und ihn höre, und warb dann schön und minniglich um die junge Maid Gudwella.

Und die junge Maid schlug entzückt ihr Auge auf und sah im strahlenden Tageslichte die Anmuth und Herrlichkeit ihres vielgetreuen Hüters. Mit züchtigem Schritt abwendete sie sich von den sieben würdigen Schwestern und legte ihre Hand in die des Ritters.

Im Niedergange stand die blasse Scheibe des Mondes; im Aufgange aber loderte das Flammenrad der Sonne, voll ewiger Majestät verkündend: „Das Leben siegt!"

E n d e.

Friede den Menschen!

Eine Weihnachtsgeschichte.

Sturmnacht.

Es war vor wenigen Jahren.

In einer entlegenen Dorfkirche des Riesengebirges wurde die liebe Christnacht gefeiert. Ein unermeßliches Meer von Schneeflocken wogte im Gebirge, wirbelte nieder auf das kleine Dorf. Aus den Kirchenfenstern ging der Lichterschein, daß die Flocken des Gestöbers aussahen, wie hellrothe Blüthen, die da als aus einem ewigen Frühlinge niederglitten auf die steilen Dächer der Menschenwohnungen, auf die Hügel des Kirchhofes, unter denen vielleicht Mancher schlief, der vor einem Jahre noch im Gotteshause das freudenreiche Weihnachtsfest mitbegangen.

Wohl war auch heute die Kirche voll von Menschen, und sie waren fröhlich, als wäre kein Einziger aus ihnen noch hingegangen; denn so bitter der Mensch in der Regel auch klagt über ein hartes, ungerechtes Geschick: ist der Schlag vorüber, verzeiht und vergißt er leicht das Weh.

So hell, so goldenhell war der Kerzenstrahl in der festlich prangenden Kirche; die Orgel klang im hohen Tone der Freude und in ihrem Präludium erschell allerlei Jauchzen. Schäferlieder hörte man hervorklingen — die alten Weisen und einfältig frommen Hirtengesänge — auch schien es, wie

wenn liebliche Vogelstimmen dazwischen wisperten, als wäre die Zeit des heiteren sonnigen Lenzes.

Und als am Altare das Evangelium gelesen wurde von der Abstammung Jesu, des Sohnes Abrahams, des Sohnes Davids, da tönte in ernstem Wiegen die Glocke vom Thurme weithin in das nächtige Gebirge, daß in den einsamen Häuserl die Hüter und die Kranken des Heiles Botschaftszeichen vernähmen. Und als der Priester ehrfurchtsvoll den Kelch entblößte, da huben auf dem Chore zwei liebliche Mädchenstimmen an, das schöne Krippenlied zu singen:

„Heilige Nacht! Engel und Selige loben!
Und von dem Himmel dort oben
Strahlet unsterbliche Pracht.

Heilige Nacht! Von den Propheten verkündigt;
Nun wird die Menschheit entsündigt,
Nun wird die Liebe entfacht.

Heilige Nacht! Ueber die Sterne hernieder
Hast Du den Höchsten der Brüder,
Gott, uns zum Retter gebracht.

Heilige Nacht! Nacht der unendlichen Liebe,
Daß sie am Menschen verbliebe,
Ist sie im Menschen erwacht.

Heilige Nacht! Uns zu erquicken, die Armen,
Hat des Erbarmers Erbarmen
Dich uns zum Tage gemacht.
Süß ist dein Schlummern dem Müden,
Süß ist den Streitern Dein Frieden,
Den Du auf Erden gebracht,
Du liebe, Du heilige Nacht!“ —

Und als nach der Messe die Musik in zarten Tönen und leisen Wogen ausgeklungen war, da stieg der Priester, die Stole noch kreuzweis über die weiße Alba gelegt, auf die Kanzel und sagte zum Weihnachtsgruße folgende Worte:

„Freuet Euch und frohlocket, denn der Welt ist Heil widerfahren. Euch ist in der Stadt Davids der Heiland geboren, der Euch von der Drangsal erlösen wird. Er hat Euch gebracht von seinen Himmeln den Frieden und die Liebe. Er hat Euch von aller Ungerechtigkeit erlöset. Er hat Euch zu Erben des ewigen Lebens gemacht. Er ist der ewige Mittler und König, und die Jahre seiner Herrlichkeit werden nicht enden. Ehre sei Gott im Himmel und Friede den Menschen auf Erden!“

„Ha, ha, ha!“ brach jetzt plötzlich im rückseitigen Schiffe der Kirche eine schauerliche Lache aus. „Wer schwätzet da von Liebe und Frieden? Thu' die Augen auf, geweihter Mann, thu' die Augen auf! Siehst Du nicht die Bleikugeln in den Wänden dieser Kirche? Schon bald zweitausend Jahr ist's, seit Ihr dieselbe Narrheit redet. So steigt herab und zeigt mir's, wo ist die Lieb'? wo ist der Frieden?“

Der Priester erblaßte, die Gemeinde erhob sich entsetzt und drängte gegen eine finstere Nische, aus welcher die Stimme gedrungen war. In derselben stand ein Bettelmann in gar dürftiger Hülle. Man hatte ihn schon Tags vorher in der Gegend herumhinken gesehen; er ging auf zwei Krücken, er war betagt, gebeugt und gramerfüllt. Vor den Thüren der Häuser stand er still oder setzte sich auf eine schneebestaubte Bank. Er bat um keine Gabe, aber die Leute, die es sahen, wie er fröstelte, die es ahnten, wie er hungern mochte, führ-

ten ihn in das Haus und gaben ihm zu essen. Des Näheren wußte man nicht, woher er kam und wer er war. — Dieser Mann nun hatte die Gotteslästerung gesprochen.

Bald hatten ihn jetzt ein paar Burschen gefaßt, um ihn aus der Kirche zu führen.

Er ging gerne. Draußen aber auf einem neuen Grabhügel blieb er stehen und rief:

„Gestern erst haben sie da Einen verscharrt, der bei einem Wirthshausstreit erschlagen worden. Und das ist meine Kanzel, und ich wollt', meinen Schrei möchten sie hören in der weiten Welt. Leut', ich seh' den Frieden nicht! Eine Schmach, daß wir uns die Kindermähr' immer noch predigen lassen. So weit Dein Herz mag suchen, so weit Dein Gedanke kann fliegen: Unlieb', Unfried' in aller Welt und überall und in Allem und auf ewig!"

Wüstes Schneegestöber umtobte den Mann, der in dem Scheine einiger unstät lodernder Fackeln auf dem Hügel stand. Leute hatten sich um ihn versammelt, und Einer fragte ihn, ob er närrisch sei.

Da schwieg der seltsame Mann einen Augenblick und dann sagte er fast weichmüthig: „Ich bitt' Euch um Verzeihung. Ich habe nicht die Absicht gehabt, Euch in Eurer Andacht zu stören oder Euren Pfarrer zu beleidigen. Ich bin ja auch in die Kirche gegangen, um zu beten. Aber wie ich — — ach, lasset, lasset mich!"

„Lasset ihn nicht!" riefen Mehrere, „verantworten muß er sich."

„Es bringt mich nichts so auf", schrie der Bettelmann, „als wenn ich ein Wort muß hören, und immer muß hören,

von dem ich weiß, daß es nicht wahr ist. — Ich hab' mich heut' recht zusammengenommen; schau, Hans, sag' ich zu mir selber, heut' ist die Christnacht. Viele Millionen Menschen halten sie höher, als alle anderen Feste im Jahr', so muß doch was d'ran sein. Versuch' heut' auch Du das Beten einmal, Hans, vielleicht kommt doch ein Trost über Dich. — Leute, versucht hab' ich's wohl, aber wie ich das alte Lied von der Lieb' und vom Frieden vernehm' und es wenden will auf mich und mein Leben, da ist jählings wieder der Jammer über mich gekommen. — Ja freilich wohl werd' ich närrisch sein, freilich wohl; hab' ich's aber verdient, daß just mir das Licht wird ausgeblasen? Das möcht' ich wissen!"

„So kommt nur unter Dach, armer Mann", mahnte ein mitleidiger Greis.

„Als ich noch jung bin gewesen, Leut'," fuhr der fremde Bettler heiser fort, „da ist mir auch das Herz warm geworden bei dem Weihnachtsspruch, hab' ja doch, wie so ein schwärmerisch' Blut schon ist, allenthalben Lieb' und Frieden gesehen. Bald ist's anders gekommen; die Welt hat mich brav gehechelt, nichts als Unfried' hab' ich erfahren. — Studirt hab' ich. Bin schon nah' an der Hochschul' gewesen — wollt's zu was bringen, um den Menschen recht nutzbar zu sein. Da bricht ein Krieg mit den Welschen aus; der hat mich von meinen Bestrebungen gerissen, hat mich zum Krüppel gemacht. D'rauf haben sie mich als Zöllner an die Grenze gestellt. — Jetzt hab' ich's mit der Lieb' wollen probiren, mit der, die gar allen Leuten gegeben ist, auf daß die Unlieb' nicht ausstirbt ... hab' ein Weib genommen. Da ist's erst über mich gefahren. Einer meiner Söhne ist in

Schleswig-Holstein gefallen; ein zweiter liegt bei Königgrätz begraben; mein Haus ist niedergebrannt; meine einzige Tochter von einem feindlichen Offizier betrogen, hat sich das Leben genommen; mein Weib ist darüber aus Gram gestorben. — Einen dritten Sohn hab' ich gehabt, der ist Priester geworden; aber die Religionsunruhen haben ihm seine Stelle verleidet; er ist zum lutherischen Glauben übergetreten, hat aber keine Ruh' mehr finden können, ist nach Amerika gegangen. — Das ist die Geschichte vom Grubmann-Hans und seinen Leuten. Wird auch die Geschichte von vielen Anderen sein, denen es wohl anders, aber nicht besser ergeht. Und das sag' ich ja fort: Der verfluchte Kain und der ewige Jud' steckt zutiefst in allen Menschen d'rin — wer will dagegen auch nur ein Wörtlein sagen? — Keiner? — ich auch nicht, ich geb' mich d'rein. Die Welt ist schön, darüber läßt sich nicht streiten; aber der Teufel hat sein Ei hineingelegt und in einem solchen Nest von Lieb' und Frieden schwätzen, ist ein heller Unsinn. Der Priester selber, der's sagt, muß streiten ohne End', streiten wie ein Thier, und heißer noch. — Das Thier in der Wildniß lebt zufriedener als der Mensch, und ich wüßte nicht, daß auch zum Thier der Heiland gekommen wär'! — Und unser Erlöser! Hört nur zu, Ihr geduldigen Christen, was Euch nach drei Monaten der Pfarrer erzählen wird: Der Mann Gottes, der den Frieden und die Lieb' zur Welt gebracht: gegeißelt und gekreuzigt ist er worden!"

So der Bettelmann.

Die ganze Menge hat sich mittlerweile um ihn gedrängt, wie um einen predigenden Propheten; und der Wintersturm steigerte seine Gewalt, als wollte er die schrecklichen Welt-

anklagen des Unglücklichen nicht nur bestätigen, sondern noch überbieten.

Die Leute umkreisten den Fremden murrend, aber sie gingen nicht von hinnen. Manchem graute vor solcher Erscheinung; ein Bote ging, um den Ortswächter zu suchen.

Der Schulmeister, der sich den Pelzkragen vor den Mund hielt, daß ihm der Wind nicht in die Lunge blasen könne — denn er mußte morgen das Sanktus singen — rief durch die Wolle heraus dem Fremden zu: „Ihr würdet Euch des Mitleides weit würdiger machen, wenn Ihr nicht so lästern wolltet. Die Welt konnte besser sein, ich sage es selbst; gut, so machen wir sie besser, das ist vernünftiger, als zu verzweifeln. Wird auch daran gearbeitet. Die Schule, guter Freund, die Schule, sie wird das Menschengeschlecht veredeln, die Kultur wird die Welt durchdringen, auf daß Liebe und Friede werde."

„Ihr murmelt in Euren warmen Pelz hinein", rief der Fremde, „das ist leicht, und Worte sind wohlfeil. Macht die Augen auf! Wer hebt den Krieg an, der ungeschulte Bauer oder der hohe Herr? Wer hält das Völkerrecht, wer bricht es?"

„Wer soll mit Euch streiten?" entgegnete noch kurz der Schulmeister, der immer, selbst in dieser Nacht und vor diesem Menschen, das letzte Wort behaupten wollte, „geht hin und laßt Euch sagen, wie die alten rohen Völker Krieg geführt haben, wie menschlich hingegen die Neuzeit verfährt."

„Ha, wie menschlich!" schrie der Bettelmann in fiebernder Aufregung lachend, „Ihr Alle miteinand' habt' noch kein

Schlachtfeld gesehen! So planmäßig und großartig ist das Schlachten noch niemals geführt worden, als heutzutage. Und es gehört gar kein Heldenmuth dazu, die Leute hinzustrecken, der feigste Wicht kann es vollbringen. Wer hat ihm die Mittel dazu in die Hand gegeben? Die Kultur! Die Kultur gewinnt die Schlachten, und darum jubelt ihr die Welt entgegen; und darum wetteifern die Völker, sich an Schulung und Fortschritt zu überbieten. Blickt um Euch: die ganze Welt steht in Waffen, und die Wissenschaft hat sie gerüstet!"

In diesem Augenblicke huben auf dem Thurme alle Glocken zu läuten an. Es war das Friedensgeläute der heiligen Nacht in welcher vor Tausend und so viel Jahren unser Heiland geboren worden.

Die Menschen wogten noch eine Weile auf dem Kirchhof hin und her, sie verdammten den Wahnwitzigen oder sie bedauerten ihn, dann strömten sie zurück in die Kirche.

Der arme Unbekannte rief noch manches Wort in den Wind hinaus, murmelte dann wie halb verloren mit sich selber — endlich brach er vor Erschöpfung zusammen auf dem schneebedeckten Hügel.

Christtag.

Als der Grubmann-Hans — so hieß der Fremde, und er war Nachforschungen zu Folge ein Grenzwart, den der Krieg thatsächlich zu Grunde gerichtet hatte — als der Hans wieder erwachte, fand er sich auf einem weichen

Linnenbett in einem behaglich durchwärmten Zimmerchen, durch dessen Fenster ein heiterer Wintertag hereinblickte.

Neben seinem Lager saß eine freundliche Frau, die nun einige theilnahmsvolle Fragen über das Befinden des Erwachten stellte und bald eine stärkende Brühe herbeibrachte. Dem Manne war wohl und er trank die Erquickung.

Es war der Christtag. Im Hause war es lebendig allerwärts, eine Hochstimmung des Festes durchwebte die Räume und in der Nachbarschaft unserer Stube erscholl in heiterem Chor des Dichters Gruß:

„O du fröhliche,
O du selige,
Gnadenbringende Weihnachtszeit!
Welt ging verloren,
Christ ward geboren,
Freue Dich, freue Dich, Christenheit!"

Der Grubmann-Hans befand sich im „Hause der Zuflucht", das hier, von Gebirgen umfriedet, von edlen Menschen gestiftet worden war. Das Haus der Zuflucht war eine Art von Landgut mit vielen Gärten, Weiden und Wäldern; eine Art von Kloster, Spital, Armenhaus, Erziehungsanstalt, Arbeitshaus, ein Ruhesitz, eine Stätte der Künste u. s. w. Das Haus der Zuflucht war ein Asyl für alle Unglücklichen, Schutz- und Heimatlosen, weß Alters, Geschlechtes, Standes, Glaubens sie auch sein mochten.

Unser armer Mann wußte nicht, wie er hiehergekommen. Er hüllte sich in die weichen Wollkleider, die ihm das Christkind gebracht, und durchwanderte an der Seite seiner Pflegerin das weitläufige Gebäude.

Er kam in Räume, wo eine Kinderschaar um einen großen Christbaum jubelte oder mit sinnigen, seelenweckenden Spenden sich ergötzte.

„Engel verkünden die Stunde,
Die uns geboren den Herrn!“

sangen die Kleinen, und

„Liebe, vom Himmel erschienen,
Wie so holdselig und mild!“

Andere wieder trieben es ernster, übten sich im Lesen, im Schreiben, Zeichnen, in verschiedenen Handarbeiten. —

Dann waren große Krankensäle, durch deren hohe Fenster der liebe goldene Tag hereinlachte auf die Leidenden, auf die Lahmen und Altersschwachen — und ihre Gesichter heiter in der milden Freude der Ruhe und Behaglichkeit verklärte. — Es waren ferner Werkstätten mit Webstühlen, Stick- und Flechtrahmen, mit Schnitzereien, Glasmalereien, Spitzenklöpplereien u. s. w., die heute zwar ruhten, an denen aber die Arbeitsfreude und Schaffenslust allerwärts zu spüren war. — Und es waren Schulzimmer, ausgerüstet mit allerlei Lernmitteln, und mitten im großen Hofe stand ein Kirchlein, auf dessen Dache der krystall'ne Schnee in silbernen Flämmchen schimmerte. — Eine Bibliothek war vorhanden, mit den größten Werken und beseligendsten Schriften aller Zeiten; auch gab es einen Musiksaal, dessen Einrichtung eine solche Beschaffenheit hatte, daß auch Tänze und Schauspiele darin aufgeführt werden konnten. — Und weiterhin waren Zimmer, in welchen schöne Gemälde hingen, wie Künstler in solchen die Lichtseiten der Welt und das Glück der Menschen dar-

zustellen getrachtet hatten. Und es schloß sich diesen Zimmern eine Künstlerwerkstätte an, in welcher noch nicht vollendete Statuen und Gemälde standen.

In all' diesen und anderen Räumen sah man zufrieden aussehende Menschen, die entweder in Gesellschaft lebten oder sich absondern konnten.

„So ist es bei uns im Winter", sagte die Pflegerin zum armen Grubmann-Hans, „in den Sommertagen ziehen wir hinaus in die Gärten, auf die Wiesen, in die Wälder. Viele Mühlen und Wasserwerke stehen zu diesem Hause, und Wirthschaften, und das Jagdrecht und ein See, der oben im Gebirge liegt."

„Und wem gehört das Alles?" fragte der alte Mann.

„Unser Vaterland und die Wohlthäter, die in ihm leben, haben diese Anstalt gestiftet und sie der Armuth geweiht", antwortete die Pflegerin, „und vielleicht gehört nun auch Ihr zu den Mitbesitzern dieses Hauses, auf daß Ihr im Frieden leben mögt."

„Wer hat mich hieher gebracht?" rief der Mann bewegt aus.

„Gefällt es Euch hier?" sagte plötzlich eine dritte Stimme; eine Hand klopfte dem Grubmann-Hans auf die Achsel; ein Mann in priesterlicher Kleidung stand da. — Es war der Pfarrer, der die Nacht zuvor in der Kirche das Evangelium vom Frieden und von der Liebe verkündet hatte. Dieser Priester war es auch, der den Bedauernswerthen von dem Grabhügel weg in sein Haus tragen ließ, und der, als er sah, daß keine Gefahr im Verzug,

ihn in die nahe Anstalt, das Haus der Zuflucht genannt, beförderte.

„Verzeiht mir, Herr", sagte der Mühselige, sich stets auf seine Stöcke stützend, „ich bin diese Nacht ungefügig gewesen. Nicht den Menschen geb' ich die Schuld, aber ihr hartes Schicksal muß man verdammen. Was könnte ich nicht heute für ein gut gestellter Weltbürger sein; und jetzt schaut's so mit mir aus!"

Er ließ wie muthlos die Arme sinken, daß ihm die Stöcke aus der Hand fallen wollten.

„Lieber Freund", sagte der Priester, „in Euren Papieren habe ich gesehen, daß Ihr in Allem die Wahrheit gesagt. Ihr habt wohl ein Recht, die Welt zu verklagen. Wer aber hätte das nicht? Allerwärts Leid und Trübsal und Enttäuschung. Keinem erfüllen sich die Ideale seiner Jugend, seines Herzens. Glaubt mir, ich hab's an mir, hab's an Anderen erfahren! Das Schicksal meiner Familie war so viel nicht milder, als das der Euren; ich werde Euch durch die Erzählung desselben nicht neuerdings erbittern. Dann hat man auch an fremdem Elende zu tragen. Gerade an den Weltpriester drängt sich der Menschen tiefster Jammer heran von allen Seiten. Auch über mich sind schon Stunden gekommen, in denen ich an dem Evangelium von der Liebe und dem Frieden zu zweifeln versucht war. Was that ich? In dieses Haus bin ich geeilt zur Zeit der Versuchung. Hier, wo die uneigennützige Menschenliebe waltet und der Seelenfrieden weht; hier, wo ich Waisenkinder väterlich heranbilden sehe für das Leben, hier, wo täglich zahlreiche Hungernde an gastlichen Tafeln gesät-

tigt werden, wo unter mütterlicher Pflege Kranke wieder genesen, an Freundes Seite Verzweifelnde wieder der Hoffnung und Freude zugeführt werden — hier finde ich wieder meine Zuversicht. Und was diese eine Anstalt im Kleinen und Großen wirkt, das wirken hunderttausend andere Anstalten auf Erden zum Segen. Die Erziehungs-, Bewahrungs- und Bildungsstätten, die Armen- und Krankenhäuser, die offenen Volkstische, und die Leistungen unzähliger Vereine, wie solche heute eifriger als jemals uneigennützig, aufopfernd zum Wohle dürftiger, untergehender Mitwesen zu finden — diese Anstalten retten tausend- und tausendmal mehr Menschen, als bei den unvermeidlichen Kriegen je zu Grunde gehen können. — In diesem Hause der Zuflucht werdet Ihr ferner auch noch einem anderen Geiste begegnen, der nicht wenig dazu beiträgt, dieses Leben zu verschönen. Es ist der Geist der Kunst, der echten Kunst, die das gibt, was die Wirklichkeit versagt: das Vollendete, das Ideale. Die Dichtung, die Musik, die Bildnerei sind drei Engel, welche den drei Gottesgestalten: Glaube, Hoffnung und Liebe dienend und anbetend zur Seite stehen. — Und darum, lieber, guter Mann, sehen wir in dem Kinde, das an diesem Tage zu Betlehem geboren worden, den Gottessohn, weil es uns die Botschaft von der Liebe, dem Guten und Schönen gebracht, oder diese göttlichen Ideen von Neuem in dem Menschengeschlechte erweckt hat. — Nicht schlecht sind die Menschen, wohl aber schwach; an hohe Ideen müssen sie sich klammern, wie die Rebe an den Stab. So beseligt das Christfest stets Millionen von zagenden Herzen mit neuem Adel und neuer Befriedigung und

vielbedeutsam ist somit der Weihnachtsgruß: „Friede den Menschen!“

Nach dieser Rede des Priesters hub der mühselige Mann an zu schluchzen. — „Ich habe das Beste verleumdet, aber bei Euren Worten möcht' mir das Herz zerspringen. Wohl trostreich sind sie zu hören — will sie mit mir nehmen auf meine fernere Wanderschaft.“

Der arme heimatlose Mann aber ging nicht mehr auf die Wanderschaft. Auch an ihm, der so viel, ja sein Alles dem Vaterland hatte opfern müssen, erfüllte sich endlich die Verheißung. Er, der bisher unstät und leidend — ein Bettelmann, der nicht betteln konnte — durch die rauhen Gegenden gezogen war, verblieb nun in dem Hause der Zuflucht, und lebte hier im Frieden und im stillen Gedenken an die Seinen so manches Jahr. Freilich hat sich seine arg zermarterte Natur nicht mehr erholt, doch war in seinem weichmüthig angelegten Wesen ein wohlthätiger Humor erwacht, wie ein solcher Jedem sich gerne beigesellt, der die Sturm- und Drangperioden dieses Lebens überwunden hat. Noch gar nicht lange ist es her, daß sie den Grubmann-Hans zur ewigen Ruhe bestattet haben.

In den letzten Lebenstagen ist dem armen Manne noch eine unsagbar große Freude geworden. Ein Schreiben kam aus Amerika von seinem noch lebenden Sohn: dieser sei Missionär unter rohen Volksstämmen; die großen Mühen und Gefahren seien ihm zur Genugthuung und Befriedigung. — Im Osten und im Westen und allerwärts — so hieß es ferner in dem Briefe — sei der Gesittung Same auszustreuen, sei das Brüderthum aller Völker zu predigen. Das

seien die Vorarbeiten einer glorreichen Zeit, in welcher der Menschheit Genius nicht mehr über Schlachtfeldern weinen werde. „So ist mein Glaube“, steht es wörtlich in dem Schreiben, „möge, bevor das Leben des Erdballs erstarrt, dem vielgeprüften Geschlechte noch einmal das Paradies erblühen! — Euch, Vater, mein Herz! Gruß der Heimat und Friede den Menschen!“

Ende des ersten Bandes.

Streit und Sieg.

Novellen

von

P. K. Rosegger.

Zweiter Band.

Inhalt:

Johannes der Liebling.
Der Waisenknabe.
Mein einziger Sohn.
Die Nordpolfahrer.

Verlag von Gustav Heckenast.
Preßburg u. Leipzig.

Peking

1942 K 2325

Johannes der Liebling.

Ein Abendblick in das Thal der Lansach.

Die Weinberge der Hügelketten schimmern in Grün, besäet mit den weißen Würfelchen der Winzereien. Zahllose Ranken winden sich über die Hänge und die noch unreifen Trauben saugen Milde und Feuer aus den schrägen Strahlen der niederziehenden Sonne. Die Gartenzäune und Wegplanken sind aus lebendigen Gewinden, in welchen die Grillen wispern. Auf den ungezählten Obstbäumen, deren frischdunkles Grün den helleren Schein der Reben lieblich unterbricht, wiegen die reifen Früchte; daran kein einzig' gelbes Blatt. Es ist, als ob in dieser Gegend der Apfelbaum noch ein zweites Mal zu blühen und zu reifen gesonnen wäre, bis nur erst das Volk der Heimsee die Erstlingsgaben entgegengenommen haben würde. Auf den Wegen ziehen Menschen mit vollen Körben und Kübeln; unter den Schatten der Flußweiden hockt mancher Bursche mit aufgestreckten Hemdärmeln und fahndet nach Forellen, die er mit den Händen aus dem klaren Wasser der Lansach zu fangen versteht. Dort hinter den Hügeln blauen und dunkeln die Berge mit den Nadelwäldern, aus deren Schluchten die Lansach sich windet.

Und dort, wo der Fluß aus seinen schattigen Engen in das sonnige Hügelland tritt, stehen an seinen Ufern zur Linken und zur Rechten auf buschigen Felshöhen zwei Burgen.

Die eine dieser Burgen, zur Rechten der Lausach, ist ein gar stolzer, alterthümlicher Bau in gothischem Style, mit vielen Erkern und vier hohen Thürmen, wovon die zwei vorderen mit Schießscharten und zahnartig durchbrochenen Zinnen versehen sind, die zwei rückseitigen aber in scharfen, steilen Dachgiebeln auslaufen. Diese vier Thürme ragen hoch über die Platanen und den Kranz der Weißtannen empor, deren Wipfel selbst gleichsam im gothischen Style prangend das weitläufige Gebäude umfrieden. Eine breite, wohlgepflasterte Straße mit einer jungen Tannenallee führt zu dem Schlosse empor. Von Strecke zu Strecke ragen aus dem duftenden Nadelholze altersgraue Marmorstatuen in priesterlichem Gewande. Zu beiden Seiten des Thorbogens dräuen auf mächtigen Sockeln zwei steinerne Löwen und über dem Bogen prangt als Wappen ein Tiger, durchbohrt vom Schwerte, dessen Griff in einem Krummstabe endet.

Schloßherr ist der Erzbischof Constant, Graf von Pfahlenstein, geheimer Kämmerer des Stuhles Petri.

Das gegenüberliegende Gebäude hat einen durchaus andern Charakter. Der Berg, auf dem es steht, ist mit Laubholz bewachsen, die Straße hinan ziehen sich wilde Ranken, und anstatt des Eingangbogens wölben sich zwei wuchtige Nußbäume über die Pforte. Das Schloß ist nach modernem Style, theils in Spitzbogenform, theils schweizerhausartig gebaut, und die kunstvolle Täfelung der Fenster mit den hellen Spiegelscheiben, in denen sich das Laubwerk spielt, gibt dem Baue ein freundliches, villenartiges Aussehen. Der Hof ist mit Kalksteinwürfeln gepflastert, auf welchen man noch die Schläge des Meißels sieht; es mögen eben nicht gar viele

Räder darüber hingerollt sein. Ein still traulicher Burgfrieden athmet in diesem Gebäude, und nur die Bewohner desselben beleben in heiterer idyllischer Weise die Behäbigkeit und Wohlstand kündenden Räume.

Ueber dem Portale finden wir kein Wappen, weder geistlichen noch weltlichen Ursprungs, obwohl eine neu in das Mauerwerk eingefügte Marmorplatte irgend ein bedeutsames Symbol aufzunehmen bereit scheint.

Diese neue Burg hat keine schwere Vergangenheit, wenn gleich die Ruinen, aus welchen sie jung entstanden ist, mit Türken- und Magyarenblut begossen worden waren.

Max Fernberger, gleichwohl einst arm und mutterseits dem Bauernstande entsprossen, war ein Mann, der sich auf industriellem und kaufmännischem Gebiete für das Vaterland in der Weise verdient gemacht hatte, daß ihm der Landesfürst mehrere Orden auf die Brust heftete und ihn in den Freiherrnstand erhob. Baron Fernberg war sofort bestrebt, seine geringe Abkunft durchaus der Vergessenheit anheimzuschicken und für sein junges Adelsgeschlecht ein Stammschloß zu gründen. Er kaufte große Grundstücke an der Lansach mit der Ruine Lansberg, auf welcher er das neue, geschmackvolle Schloß Fernberg erbaute. Obwohl noch durch tausend Goldfäden und Eisenstränge mit der großen Welt in Verband, pflegte der Baron doch jeden Sommer in der stillen Abgeschiedenheit seines Waldschlosses zuzubringen. Zu solcher Zeit lebte er mit seiner kleinen Familie ganz der Natur und dem ländlichen Sporte, in welchem er an seinem Nachbar, dem Erzbischof Constant, der die schöne Jahreszeit gleichfalls auf

seiner Burg Pfahlenstein zubrachte, einen willkommenen Genossen hatte.

Die Entfernung der beiden Schlösser von einander war gerade so groß, daß von dem einen aus mit einem Kugelgewehr noch das Schwarze der Scheibe zu treffen war, welche an der Wand des andern prangte. Auf Pfahlenstein wehte, wenn die Eminenz anwesend, stets eine weiße Fahne mit dem durchbohrten Tiger und mit dem Bildnisse der gekrönten Himmelskönigin. Die Himmelskönigin war die Schutzfrau dieser Burg. Auf der Zinne Fernbergs funkelte ein goldener Anker, nicht als Symbol der christlichen Hoffnung, sondern als Wahrzeichen des Kaufmanns, dessen Handelsschiffe auf hohen Meeren zogen. Ueber dem Anker prangte ein reichvergoldeter Stern, als Abbild des Ordens, mit dem der Adelsrang verbunden war. Dieser Orden war Fernberg's Stolz und Glück und hatte, nebenbei bemerkt, die empfindsame Eitelkeit des Kaufherrn schon mehrmals zu tollen Streichen und derben Taktlosigkeiten verleitet.

An Vergnügen bot der Reichthum der beiden Besitzer mehr als genug. Der Kirchenfürst führte eine Küche und einen Keller, die ihresgleichen suchten. Der Baron unterhielt zwölf prächtige Rappen, eine große Anzahl von Hunden und einen reich bevölkerten Thiergarten. Weite Reviere dehnten sich um die beiden Schlösser aus, und der Edelhirsch spähte im Dickichte des Burggrabens, und der Auerhahn balzte in den Fichtenwipfeln über den Zinnen des Schlosses. Weiter rückwärts im Gebirge war ein Waldsee gelegen, in dessen Gründen zahlreiche Fischarten gehegt wurden, auf dessen klarem Spiegel an freundlichen Tagen bunte Kähne glitten. Auch hatte sich der

Erzbischof an diesem See eine kleine Badeanstalt errichtet, deren kunstvolle und sinnreiche Einrichtung sogar den sonst etwas blasirten Baron Fernberg entzückte.

Die beiden Herren waren Freunde geworden und in unbelauschten Stunden hieß der Baron den Erzbischof kurzweg „lieber Constant." Dem Kirchenfürsten mochte eine solche Zutraulichkeit doppelt lieb sein, denn, gleichwohl einem weitverzweigten Adelsgeschlechte angehörend, hatte er doch Niemand, der freundschaftlich oder gar zärtlich mit ihm that. Ehrfurcht hatte seine Stellung von jeher verlangt, so genoß denn Erzbischof Constant viel Ehrfurcht, aber wenig Liebe.

Eine Seele aber war doch, die den schon alternden Mann kindlich liebte. Wie oft hatte Bischof Constant den Tag schon gesegnet, an welchem er aus dem Volke ein armes Knäblein aufgenommen hatte, das er im Seminar erziehen und in der theologischen Hochschule zum Priester heranbilden ließ! Dieser Junge war seine Freude und der Greis sehnte sich stets nach der Ferialzeit, in welcher sowohl er, als auch der wohlgeartete Theologe ungestört und fröhlich auf Pfahlenstein hausen konnten.

Die übrige Zeit war es recht einsam auf dem Schlosse, und der Kirchenfürst, wenn er nicht in der Stadt lebte, suchte stets die Gesellschaft Fernberg's, und die beiden Herren waren zusammen entweder auf dem altersgrauen und mit schwerer Pracht ausgestatteten Schlosse Pfahlenstein oder auf der freundlichen, mit allem erdenklichen Comfort eingerichteten Villa Fernberg. Oder sie waren im Gebirge auf Waidmannslust, oder im marmorgetäfelten Badhause am See.

In diesem Badhause aber war es auch, wo sich die beiden Herren eines Tages entzweiten.

Sie saßen an einem Tisch von Mahagoniholz und spielten Schach.

„Schach dem König!“ rief Fernberg.

„Ei“, entgegnete der Kirchenfürst, auf eine Figur weisend, „der Bauer versteigt sich hoch!“

Fernberg schwieg. War das Wort des alten Aristokraten mit Absicht gesprochen? Es war allerdings nicht zu leugnen, Fernberg's Großvater war Landwirth; dieser Umstand hatte dem neuen Baron schon manchen hinterlistigen Lanzenstich eingetragen und dieser Umstand war eben Fernberg's empfindliche Stelle, an der seine angeborene Engherzigkeit nicht selten auf die schroffste Weise zum Ausdrucke kam. Die Anspielung auf seine Abkunft — und eine solche konnte nach seinem Dafürhalten die Bemerkung immerhin gewesen sein — hatte den Baron stumm gemacht. Und immer schärfer und tiefer grub das Wort in seinem verwundeten Gemüthe, bis er plötzlich wie unversehens mit dem Arm an das Schachbrett stieß, daß die Figuren durcheinanderpurzelten.

„Es wird nöthig sein, daß ich meine Tochter bald standesmäßig verheirathe“, sagte Fernberg, statt seine Ungeschicktheit zu entschuldigen.

Der Fürst sah seinem Partner völlig verblüfft in das geröthete Angesicht. „Was willst Du doch jetzt mit der Heirath?“ fragte er, — „matt!“

Fernberg erhob sich. „Matt?“ sagte er, „Eminenz belieben heute eine eigenthümliche Blumensprache zu sprechen. Meine Tochter wird sich mit einem Edelmanne vermählen.“

Der Bischof stutzte. „Matt", versetzte er endlich wieder, „Du siehst doch, das Spiel ist zerstört."

Die Sache war geringfügig; die beiden Männer verstanden sich aber zum ersten Male nicht. Sie gingen bald auseinander.

Und von diesem Tage an kamen sie selten und seltener zusammen. In Fernberg, der sich nun durchaus einbildete, der Graf von Pfahlenstein sähe mit scheelem Auge in ihm den Plebejer, lag stets eine gewisse Gereiztheit; Bischof Constant's Benehmen gegen den Nachbar wurde kühler.

Dennoch aber gab es zuweilen am Schießstand oder am Theetisch noch manche intime Stunde, bis eines Tages der Kirchenfürst — zufällig oder absichtlich — die Aeußerung that, Fernberg's Tochter, Gilda, sei eigentlich zu schön und zu gut für die Welt, sie solle in ein Frauenstift gehen und etwa im Kloster „Zum heiligen Herzen" Oberin werden.

Der erste Theil des Satzes war ein Sonnenblick für Fernberg's Vaterherz, aber der zweite Theil war ein Feuerbrand in den Strohhaufen der Eitelkeit des Barons. — Graf Pfahlenstein wußte gleichwohl, daß Gilda das einzige Kind Fernberg's war; er wußte auch, daß dem nicht gerade kirchlich gesinnten Baron Frauenklöster, die keine gemeinnützigen Zwecke verfolgten, ein Aergerniß waren. Die beiden Herren hatten darüber schon manche hitzige Debatte gefochten, und Jeder darin die Person des Andern geschont. Da zerrte der Kirchenfürst den leidigen Gegenstand plötzlich in Fernberg's Familie hinein, plump und rücksichtslos auf den Stolz des Barons einen Schlag verübend.

Seit diesem Vorfalle war auf dem Verbindungswege der

beiden Schlösser die Grenzschranke niedergelassen, und Fernberg mied jede Zusammenkunft mit dem Kirchenfürsten und athmete erst auf, wenn dieser in seiner bischöflichen Residenz, in der Kapitale, weilte. —

So standen die Dinge an jenem freundlichen Juliabende, dessen wir Eingangs gedacht.

Und an jenem Abende war es, als ein junger Mann des Weges die Lansach entlang gegen das Schloß Pfahlenstein zog. Es war eine hübsche, schlanke Gestalt, deren dunkle städtische Kleidung und wallende Locken des Hauptes den Studiosus verriethen. Ein bequemes Reisetäschchen hatte der junge Mann über der rechten Schulter hangen, ein polirtes Wachholderstöckchen mit einer rothen Quaste schwang er spielend in der linken Hand, während die rechte freundlich das schwarze Hütchen lüftete, so oft er an laut grüßenden Arbeitergruppen vorüberkam, die in den Gärten thätig waren.

„Der Johannes kommt, der Johannes ist wieder da!" hieß es, und ein betagter Bauer stieg über den Heckenzaun auf den Weg herab, rieb die Erde von seiner Hand, reichte sie dem jungen Manne und sagte: „Grüß' Gott! und gesegnete Vakanzen! Muß man dem Herrn schon die Hand küssen?"

„Das nicht", entgegnete der Angeredete und sein großes, blaues Auge lächelte, so ruhig und ernsthaft sonst seine Züge auch blieben. „Ich bin noch nicht eingeweiht; das soll erst in einigen Monaten auf Pfahlenstein geschehen. Der Brandfranz darf mir aber auch dann die Hand nicht küssen; ich bin ein Bursche von vierundzwanzig Jahren, kenne Gottes Welt fast nur aus den Büchern."

„Ist Alles recht", sagte der Alte geschmeichelt, „aber die priesterliche Weihe! Ich weiß wohl die Geschichte von jenem frommen Manne, der gesagt hat: ‚Wenn mir zu gleicher Zeit ein Engel vom Himmel und ein Priester begegnet, so küsse ich zuerst das Kleid des Priesters und dann erst grüße ich den Engel.' — Herr Johannes, den Tag will ich noch gern erleben, an dem Sie vor dem Altare stehen und uns segnen werden."

Freundlich drückte Johannes die Hand des Alten, dann schritt er fürbaß, ernsthafter als sonst Jünglinge zu sein pflegen, die nach glücklich vollendetem Studienjahre in die heitere Frische der Ländlichkeit zurückkehren.

Schon blickten ihm über dem Tann die Giebel von Pfahlenstein entgegen, allein heute trieb ihn nicht das Verlangen, seinen bischöflichen Gönner zu sehen, zur Eile an; der Kirchenfürst weilte noch in der Stadt, von ihm kam Johannes ja geradewegs, um nun auf ein paar Wochen als alleiniger Herr auf Pfahlenstein der Erholung leben zu können. Das war ihm eigentlich nicht unangenehm, denn so lieb er seinen Gönner auch haben mochte, so berührten ihn die steten Belehrungen, Ermahnungen und Bevormundungen desselben, wie väterlich sie gewiß auch waren, nicht immer günstig und förderlich. Gedeihlicher war ihm die Einkehr in sich selbst, wenn er an stillen Sommertagen in den Bergwäldern wandelte.

Als Johannes zur Brücke kam, die über die Lansach gegen das Schloß führte, und welche als erste Eingangspforte zum priesterlichen Tuskulum, mit den Marmorbildnissen der vier Evangelisten geziert war, sah er durch den grünen Heckenzaun ein weißes Strohhütchen schimmern. Fernberg's Tochter

Gilda war es, die durch das Blätterwerk auf den schmucken Wanderer guckte, und die, als sie sich nun bemerkt sah, über die Wiese hin die Flucht ergriff. — Warum floh Gilda? fragte sich Johannes, habe ich ihr je Uebles zugefügt oder kennt sie mich nicht? — Sonst war es doch anders. Vor zwei Jahren, als er von der Stadt zurückkehrte, war Gilda eben auch unweit von dieser Stelle. Es war damals, als sie mit den armen Kindern des Steinklopfers heirathen spielte. Das fünfjährige, barfüßige Büblein war ihr Bräutigam; dem hatte Gilda ihr schwarzes Seidentuch über den Leib gehangen, weil ihr die Kleider des armen Knaben für den feierlichen Akt nicht geeignet erschienen. Die strohlichten Haare des Kleinen hatte sie hübsch nach rückwärts geglättet, an seine Brust hatte sie ihm eine weiße Rose geheftet. Für sich selbst hatte Gilda einen Birkenzweig zum Brautkranz gewunden. Ein Schwesterchen des Bräutigams trug Gilda's blaue Mantille und war Brautmutter. Ein größerer Knabe des Steinklopfers hatte das weiße Sacktuch des Schloßfräuleins über die Achseln gehangen und spielte den Priester. Ein Feldstein, der die Markung wies, war der Altar. Schon kniete das Brautpaar vor diesem und der Priester schwang bereits das Haltband seines Beinkleides, dessen er sich als Stole bediente, um den bindenden Akt zu vollführen, — als Johannes des Weges kam und die Handlung störte. Die Kinder des Steinklopfers flohen, allein Gilda sah ein, daß nun das Fliehen zu spät und nicht schicklich war. Sie wendete sich ein wenig erröthend gegen den Stein und zog eilig ihre Kleider in Ordnung.

„Ei, ei", neckte der Student, „ich habe immer gemeint, Fräulein Gilda würden die Angelegenheit so lange verschieben,

bis ich in der Lage wäre, meine dießfallsige Pflicht am Altare zu erfüllen."

„Da haben Sie mich just einmal bei was Rechtem ertappt", sagte das Mädchen dreist, „und jetzt können Sie sich ein ganzes Jahr, und viel länger, wenn sie wollen, über mich lustig machen. Ich habe nur den Kindern eine Freude gemacht; im Ernste heirathe ich so wenig, wie Sie, Herr Johannes, oder noch weniger."

„Da sieh' mal!" versetzte Johannes, „solche Worte von einem solchen Mädchen sind eine Gotteslästerung; nicht drei Jahre steht es an, so werden Sie einen Mann haben."

„Sie schwätzen, wie andere Studenten auch," entgegnete Gilda in halb verweisendem Tone, und trotzig setzte sie bei: „Es gibt keinen Mann auf der Welt, den ich mag."

Johannes schüttelte lächelnd den Kopf.

„So bringen Sie mir einen!" fuhr das Mädchen in kindlichem Uebermuthe fort, „den ich haben will, der muß schön sein wie Apollo, weise wie Sokrates, reich wie Crösus, und brav wie —"

„Nun?"

„Nein", unterbrach sich Gilda, „so brav ist noch Keiner gewesen, als ich ihn haben möchte. Und lieb müßte er mich haben, lieber als Vater und Mutter, lieber als sich selbst, lieber als Gott im Himmel. Wenn Einer so ist, den nehme ich; sonst aber werde ich eine alte, eine uralte Jungfrau."

Lachend lief das Mädchen davon. Ein fünfzehnjähriges Kind lief davon.

Das war vor zwei Jahren gewesen. Johannes dachte daran, als er heute über die Schloßbrücke schritt. Und er

grübelte nach, warum Jungfrau Gilda ihm heute nicht ein einziges ihrer lustig neckischen Begrüßungsworte zugerufen hatte. Doch, hatte er sie begrüßt? Hatte er nicht nach dem weißen Strohhute gespäht wie ein Schelm? Er hatte sonst zur Ferialzeit das Mädchen gehalten wie eine Schwester; — aber dieses Wiedersehen war nicht in der Ordnung.

Verstimmt schritt der Jüngling den Schloßberg hinan. Der Vogt kam ihm mit abgezogenem Hute entgegen, hieß ihn den „jungen gnädigen Herrn" und den „hochwürdigen Kaplan" ein um's andere Mal und bedeutete mit Bücklingen, daß nach den Befehlen Seiner Eminenz Alles in Bereitschaft sei.

Johannes erstaunte, als er, anstatt in sein gewohntes Kämmerlein, in jene Gemächer geführt wurde, die, sonst für vornehme Gäste bestimmt, mit großer Pracht eingerichtet waren.

Der Fürst wollte ihn also dießmal als Kavalier behandeln. Allerdings wird Johannes nun bald, ein Genosse des erzbischöflichen Gönners, im Weinberge des Herrn arbeiten; allerdings hatte er die Prüfungen der theologischen Anstalt glänzend bestanden, und seine Zeugnisse bezeichneten ihn als der Allerbefähigtsten Einen, so die Hochschule zu verlassen hatten.

Welchen Grund die Auszeichnung immer haben mochte, sie freute den jungen Mann, und er wollte nun einmal den Schloßherrn spielen. Zwei alte Domestiken waren zu seiner Bedienung da; eine feine Garderobe war zu seiner Benützung aufgeschlossen, und die große, tempelähnliche Bücherhalle und der mit schwerem Luxus alterthümlich ausgestattete Salon mit den Klavieren und den Spieltischen waren ihm geöffnet. —

Zuletzt übergab ihm einer der alten Diener mit einer gewissen Feierlichkeit einen Schlüssel, der noch wenigen der hier weilenden Gäste überreicht werden sein mochte — den Schlüssel zum Badekabinet Seiner Eminenz.

Am Abende saß Johannes allein in dem großen Speisesaal, der mit Kerzen eines niederhangenden Lusters beleuchtet war. Die düsteren Bildnisse der Ahnen hingen an den dunkelrothen Wänden und blickten wie befremdet nieder auf den einsamen Gast, der hier an der Tafel der Zwölfen aus goldenen Gefäßen speiste. Johannes sah diesmal nicht viel um sich, er beachtete diesmal nur die köstlichen Gerichte, mit denen ihn der ab- und zugehende Diener versorgte. Und er that dem Wein die Ehre an. Nur einige seiner armen und lustigen Studiengenossen hätte er herbeigewünscht auf die gothischen, hochlehnigen Sessel, die wie Altäre um die Tafel standen. Er hatte mit den Kameraden im heißen Lehrsaal gearbeitet, er war zuweilen mit ihnen auch im Kneipgarten der Anstalt gesessen, von Aufsehern bewacht, die vorgezählten Gläschen mit bedächtigen Mienen leerend. Und nun im Grafenschlosse, im Ueberflusse, in der Ungebundenheit und Herrlichkeit saß er allein.

Das behagte dem Studenten auf die Länge nicht. „Kommet einmal, alter Jonas, und laßt Euer gespreizt Wesen; haben doch sonst auch oft mit einander geschwätzt. Setzet Euch ein wenig zu mir!“ sagte er zum Diener und rückte einen Lehnsessel zurecht.

Der Alte kicherte und hielt die Worte des jungen gnädigen Herrn für einen Scherz, bis er wirklich an dessen Seite saß und ein volles Weinglas vor sich blitzen sah.

„Sitzt denn der Erzbischof auch immer so allein bei Tische?" fragte Johannes seinen geworbenen Beisitzer.

„Der Hofkaplan, gnädiger Herr, leistet Gesellschaft; ist aber der Hofkaplan nicht da, so speisen Seine Eminenz im Schlafgemach."

„Ja, das wäre freilich ein gutes Sein auf Pfahlenstein", bemerkte der heiter gewordene Student wieder, „wäre das Schloß nur auch vollständig eingerichtet."

Der alte Jonas machte große Augen. — Was will denn Der, dem ist Pfahlenstein nicht anständig eingerichtet! „Was meinen der junge gnädige Herr?" fragte er endlich.

„Eine Schloßfrau meine ich!" rief Johannes.

Da lachte der Alte sehr laut, und dem jungen Manne auf die Achsel klopfend, meinte er: „Halt ja, halt ja, gnädiger Herr, einen Spaß muß man auch haben!"

„Weißt Du was, altes Hans", sagte Johannes, „wer hat Dir die Mücke vom ‚jungen gnädigen Herrn' in den Kopf gesetzt? wer immer, jag' sie wieder davon. Nenne mich wie ehedem Hans, und so bleiben wir gute Freunde."

Mit vielen höflichen Geberden ergriff der Alte die dargebotene Hand, flüsterte aber: „Nur so lange Seine Eminenz nicht da sind. Seine Eminenz haben es strenge aufgetragen, dem Herrn Johannes —"

Er kam nicht weiter. Er wurde verlegen und es war ihm zuletzt doch nicht wohl, neben dem jungen gnädigen Herrn so zu sitzen.

Ein wenig später befand sich Johannes in seinem Schlafgemach. Zwei dreiarmige silberne Leuchter spendeten Licht, die rothsammtenen Wände, den blumigen Fußteppich,

die blauen Seidenvorhänge des Himmelbettes weisend. Aller Comfort, der für ein solches Gemach nur erdenklich ist, war hier vorhanden. An der Wand hing ein herrlich ausgeführtes Bild des gekreuzigten Christus. Dem jungen Theologen war sonderbar zu Muthe, als er auf dem schwellenden Sopha hingestreckt das Bild betrachtete. Hier der Genuß, die Behaglichkeit in vollstem Maße; dort der gekreuzigte Gottmensch in seinem Leiden, in seinem peinvollen Vergehen! Wie war das zu gleichen und zu lösen? War das nicht eines Priesters Haus? oder sollte das Bild der Schmerzen nur da sein als Gegensatz, um das Gefühl der Behaglichkeit noch zu erhöhen? Oder aber sollte das Kreuz den Zweck haben, die Lust und Freude an den irdischen Genüssen und Reichthümern zu vergellen? In beiden Fällen erfüllte Eines oder das Andere seine Bestimmung nicht. — Mit einem Mißton im Gemüthe schlief Johannes an jenem Abende ein.

Am andern Tage wanderte der Theologe durch Garten und Wald und kam bis zum See, der im Gebirge lag.

Dort fand er lustige Gesellschaft. Fernberg mit seinem ganzen Hause schaukelte auf dem Wasser. Die Gondel war mit grünen und weißen Fahnen und Bändern hochzeitlich geschmückt. Verlobung war gefeiert worden an dem waldigen Gestade des Sees, und nun glitten sie hinaus in die Wellen mit Scherzen und heiteren Liedern. Die nächsten Freunde und Verwandten des Hauses waren erschienen und theilten die Freude. Fernberg war über die Maßen fröhlich und er ver-

suchte das Echo der nahen Wand, das ihm seine drolligen Fragen kurz und treffend zurückgab.

„Wie viele werden der Enkel sein?“ rief er.

„Neun!“ gab der Felsen zurück. Aber der Bräutigam behauptete „ein“ habe das Echo zur Antwort gegeben, während die Braut erröthend versetzte, das Orakel habe „kein“ gerufen.

Die Braut hieß Gilda. Sie war reizend anzusehen in ihrem einfachen, weißen Kleide und in ihrem lichtblauen Schleier, durch welchen die zarte Blässe der Wangen und das dunkle Auge schimmerte. Sie wurde gebeten, den Schleier zu lüften, allein sie behauptete, es thue ihr das Licht des Wassers weh; ziemlich schweigsam saß sie neben dem Bräutigam, und senkte die Augenlieder, wie es einer Braut geziemt.

Weit vergnügter war der Bräutigam; er freute sich über die Späße seines künftigen Schwiegervaters, über die bunten Farben der Gondel, über die stille Schönheit des Waldsees. Aber Graf von Thal hätte vielleicht weder die Scherze des Barons anregend, noch die Fahnen und Farbenspiele des Sees bewunderungswürdig gefunden, wäre er nicht an der Seite des lieben Bräutchens gesessen. So ein Bräutchen ist im Stande, aus der Erde ein Himmelreich zu zaubern, selbst noch für Einen, der schon so tief und lange in den Schattengrüften der Erdengeschicke gewandelt war, wie Graf von Thal.

Der Bräutigam war nur ein Weniges jünger als der Schwiegervater, und in seinem Vollbarte spielten die eisgrauen Fäden, wie sie das Mütterlein Alter oder die herbe Magd Kümmerniß spinnt. Und in der That: letztere war dem guten Grafen viel am Spinnrade seines Lebens gesessen.

Nun sollte das vorbei sein; die Maid, die jetzt am Rocken saß, spinnt keine grauen Fäden — duftige Rosen webt sie, denn es ist die Liebe.

Graf von Thal war ein noch fast schöner Mann; Ebenmaß lag in seinem ganzen Wesen, und ein ernster Zug seines Antlitzes machte seine Erscheinung noch interessanter, seine Heiterkeit noch anmuthiger.

Er und Fernberg hatten sich auf einer Reise kennen und schätzen gelernt; nicht lange hernach, und der Graf war Gast auf Fernberg. Er wollte im Waldschlosse ausruhen, doch da ging ein neues Unstätes an. Gilda, das lustige junge Mädchen hatte, ohne es selbst zu ahnen, das Herz eines Mannes erobert, welches, von Schmerz und Kummer belagert, kaum mehr einnehmbar schien. Der Graf hatte um Gilda geworben. Fernberg kam der adelige, wenn auch mittellose Eidam erwünscht, und Gilda — hatte nicht Nein gesagt.

So war das heutige Familienfest zu Stande gekommen.

Der Graf war es, welcher Johannes, der am Ufer stand, zuerst bemerkte und dem Fremden zugrüßte, wie einem alten Bekannten, weil ihm heute war, als müsse er die ganze Welt umarmen.

„Ist das nicht Johannes?" rief Fernberg. Willkommen, junger Herr Pfarrer!" Er ließ das Fahrzeug an das Ufer lenken, und Johannes stieg, von Allen freundlich begrüßt, in die Gondel.

„Setzen Sie sich nur immerhin zu meiner Tochter", sagte der Baron. „Spielgenossen, Hochzeitsgenossen. — Hier mein angehender Eidam, Graf von Thal!"

Johannes verneigte sich und sagte der Braut in sehr unbeholfenen Worten seinen Glückwunsch.

Gilda dankte kaum hörbar und senkte das Auge. — Das Glück der Liebe hatte sie wohl stumm gemacht. Um so lebhafter war die übrige Gesellschaft; man sang und jauchzte, man schlug muthwillig die dunklen Wellen, daß die funkelnden Gischten stoben; man warf Brodkrumen hinaus auf die Wasserfläche und ergötzte sich an dem Emporschnappen der Karpfen und Forellen. Endlich landete man. Am Ufer harrten zwei Männer mit Speise und Trank und auf grünem Rasen wurde nun Mahlzeit gehalten.

Johannes hob seinen Becher und rief: „Die Himmel werden vergehen, Liebestreue wird nimmer vergehen!" Sie stießen an. Gilda that es mit zitternder Hand; wie hatte sie den Spruch des Theologen verstanden!

Auch Fernberg schwang das Glas: „Johannes, von Gottes Gnaden Kardinal-Erzbischof zu und von Pfahlenstein, des heiligen Stuhles geheimer Kämmerer! er soll leben!"

Vielstimmigen Anklang fand das übermüthige Wort; Johannes aber senkte seinen Becher, ohne dankend anzustoßen.

„Sie wollen also, wie ich höre, schon in wenigen Wochen der Welt entsagen?" wendete sich Graf von Thal an Johannes, „der Schritt ist tollkühn!"

„Wie meinen Sie das?" entgegnete der Theologe.

„Sie sind so blutjung, wie können Sie wissen, was Sie thun?"

„Ich zähle vierundzwanzig Jahre und bin mit mir im Reinen!" versetzte Johannes in fast abweisendem Tone.

Gilda zerpflückte einen Brombeerzweig und wendete ihr

Haupt so, daß der gehobene Schleier wieder über das Gesichtchen glitt. Das Benehmen des von jeher unberechenbaren Mädchens war eigen.

Der Graf aber wollte den Gegenstand so leicht nicht fahren lassen. „Als ich vierundzwanzig Jahre alt war“, sagte er, „da hielt ich die Welt immer noch für ein Paradies und mich selbst für einen jungen Gott. Man wacht erst später auf.“

Gilda neigte wie beistimmend ein wenig das Köpfchen, dann sagte sie zu ihrem Bräutigam: „Lieber Oskar, willst Du nicht noch einmal Deine Geschichte erzählen? Die Verwandten haben sie letztlich nicht gehört.“

„Liebes Herz“, entgegnete der Graf, „die Geschichte will für diesem Tag nicht passen; und Andere haben am Ende auch ihr Böses erlebt.“

Johannes aber, dessen Stimmung das heutige Fest ohnehin nicht verstand, vereinigte seinen Wunsch mit der Bitte der Braut.

Und die Geschichte des Grafen von Thal wurde erzählt.

„Lassen Sie mich nicht viel Worte machen“, begann der Bräutigam, „einen einzigen, den für mich bedeutsamsten Vorfall aus meiner Kindheit will ich darthun. Meine Mutter, die Gräfin von Thal, war die Schwester eines politischen Verbrechers, der, um der Sühne zu entgehen, wie es hieß, in's Ausland floh. Dieser Umstand hatte die sonst so glückliche Ehe zwischen meinem konservativ gesinnten Vater und meiner, den unglücklichen Bruder stets vertheidigenden Mutter etwas getrübt. Der Zwist wuchs zur Entzweiung und andererseits zur fürchterlichen Eifersucht, als mein Vater gewahr wurde,

daß seine Gattin in Stunden, wo sie sich unbeachtet glaubte, im Schloßparke mit einem fremden Manne umging. Eines Tages überzeugte sich mein Vater durch den klaren Augenschein von der Thatsache und in derselben Stunde sendete der wüthende Mann eine Kugel gegen seinen Nebenbuhler. Aber die Kugel traf die Gräfin in's Herz und der Nebenbuhler blieb lebendig und stellte sich noch an demselben Tage als politischer Flüchtling dem Gerichte. Es war der Bruder meiner Mutter, welcher sich von ihr versorgt, in einer Felsenhöhle, unweit des Schlosses, verborgen gehalten hatte. Mein Vater gab sich bald darauf aus Verzweiflung selbst den Tod. Unser Vermögen wurde von Gläubigern und der Regierung eingezogen. Ich, damals noch ein Kind, kam in ein militärisches Erziehungs-Institut. In meinem fünfundzwanzigsten Jahre trat ich als Offizier in den Staatsdienst. Es war eine kriegerische Zeit; ich erprobte mich zur Zufriedenheit meines Fürsten und avancirte bis zum Obersten. Dazumal war es, als ich mich mit der schönen Tochter eines Hofrathes vermählen wollte. Aber es kam wieder ein Feldzug dazwischen. Ich rückte mit meinen Abtheilungen sogleich an die Landesgrenze, hell begeistert, für mein Vaterland zu kämpfen. Es fiel eine große Schlacht, meine Schaaren wurden vollständig geschlagen und zerstreut und der Feind drang wüthend in's Herz des Landes. Ich lag an einer Brustwunde darnieder; aber als ich nach Wochen genesen war, stellten sie mich vor das Kriegsgericht. Einen Vorwand mußten sie haben für die Mißstände der Armee und für das Unglück des Landes; sie verurtheilten mich und trieben mich in die Verbannung. Den Räuber und Mörder belassen sie im Vaterland und schützen und pflegen

ihn; mich, der sein Gut und Blut dem Vaterlande geopfert, haben sie in eine fremde Oede hinausgestoßen. — Sechzehn Jahre lang habe ich für mein Unglück gebüßt in Noth und Drang. Aber des Menschen höchstes Gut habe ich mir doch erworben auf der einsamen Insel im Weltmeere — die Resignation. Ich hatte nichts mehr gehofft, nichts mehr verlangt von dieser Welt; ich war zufrieden und baute mir gelassen aus den Steinen des Strandes ein Grab. Da starb daheim im Vaterlande ein General, dessen Memoiren meine Unschuld offenbarten. Ich war nicht mehr der Verräther, ich wurde zurückgerufen in die Heimat, zu Ehren und Würden; der Fürst des Landes schenkte mir seine Freundschaft. — Und nun sind diese Tage gekommen; mein Schicksal ist versöhnt und beut mir das höchste Glück!"

Er hatte Gilda an beiden Händen gefaßt und ihr mit der Liebesglut eines Jünglings in die unstäten Augen geblickt.

Johannes lehnte sinnend an einem bemoosten Stein. Er wunderte sich nicht mehr, daß Gilda diesen Mann liebte. Welches Weibes Herz hätte ein solches Geschick nicht gerührt, welcher Frau eine solche Mannesseele nicht imponirt?

Die Erzählung des Grafen hatte die Gesellschaft in eine ernste Stimmung versetzt, die zu zerstreuen Fernberg nicht mehr im Stande war. Sonach glaubte der Baron auch nichts Vernünftigeres thun zu können, als die Wagen vorfahren zu lassen. Johannes nahm die Einladung, mit nach Hause zu fahren, nicht an; ziellos strich er noch in den Wäldern umher. Ihn floh kein Hirsch und kein Reh. Der Abend fand ihn sitzend auf einem öden Felsen.

An einem der nächsten Tage durchwühlte Johannes den großen Bücherschatz der Schloßbibliothek. Er fand die Evangelisten und die Kirchenväter; er stieß aber auch auf das eherne Lied der Deutschen und Normannen, auf die klassischen Werke der Römer und Griechen, er begegnete den heiteren Poesieen der Perser und Araber und den düsteren Träumen der Indier. Alle Dichter und Weisen der Erde zog er zu Rathe; vergebens, der Christ wie der Heide ließ ihn im Stich. Eine unsagbare Schwermuth war über ihn gekommen, und mitten aus seinem Sinnen und Suchen fuhr er auf und fragte: „Ist er denn so schön, wie Apollo, so gut, wie sonst Keiner mehr auf der Welt?"

Er brach ab und eilte in das Freie. Er wollte zu Gilda und sie fragen, was sie denn gegen ihn hege, daß sie ihn keines Wortes, kaum eines Blickes mehr würdige.

Im Baumgarten des Schlosses Fernberg fand er sie einsam sitzen in einer Laube. Gilda erschrak heftig, als sie ihn sah, und wollte enteilen. Johannes vertrat ihr den Weg — eine That, zu der er sich nie fähig gehalten hätte. „Sie müssen mir Rede stehen, Fräulein", rief er erregt, „wir sind gute Freunde gewesen seit unserer Kindheit, wir wollen als solche von einander scheiden. Haben Sie einen Groll gegen mich, Gilda?"

„Ich habe keinen Groll", lispelte das Mädchen hoch erröthend, „und warum fragen Sie mich denn?"

„Wie sollte ich das Brod brechen am Altare mit freudiger Seele!" rief Johannes, „wenn Sie mir zürnten, Gilda, wie sollte ich den Kelch trinken . . .!"

Beide schwiegen. In den Blättern der Laube war ein seltsam Flüstern.

„Aber man sagt ja", versetzte nun das Mädchen und that wie zerstreut kleine Risse in ein Birkenblatt, „man sagt, Sie wollten sich besinnen, wollten nicht in den geistlichen Stand treten —"

„Wer sagt das!" rief Johannes fast erschrocken, „ehe diese Blätter sich falben, werde ich Priester sein!"

„Und auch gewiß?" fuhr Gilda plötzlich d'rein.

„Was ist Ihnen, Gilda, und warum fragen Sie mich das?"

Das Mädchen zitterte vor Aufregung und Verlegenheit. Es rang sichtlich nach Fassung. „Wenn Sie Priester werden, Johannes", sagte sie endlich in gelassenem Tone, „so muß ich Sie was bitten. Ich —"

„Gilda, Sie leiden!" sagte Johannes mit inniger Theilnahme.

„Nein, nein", versetzte das Mädchen rasch, „ich liebe meinen Bräutigam unendlich, und ich bitte Sie, Johannes, wenn Sie am Altare stehen, gedenken Sie unser in Ihrem Gebete, auf daß auch er mit mir glücklich werde. Leben Sie wohl!"

Das letzte Wort war ein Aufschrei; sie stürzte davon.

Der Theologe stand wie betäubt. Nach einer Weile schritt er durch den Park, durch den Wald. „Sie liebt mich!" rief er plötzlich aus.

— — — — — — — — — — — — — — —

Am andern Morgen sagte der alte Jonas zu seinem Genossen: „Was werd' ich froh sein, wenn die Eminenz

zurückkehrt; der junge gnädige Herr kommt mir gar nicht recht vor. Wie er blaß sieht, gar zerstreut und verwirrt, und das Essen rührt er nicht an, nicht einmal den Wein mehr, denk' Dir das! und die halben Nächte spricht er laut mit sich selber. Paß' auf, Fritz, dahinter steckt eine Krankheit!"

Und endlich war Seine Eminenz auf Pfahlenstein wieder eingezogen. Der Kirchenfürst hatte seinen jungen Gast sehr freundlich begrüßt, war aber von dessen Aussehen erschreckt zurückgefahren: „Ich glaube, Dir thut die Landluft nicht wohl, mein Sohn. Oder warst Du so ungeschickt, Dir sonst was fehlen zu lassen auf Pfahlenstein?"

Johannes dankte für die Aufmerksamkeit, die ihm auf dem Schlosse zu Theil geworden, und bemerkte nur, daß ihm die große Einsamkeit wehe gethan, und daß er sich sehr nach der Rückkehr seines hohen Gönners gesehnt habe.

Eines Tages nach der Messe in der Schloßkirche beschied der Erzbischof seinen Schützling zu sich in das Wohngemach. Dieses war geradezu fürstlich ausgestattet; Pracht und Geschmack hielten das Ebenmaß. An der Wand, zwischen den rothen Seidenvorhängen der Fenster aber prangte ein altarartiges Bildniß der Himmelskönigin mit dem Kinde. Diesem Bilde gegenüber lud die Eminenz Johannes ein, Platz zu nehmen, während sie sich selbst in einem zweiten Fauteuil niederließ.

Einige Augenblicke herrschte feierliches Schweigen. — „Johannes", hub der Kirchenfürst endlich an, „Du bist mit Glück und Ausdauer den rechten Weg gegangen. Manches

Kind armer Eltern habe ich auf diesem Wege unterstützt, doch — und das kann ich Dir unbeschadet Deiner Bescheidenheit wohl sagen — die Freude, wie an Dir, habe ich noch an Wenigen erlebt. Ich wollte, auch Dein Vater, der gute, arme Dorfküster, könnte diese Zeit noch sehen. Gewißlich, es würde ihn der Streich reuen, den er Dir einst mit seinem Pfeifenrohre versetzte, als Du, Dich allein wähnend, in der Dorfkirche Messe lasest. Du warst damals kaum zehn Jahre alt gewesen; doch der gute Mann hielt das Spiel seines Söhnleins für einen großen Frevel. Es war eine prophetische Stunde. Durch den Ortspfarrer auf den Kleinen aufmerksam gemacht, hat es mich wenig Mühe gekostet, Dich in das Institut zu versetzen. Und nun, mein Sohn, naht der Tag, an dem Du in Wahrheit als Mittler zwischen Gott und den Menschen vor dem Altare stehen wirst. Der wenigen Auserwählten Einer, die in kindlicher Freude Herz und Seele dem Herrn weihen."

Die Augenwimpern des jungen Theologen zuckten.

„Unleugbar", fuhr der Erzbischof fort, „auch die Stufen des Altares sind steil und können schlüpfrig sein, und dennoch wirst Du Dich der evangelischen Worte erinnern: mein Joch ist süß und meine Bürde ist leicht. — Es wird Dir vielleicht gesagt werden, es sei menschenunwürdig, auf die Welt zu verzichten; ich aber sage Dir: Es ist göttlich, über der Welt Leidenschaften zu stehen, den Frieden herabzuholen vom Himmel und ihn den Menschen zu geben. Dieser Friede und die Erlösung auf Erden heißt Ergebung. — Es wird Dir vielleicht in das Ohr geflüstert werden, es sei unmöglich, die Natur des Fleisches zu verleugnen; ich aber sage Dir: im

Geiste des Menschen liegt sein Vorrang, der ihn hoch über alle übrigen Wesen stellt; und der Geist wird stärker sein, denn das Fleisch. Am Fleische hängen die Bande der Erde und der Hölle; nur im Geiste sind wir Kinder Gottes. Es ist ein strenges Gesetz gegeben, aber die Erfüllung desselben ist die höchste Stufe zu Gott empor. Dennoch hat die heilige Mutter, die katholische Kirche, auch des Menschenherzens nicht vergessen, das in ihrem Priester schlummert. Johannes, wende Deinen Blick zu diesem Bilde; das ist die herrlichste Frau, die dreifache Frauenwürde, wie sie im Erdenkinde nimmer zu finden, ist in dieser Gloriengestalt vereint. Siehe die Mutter, die Königin, die Jungfrau! Seit Urbeginn haben die Himmel Schöneres nicht geträumt, als den Kultus dieses Weibes. Auch Du, Johannes, wirst in dem Ideale dieser göttlichen Weiblichkeit das Ziel Deiner Sehnsucht finden."

Einen kurzen, glühenden Blick hatte Johannes nach dem Bildnisse der Gottesmutter geworfen; sein Athem ging rascher, seine Wangen waren roth. Begeisterung hatte den Jüngling ergriffen, neu und fest war er entschlossen, dem Kultus der wahren, ewigen, jungfräulichen Weiblichkeit ein treuer Priester zu sein.

Der Kirchenfürst sprach noch Manches. Ehe sie das Gemach verließen, wurde auch der Tag der Priesterweihe bestimmt. Das Fest sollte auf Pfahlenstein gefeiert werden.

Fernberg's Gedächtniß war wie von Stahl; was in dasselbe einmal eingegraben worden, das war nicht mehr zu verwischen. Nimmer vergaß er jenes Wort des Kirchenfürsten,

in welchem er seiner engherzigen Anschauungsweise zufolge einen Schimpf gegen sich und sein Kind erblickt hatte. In's Kloster, seine Tochter, — in's Kloster zum „heiligen Herzen"! — Das Wort mußte quitt gemacht werden. An demselben Tage, an welchem der Liebling des Erzbischofs sein kirchliches Ehrenfest feiern sollte, wollte auch Fernberg das Hochzeitsfest seiner Tochter begehen. Dadurch wird die Aufmerksamkeit der Gegend getheilt, und dem Pomp und Nimbus auf Pfahlenstein die Spitze gebrochen.

Graf von Thal durchschaute die Tücke des Schwiegervaters nicht; ihm war der bestimmte Tag ganz recht. Auch Gilda haderte mit dem Vater nicht, um so mehr aber mit sich selbst. Der Tag war ihr verhaßt. Es war der Tag des Evangelisten Matthäus.

Noch stiller und noch blasser ging Gilda umher; aber die Leute hielten diesen Ernst für die Weihe der Braut. Und Graf von Thal blickte in stillem Glücke auf das Mädchen, das nun sein treuer Schutzengel werden sollte für die noch übrigen Tage seines Lebens.

So nahte der Matthäustag. In beiden Schlössern an der Lansach wurden eifrig Vorbereitungen getroffen; gleichwohl Mancher den Kopf schüttelte: „An einem und demselben Tage? Ein Fest so gegen das andere hetzen — das ist nicht recht!"

Johannes wandelte die letzten Tage in sich gekehrt, wie es einem Jünglinge geziemt, der an der Pforte steht, um einzugehen in den Weinberg Gottes. Einmal aber saß er auf seinem beliebten Steine im Walde und verbarg mit beiden Händen sein Gesicht. „Kann es so Gottes Wille sein?"

murmelte er, dann sprang er auf und rief: „Eine Marter, nicht zu sagen und nicht zu tragen! — Soll ich auch an's Kreuz?"

Seine Eminenz war außerordentlich thätig in der Anordnung des Festes, machte das vergnügteste Gesicht und ließ dem Pflegling die zärtlichste und auszeichnendste Behandlung angedeihen.

Der Festmorgen brach an. Johannes hatte die letzte Nacht kein Auge geschlossen. Erst in der Morgenstunde war er ein wenig eingeschlummert, um ein Traumgesicht zu schauen, das er besser nicht gesehen hätte. Er saß mit seinem Weibe Gilda im Garten unter dichtschattigen Apfelbäumen. Sie hatte ein schneeweißes Kleid an und eine rothe Rose am Busen. Ein goldlockig Knäblein hüpfte Schmetterlingen nach und bis an den Abgrund hin. Da rief Gilda: „Johannes!" und der Knabe kam zurückgesprungen. —

Heller Kirchenglockenschall weckte den Träumenden. — Johannes sprang auf, völlig entschlossen, sogleich zu seinem priesterlichen Gönner zu eilen und mit einem lauten Bekenntnisse seines Herzens kühn den drohenden Bannkreis zu überspringen.

Der Blick durch das Fenster machte ihn wieder wankend. Der große Schloßhof war voll festlich geschmückter Menschen. Fernberg hatte sich unselig verrechnet, wenn er geglaubt, die Theilnahme der Gegend durch seine prunkvoll angelegte Tochterhochzeit von der Feier auf Pfahlenstein abzulenken. Priesterweihe ist etwas Seltsameres als Hochzeit; Aller Augen sind auf Pfahlenstein gerichtet; der Schloßhof kann die Menge der Neugierigen kaum fassen. Priester in Talar, Chorröcken

und mit Prälatenhüten ziehen geschäftig hin und her; allerseits erweist man ihnen die gewohnten Ehren, doch das Hauptinteresse ist nur nach Einem gerichtet, nach dem Fenster von Johannes' Zimmer, nach dem Thore, aus welchem der junge Bräutigam der Kirche jeden Augenblick heraustreten kann.

Sollen nun diese tausend und tausend feierlich gehobenen Gemüther erfahren, daß Johannes noch in letzter Stunde dem Priesterthume abtrünnig geworden? Soll dem Kirchenfürsten, dem väterlichen Freunde, der ahnungslos und freudigen Herzens die freudige Stunde erwartet, seit Jahren erwartet hat — soll ihm diese Stunde nun vergällt werden mit dem Undanke eines schnöden Fahnenflüchtigen?

„Nimmer und nimmer!" rief Johannes und führte mit der Hand einen Schlag nach seiner Brust, als gälte es, das stürmische Herz zu tödten. Dann stieg er festen Schrittes die Treppe hinab.

An der Pforte kam ihm Seine Eminenz entgegen mit einem lebhaften Händedruck, und die sich sammelnde Priesterschaar nahm ihn als einen der Ihren in ihren Kreis. Weißgekleidete Jungfrauen schickten sich an, Blumen zu streuen; — ein kleines Mädchen drängte sich heran zu Johannes und überreichte ihm eine rothe Rose, wie sie nur drüben in Fernberg's Garten zu dieser Zeit noch blühten. Des Jünglings Hand zitterte, als sie die Gabe nahm — das war die Rose, die er im Traumbild an Gilda's Busen sah . . .

Bald darauf huben alle Glocken der Schloßkirche an zu klingen; die Musik schmetterte einen fröhlichen Festmarsch, der in dem Gemäuer des großen Gebäudes sinnberauschend wider-

hallte. In der Menschenmenge ein mächtiges Gedränge und Geschiebe; manche Hand streute Blumen gegen die herannahende Schaar der Priester, mancher Arm schwang einen Weidenzweig als Palme. Inmitten der Priester aber, zur Rechten des Erzbischofs in schwerem Ornat, schritt in einem langen, schwarzen Schlepptalare, auf dem Haupte einen Kranz von weißen Rosen — Johannes. Die Hände über der Brust gefaltet, das blasse Angesicht gegen die Erde geneigt, schritt er langsam dahin. Nun aber schlug er seinen Blick empor zu dem hohen Triumphbogen, der vor dem Eingange zur Kirche aus Fichtenstämmen und Tannenreisern gebaut, mit zahllosen Bändern und Fahnen geschmückt war. Und über dieser lebendigen Pforte standen mit goldigfunkelnden Lettern die Worte: „Sei gegrüßt, Johannes, Du Liebling des Herrn!"

In diesem Momente fuhr es wie berauschend in des Jünglings Seele. Königliche Ehren sind es, die ihm angethan werden. Das Volk, mit und in dem er als Kind und Jüngling gelebt, als armer Knabe einst, mißachtet vielleicht von Manchem, geliebt von Vielen, es lag nun auf den Knieen vor ihm wie vor einem jungen Gotte, um seinen Segen flehend, um seinen ersten, priesterlichen Segen, der Jedem zur Stunde des Sterbens einst die Himmelsthür erschließen wird.

Empor wendete Johannes sein Haupt, und sein Auge leuchtete; gehoben fühlte er sich plötzlich über die Menschen und ihre Leiden und Leidenschaften. Wohl hörte er das Knallen der Böller vom hochzeitlichen Fernberg herüber — allein, nun achtete er nicht mehr darauf. Unter Klang und Schall

zog er inmitten des Gepränges zur Kirche ein, in welcher hell die Orgel tönte und zahllose Lichter strahlten.

Vor dem Altare, auf einem rothen Seidenschemel ließ sich der Weihling nieder auf die Knie; um ihn stellten sich im Halbkreis die Priester, und die Menge wogte Kopf an Kopf in der großen Kirche.

Der Erzbischof bestieg die Kanzel. Der sonst behäbige Mann sprach heute mit einer seltsamen Begeisterung. Er sprach anfangs von der Bedeutung des Priesterstandes überhaupt, allmälig aber ging seine Rede auf den jungen Weihling über, und endlich sagte er folgende Worte: „Als Gottes Sohn am Kreuze hing, dachte er in seiner Todespein noch an seine Mutter und an seinen Lieblingsjünger Johannes. ‚Johannes', rief er, ‚siehe Deine Mutter! Maria, siehe Deinen Sohn!' Und so wie der Heiland einst huldvoll seine gebenedeite Mutter dem Jünger empfohlen, so thut er es auch heute wieder. Unser Johannes, der heute vor dem Altare steht, ist des Meisters Jünger; des Meisters Mutter aber ist die heilige Kirche. Von dem Golgatha des Altares nieder ruft es der Herr: ‚Johannes, siehe Deine Mutter!' und erfüllt ist des neuen Bundes Deutung: ‚Ein neuer Hort der Kirche sei Johannes!'"

Und als die Predigt des Kirchenfürsten zu Ende, war der bedeutsame Augenblick gekommen. Ein Diakon hob den Kranz von den Locken des Knieenden. Unter dem leisen Klingen der Orgel und dem stillen Gebete der Geistlichkeit legte der Erzbischof seine Hände auf das Haupt Johannes' und salbte den Jüngling zum Priester des Allerhöchsten.

Nach Vollzug dieser feierlichen Handlung bewegte sich

unter rauschenden Klängen der Zug wieder in das Freie. Auf dem Schloßplatze knieten in weiten Reihen und Kreisen die Menschen. Johannes schritt über Blumen, deren kühlender Duft die Räume erfüllte, und der junge Priester trug nun eine mit Gold durchwobene Stole um den Nacken und die weißschimmernde Binde um den Hals. So schritt er hin an den Reihen und legte Jedem der Sitte gemäß die Hände auf das Haupt — den ersten priesterlichen Segen ertheilend.

Da entstand zur selben Stunde plötzlich eine Wirrniß in der Menge, ein Murmeln ging von Mund zu Mund, eine Aufregung war und jählings rief eine laute Stimme: „Sie sind Beide ertrunken im See!"

Die Leute wogten auseinander, um zu hören und zu sehen, was sich zugetragen habe.

„Es ist ein Unheil", rief ein Mann zum Schloßthore herein, „es ist ein großes Unheil! So hört! In der Kapelle zu Fernberg drüben, da knieten sie vor dem Traualtar. Der Kaplan legt schon das Stolenband um ihre Hände, da springt sie, die Braut auf, thut einen Schrei, daß die Mauern zittern, stürzt aus der Kirche und davon in wilder Flucht dem Walde zu. Nicht zu sagen ist der Schreck! Der Bräutigam eilt ihr nach, verfolgt sie durch den Wald bis hinauf zum See. Wahnsinn und kein Ausweg! Sie stürzt in's Wasser — er springt ihr nach. — Jetzt ist Alles aus!"

Wenige Minuten nach dieser Botschaft war Pfahlenstein leer. Priester und Volk waren nach Fernberg und weiterhin zur Unglücksstätte geeilt, wo die unbeschreibliche Wirrniß herrschte.

Johannes allein war zurückgeblieben bei den zertretenen

Blumen und Rosen. An der Marmorschwelle der Kirche war er zusammengebrochen, konnte nichts denken und fühlen, als die letzten Worte der Botschaft: „Jetzt ist Alles aus!"

Und im weihrauchdurchwallten Tempel brannten still die zahllosen Kerzen.

An dem Abende desselben Tages lastete eine schwere Oede über den beiden Schlössern an der Lausach. Zu Fernberg lag die Leiche des Grafen von Thal aufgebahrt. Gilda's Leichnam war tief versunken im See und konnte bisher noch nicht aufgefunden werden. Fernberg raste völlig in seinem Schmerz; mit bebenden Händen durchwühlte er das Gemach seiner Tochter, durchwühlte den Schmuck und die Handarbeiten und die Schriften, aber kein Zeichen fand er, das Kunde gegeben von der Ursache, die das Kind in den See gejagt. In den düsteren Saal stürzte der Baron und rief der Leiche zu: „Was hast Du ihr gethan, Du Unglücksmensch? Wer hat Dich gesandt, mir mein einzig' Kind in den Tod zu hetzen?"

Die Ruhe des ewigen Friedens lag auf dem Antlitze des vielgeprüften Mannes, der in seinem schwarzen Hochzeitskleide ausgestreckt war auf dem Bahrbrette. Der bräutliche Strauß prangte noch auf der Brust, eingefrischt in den grünen Fluten des Waldsees und dennoch welkend.

Auf Pfahlenstein, in dem Wohngemache der Eminenz, saßen der Erzbischof und Johannes.

„Sammle Dich, mein Sohn", sagte Ersterer, die Hände des zerstreut blickenden Jünglings fassend, „leicht begreiflich,

dieser Tag muß einen großen Eindruck auf Dich gemacht haben, und der Begeisterung Hochflut folgt nun die Ebbe. Das ist so der Gang auf dieser Welt, den habe ich auch erfahren. Zwar ist mein Weihetag durch kein solches Unglück gestört worden, als der Deine, und dennoch lag von der Stunde der Salbung an ein seltsam beklemmendes Gefühl auf meinem Herzen, das auch in späteren Zeiten oft und oftmals wiedergekehrt ist. Heute, mein Johannes, kann ich wohl offen mit Dir sprechen, denn die Mittheilsamkeit ist oft das einzige Mittel, unser Gemüth zu erleichtern. Nicht zu leugnen, die fleischlichen Bande, die auch den Priester an die Welt und Menschheit binden, sind vollkommen nimmer zu lösen. Ich sage Dir, mein Sohn, gelitten habe ich viel; die Menschen, geblendet von unserem Ornat und dem Nimbus des Priesterthumes, ahnen nicht, was wir leiden. Nicht diese goldene Kette, lieber junger Freund, die ich über der Brust trage, ist mein Stolz, aber daß ich bestanden, ohne unsere große Satzung zu verletzen, das wird noch auf dem Todtenbette meine Zuversicht und meine Ruhe sein. — Wende Dich nicht ab, Johannes, als wolltest Du keine Rechenschaft von mir — ich will sie dennoch geben, will", setzte der Kirchenfürst lächelnd hinzu, „von Deiner neuen Würde des Beichtvaters Gebrauch machen."

„Es ist denn einmal so", fuhr er hierauf fort, „auch die besten Thaten geschehen aus Egoismus. Ich habe, wie Du weißt, Johannes, manchen armen Knaben unterstützt, in Studien gefördert, zu Stellung und Ansehen erhoben, ich habe Vielen Gutes gethan. Warum aber? Bloß um eine Seele zu gewinnen, die mich liebte. Aber mit der Liebe sind die

Menschen gar so karg; Ehrfurcht, Bewunderung, äußere Dankbarkeit haben sie mir gezollt; mit seinem warmen Herzen geliebt hat mich kein Einziger. Gar öde ist mir oft geworden auf den Höhen meines einsamen Bischofssitzes; vor den Menschen war ich ein Gott, vor Gott ein Mensch. Schon habe ich mich darein gegeben, mein glückloses Leben zu tragen, da — Johannes, habe ich Dich gefunden. Deine treue, kindliche Anhänglichkeit hat mein Herz wieder erwärmt; nicht als Deinen Gönner hast Du mich geehrt, in Deinen Augen habe ich gelesen, daß ich Dir mehr war, daß Du eine tiefe Anhänglichkeit zu mir hegest, und — ich weiß nicht, Johannes, ob ein Vater sein leiblich Kind heißer lieben kann, als ich Dich liebe!"

Mit zitternden Armen drückte der Kirchenfürst die Hände des jungen Mannes und aus seinen Augen trat eine Thräne hervor.

„Und nun habe ich Dich an mich gekettet!" rief der Erzbischof Constant, „o, vergib mir das, Johannes! Wer kann der Menschen Herzen ergründen! Mein Eigennutz war so groß, daß ich Dich der Liebe Anderer entzogen habe, auf daß die ganze Wärme Deiner Seele mein, mein sei!"

Der Jüngling war unter solchen Worten noch blasser geworden. Seiner Seele Jammer war unendlich. Seine bebenden Lippen preßte er zusammen und sein Antlitz wendete er empor zu dem Bildnisse der Mutter Gottes.

Resignation hatte ihm vor wenigen Tagen der Kirchenfürst an dieser Stelle gepredigt; der Prediger wußte damals nicht, was in dem jugendlichen Herzen vorging, und er wußte

es heute nicht. Johannes flehte zu Marien um die Kraft der Entsagung und Ergebenheit.

Die Schmerzenreiche blickte gnädig nieder auf den jungen Priester.

Graf von Thal war zur Erde bestattet. Gilda ruhte in den Gründen des Waldsees ungehoben und unentdeckt. Fröhlich glitten die Forellen im Wasser und sie bewahrten das Geheimniß.

Das Badehaus war verlassen, es war kein Leben darin, nur die spätherbstlichen Buchenblätter raschelten auf dem Dache.

Stand ein priesterlicher Wandersmann mit Rock und Reisetasche am Ufer und starrte in die Wellen. Endlich beugte er sich, legte die Hand in's Wasser und benetzte damit seine Stirne.

Und als das geschehen war, ging er von dannen, ging über das weite Land dem Hochgebirge zu, ging in den ewigen Winter hinein.

Das war Johannes.

Der hatte die ihm empfohlene Resignation weiter ausgedehnt, als es seinem bischöflichen Gönner lieb war. Nach dem Plane des Kirchenfürsten sollte der junge Priester sofort im Domkapitale der Hauptstadt eine ehrenvolle Stelle bekleiden. Das würde die erste Stufe sein zu den Würden des Kardinalshutes.

Aber der Sohn des Dorfküsters verzichtete auf diese glänzende Bahn, und zwar mit einer solchen Entschiedenheit,

daß die Eminenz schweigend den Kopf schüttelte und die Achseln zuckte.

Zur selben Zeit war es, daß fern im Gebirge das Seelsorgeramt eines Hospiziums frei wurde. Die Station lag auf einer hohen Einsattelung des Alpenzuges, über welche eine kümmerliche, aber unentbehrliche Straße führte. Fast gingen die Gletscher nieder bis zu dem steinernen Hause und dem Kirchlein, das im Kar stand, hoch über aller Vegetation. Der alte Pfarrer, ein sehr abgehärteter, aber geistesbeschränkter Mann, wie man nur solche Leute gerne entlegenen Seelsorgstationen zutheilt, war durch einen Lawinensturz verunglückt.

So war Johannes vor seinen bischöflichen Freund getreten und hatte um diese Stelle nachgesucht. Seine Eminenz konnte die Bitte kaum verstehen. „Johannes", sagte er endlich, „die Idee, welche Du hegst, ist an und für sich löblich, aber Deine plötzliche Begeisterung dafür ist eine ungesunde. Willst Du Dein junges Leben vergraben im Schnee? Für das entlegene Hospiz ist schier jeder Bauersmann gut genug, der sich eines redlichen Herzens und kräftigen Körpers erfreut. Willst Du Dein Talent vergeuden? Bist Du deßhalb auf den Händen getragen worden von Deinen Lehrern, hast Du deßhalb die Hochschulen mit Auszeichnung absolvirt, damit Du da oben im Gestein in den ewigen Stürmen der Alpen verkümmern solltest? Bedenke, lieber Freund, Dein Wirkungskreis ist wohl im Konsistorium, vielleicht auf dem Prälatenstuhl, da wirst Du in der Lage sein, viel Gutes zu stiften; im Gebirge oben würdest Du zu Grunde gehen, ohne eine viel größere Bedeutung erlangt zu haben als etwa ein Mönchshund auf dem Sankt Bernhard."

Johannes hatte für solche Vorstellungen keine Antwort. Er blieb auf Pfahlenstein, mied aber die Menschen, selbst den Erzbischof, wandelte, in sich versunken, die einsamsten Wege. Und als er die erste Messe las und zum Memento kam, blieb er lange Zeit regungslos am Altare stehen; dann wandelte ihn eine Ohnmacht an, und ehe noch die Messe zu Ende, wankte er, auf den Ministranten gestützt, in die Sakristei.

Da fragte sich endlich der Kirchenfürst: was ist mit ihm vorgegangen? Er ist krank an Körper und Geist.

Die Eminenz hat es nicht erfahren, was dahinterstak — hat das Benehmen des jungen Mannes zuweilen für Launenhaftigkeit und Eigensinn gehalten.

Und als Johannes eines Tages wieder bat um die Stelle im Alpenhospiz, da antwortete der Erzbischof Constant: „So fahre mit Gott!"

Wohl brach ein Strom von Dankesthränen hervor, als Johannes von seinem großmüthigen Freunde Abschied nahm. „Gehe, gehe!" rief der Fürst, „Du kehrst mir wieder zurück und Du sollst willkommen sein!"

Das war das letzte Wort, ein edles Wort, neuerdings von der Hochherzigkeit des Mannes zeugend.

Johannes aber zog davon, zog über das weite Land, dem Hochgebirge zu und in den ewigen Winter hinein.

Tagelang mußte er wandern. Schon am ersten Tage verloren sich die besonnten Hänge mit dem goldigen Weinlaub; am zweiten verschwanden die Obstgärten; am dritten Tage führte der Weg über frischgefallenen Schnee. Dann kamen Hochwaldungen, in welchen die Schüsse der Novemberjagden

hallten, dann kamen die öden Steingelände. In der letzten Waldklause waren drei Männer bereit, die führten den neuen Pfarrer das Hochgebirge hinan. Schneidende Winde sausten über die Höhen und kratzten und gruben im Schnee, ihn hier lockernd, zerreißend, dort glatt wie zu Eistafeln fegend. Der Weg war ganz und gar verweht. Stangenspitzen ragten hervor, zeigten die Richtung des Pfades. Man sah nicht zur Höhe, man sah nicht zur Tiefe, das Schneegeflöter verdeckte jedes Bild. Einzelne Felsrisse standen kahl und grau und schründig; in diesen brach sich pfeifend der eisige Wind.

Nach vielen Stunden bitterer Mühe, da sich Johannes bereits entkräftet an die Waldmänner stützte, ragte im Nebel plötzlich eine schlanke, dunkle Spitze.

Das war das Kirchlein des Hospiz. Hinter demselben, sich unter eine Felswand schmiegend, stand das Haus. Die Fenster waren bis auf eines mit schweren Laden geschlossen; die Thür stand offen, und an der Thür stand ein betagter Mann und eine noch betagtere Frau. Diese zwei Menschen waren dem Wärter und Seelsorger des Hospiz beigegeben. Sie traten ihm nun ein paar Schritte entgegen und suchten seine Hände zu küssen. Dann geleitete ihn die alte Frau in seine Stube, die recht warm geheizt, aber sehr einfach und düster war. Außer einem ungeschlachten Kruzifix war kein Bild, außer einem alten Kräuterbuche keine Schrift zu sehen. In der hölzernen Bettstatt lag ein Haufen isländischen Mooses, auf dem großen Tische stand ein Wasserkrug. Noch fanden sich in dem Schranke einige schwarze Kleider und andere unbedeutende Dinge, wie sie der alte verunglückte Priester seinem Nachfolger hinterlassen hatte

Nachdem Johannes eine Weile auf der Wandbank gesessen war und endlich einen Trunk Wassers zu sich genommen hatte, führte ihn der alte Mann durch die sehr räucherige Küche in eine Stallung, in der fünf Ziegen standen. Der Alte zeigte sofort dem Ankömmling, wie man die Thiere melke und bedeutete, daß der vorige Herr Pfarrer die Ziegen selbst gemolken habe. Hierauf geleitete der alte Mann unsern Johannes in die Vorrathskammer; da waren sehr viele getrocknete Kräuter und Wurzeln, einige Milchtöpfe, mehrere Schwarzbrodlaibe, Mehl und ein weniges Schmalz. Ferner prangte auf Hängestangen das zerstückelte, geräucherte Fleisch einer Ziege, auf welches der Alte mit besonderem Behagen hinwies.

Dann stiegen sie eine schmale Stiege in das Obergeschoß hinauf, wo, durch einen Bretterverschlag abgetheilt, sechs bis acht Bettstätten standen. Das war das eigentliche Hospiz, wo die Wanderer ruhten, sich von den Strapazen des Alpenüberganges erholten, wo auch schon Mancher gestorben war.

Der Dachstuhl dieses Hauses war aus derben Waldbäumen gezimmert, wie sie mit unsäglicher Mühe aus fernen Wäldern heraufgeschleppt worden. Dann war das Obergeschoß mit einem Doppelverschlage ausgetäfelt und fast besser gegen Sturm und Kälte geschützt und bequemer eingerichtet, als das Wohnzimmer des Pfarrers.

Mittlerweile war die Milchsuppe fertig geworden, und nachdem sich Johannes damit erwärmt und gestärkt hatte, geleitete ihn der alte Mann hinaus in die Schneewüste und zur Kirche. Diese war sehr klein und öde, nur stand über dem steinernen Altartische ein gutes Bild des betrübten Heilandes, wie er am Oelberge kniet und den Vater bittet:

„Nimm diesen Kelch hinweg von mir; aber nicht mein Wille geschehe, Vater, sondern der Deine!"

Zur Rechten des Altares hing an der Wand eine große schwarze Tafel, auf welcher die Namen aller Jener standen, die in dieser Gegend durch die Anstalt des Hospiziums dem Tode entrissen worden waren. Das waren zumeist Namen armer Leute, Alpenbewohner, Handwerksreisenden, Wallfahrer u. s. w. Unter den Neueren, die erst in diesem vergangenen Herbste das Gebirge passirten, stand auch der Name: Gilda; und darunter die Bemerkung: Im Gamskar aufgefunden, dem Erfrieren nahe; nach dreizehn Tagen wiederhergestellt, weiter befördert.

Lange stand Johannes vor diesen Worten.

„Wie war das?" fragte er endlich fast krampfhaft, „habt Ihr das Fräulein — gesehen?"

„Fräulein?" versetzte der alte Mann, „weiß nichts. Diese Gilda da? ja, das war eine arme Bauernmagd aus dem Unterlande, ist gar in das Salzburgische gereist zu Verwandten. Ehrwürdiger Vater, die ist schwer krank gelegen, schwer!"

Johannes schwieg. Als sie aus der Kirche traten, war es bereits abendlich dunkel, aber das Schneegestöber hatte ein wenig nachgelassen. Der alte, stets geschäftige und redsame Mann führte nun seinen neuen Herrn zu einem Felshügel empor, der kahl und grau aus dem Schneemeere hervorstand. Diesen Hügel hinan war im Gestein ein Fußpfad gehauen, an welchem von Strecke zu Strecke bildliche Darstellungen aus der Passionsgeschichte angebracht waren; auf der Höhe des Hügels standen drei Kreuze, an welchen in Lebensgröße

die Gestalten des Erlösers und der beiden Schächer hingen. Am Fuße des Jesuskreuzes standen Maria und Johannes — die Mutter und der Liebling des Gekreuzigten. Die Bildnisse waren zwar rauh und mit Unbeholfenheit gearbeitet, aber mit naiver Frömmigkeit dargestellt. Es war das einer jener „Kalvarienberge", wie es in den christlichen Alpenländern deren viele gibt. Zur Sommerszeit, oder wenn sie wegsam zu erreichen, in den Fastenwochen sind solche Stätten das Ziel zahlreicher Wallfahrer. Auch gegen unser Hospiz, „Zum Oelberge" genannt, zog in den Sommermonaten manche betende Schaar; und gleichwohl die Seelsorgestation in diesem Gebirge keinen Sprengel zugemessen hatte und die Anzahl ihrer Seelen nicht in ein Pfarrbuch verzeichnet werden konnte, so gab es doch für einen Priester allfort was zu thun, sei es zum Leibeswohle, sei es zum Seelenheile seiner gläubigen oder ungläubigen Mitmenschen. Weit und breit gab es hier keine Kirche und keinen Priester und kein gastlich Haus. Das Hospiz „Zum Oelberge" war eine wichtige Stätte.

Als die beiden Männer von dem Hügel niedergestiegen kamen, standen sie plötzlich vor der Nische des Grabes Christi. Der alte Mann trat in die Höhle und zog das Leintuch von dem Antlitze des Leichnames. Johannes schauerte zusammen; das war kein geschnitztes Bild, das war eine Menschenleiche, wahrhaftig! Ein hagerer Greis lag da mit grauen Locken und einem noch fortwachsenden Stoppelbart an Kinn und Backen.

„Ja," sagte der Führer, „unser alter ehrwürdiger Vater, der ist im Herbst gestorben; da ist der Erdboden schon steinhart gefroren gewesen; so haben wir ihn dieweilen in das heilige Felsengrab gelegt. Zur Frühjahrszeit, wenn der Schnee

geht und der Boden aufthaut, werden wir ihn wohl in die Erde thun."

„Hat den alten Herrn nicht eine Lawine getödtet?" fragte Johannes.

„Die Lawine selbst nicht," sagte der Weiser, „die hat ihn nicht erreicht, als er unten in der Schroffe Wurzeln gegraben, aber der Luftstoß — so sagen die Leut' — der vor und neben der Lawine her ist und ganze Felsen sprengt, der hat den ehrwürdigen Vater getödtet."

Mit erregter und bewegter Seele kehrte Johannes in seine Stube zurück, in der, von der alten Haushälterin bereitet, die Flamme eines rauchenden aber harzig duftenden Kienholzspanes brannte.

So war dieser erste Tag vergangen. Und die folgenden vergingen ähnlich. Immer tiefer ging's in den Winter hinein; selten und seltener kam ein Wanderer des unwirthlichen Weges. Aber jeden Tag stiegen Johannes und der Franz Hausmann, wie der alte Wart hieß, die Lehnen und Hänge hinab, und bliesen in das Horn, auf daß ein erschöpfter oder allfällig sich verirrender Wanderer auf die beiden Männer aufmerksam gemacht werde und seine Rettung finde.

Hausmann wußte stets etwas zu schwätzen, hier unterwies er, hier zollte er Beifall, hier zeigte er seine Mißbilligung; dann wieder, und das that er sehr gerne, erzählte er von dem alten ehrwürdigen Vater, der so gut und umsichtig und heiter war, wie es ihm wohl Keiner mehr nachthue. Der junge Priester schien seine Zuneigung noch nicht in dem

Maße errungen zu haben, als der Verstorbene. Johannes mochte ihm doch etwas zu ernst und zu verschlossen sein.

Wie sollte der Alte aber auch nur im Entferntesten ahnen, was das Gemüth des jungen Mannes verstimmte und umdüsterte! Johannes war in sich bereits entschlossen gewesen, sein verfehltes Leben auf diesem Berge in stiller Pflichterfüllung zu weihen und zu vollbringen; dieser Entschluß hatte bereits Frieden gethaut in sein Herz. Da sah er jenen Namen auf der schwarzen Tafel, und die Seelenruhe war wieder zerstört.

„Nach Salzburg, zu Verwandten ist sie gegangen?" fragte eines Tages Johannes den alten Hausmann.

„Wer?" entgegnete dieser.

„Jene Magd aus dem Unterlande meine ich."

„Wird wohl so sein, weil sie so gesagt hat," meinte der Alte, „aber — ehrwürdiger Vater! (der Franz Hausmann war zwar um vierzig Jahre älter als Johannes, doch die Anrede war er einmal so gewohnt) könnt mir's nicht glauben, wie ich froh war, daß sie uns nicht gestorben ist. Wo sollt' sie Eins nur hinlegen über den Winter! — Ich hab' sie gewartet, bin Tag und Nacht an ihrem Bett gesessen. Und 's war gar völlig unterhaltsam dabei. Ihr, ich sag's, das war eine ganz besondere Person, sein anzuschauen, wie eine Prinzessin. Ja, und die hat Euch im Traum und im Fieber gescheidter geschwätzt, als unsereiner im hellen Wachen."

„Was — hat sie denn geschwätzt?" fragte Johannes mit einer armselig erkünstelten Ruhe.

„Ja, Gott, was hat Die nicht alles geschwätzt! Vom Heirathen und Ertrinken, von Grafen und Herren und gar vom heiligen Evangelisten Johannes. Hab' mir oft selber

gedacht, wo sie nur Alles so bernimmt. Aber das Fieber, das ist ein arg' Ding!"

Johannes fragte nicht mehr weiter. Wie eine plötzlich losbrechende Schnee- und Eislawine den jungsprossenden Wald vernichtet, so hatten des Alten Worte die Ruhe des armen Mannes nun für immer begraben. Ihm war kein Zweifel mehr: Gilda lebt. In Freude und Lust pochte sein Herz für Augenblicke; doch das Bewußtsein: wir sind auf ewig getrennt, dürfen uns nimmer sehen! legte wieder die Kummerlast auf seine Seele. Eine Kummerlast, die um so schwerer war, als das fernere Schicksal des armen, hülflosen Mädchens im Dunkel lag. Johannes ließ in der ganzen Gegend nachforschen; ein einziger Rinderhirt im jenseitigen Thale hatte die der Beschreibung gemäße Gestalt der Bauernmagd gesehen, dann war und blieb ihre Spur verloren.

Der Winter war eine böse Zeit für Johannes. Er hatte sich Bücher verschrieben; sie kamen und mit ihnen auch ein Schreiben des Erzbischofs, das den jungen Mann mit väterlicher Wärme einlud, wieder nach dem Schlosse Pfahlenstein, oder in das Palais des Kirchenfürsten, das in der Hauptstadt stand, zurückzukehren. Aber Johannes blieb im Hofriz „Zum Oelberge".

Es kam der Frühling; die Nebel lichteten sich, aber der Blick blieb eingeengt zwischen den Felsen und Kuppen. Lawinen donnerten Tag und Nacht; mehrere Menschen wurden durch Johannes und seinen Gehülfen aus Gefahr und Todesnoth gerettet. Als die schwarze Erde des kleinen Kirchhofes aufthaute, begruben sie die Leiche des alten Priesters.

Johannes hatte nach dem Schlosse Fernberg einen

Bericht abgehen lassen, daß im vorigen Herbste, bald nach dem traurigen Ereignisse an der Lansach, oben im Hospiz ein weibliches Wesen verpflegt worden sei, das nach den Berichten außerordentlich an Gilda erinnere. Es sei, nach einer überstandenen Krankheit, als Bauernmädchen gekleidet, vermuthlich gegen das Salzburgerland weiter gezogen.

Als Antwort auf diesen Bericht kam nun im Frühjahr von Fernberg die Kunde, daß es endlich gelungen sei, die Leiche des unglücklichen Mädchens aus dem Seegrunde hervorzuholen. Die kaum mehr erkenntlichen Reste seien in der Schloßkapelle zu Fernberg beigesetzt worden.

Hochsommer! Lange, heiße Tage, Blitz und Donner! — Im Hügelgelände der Lansach reifte wohl schon das Obst, bräunten die jungen Trauben am Weinstock. In den Sattelungen des Hospiz „Zum Oelberge" zogen, wenn nicht eisig scharfe Winde, so doch stets kühle Lüfte. Der Schnee war wohl gelöst, aber von der Höhe des Kalvarienberges aus sah man in eine Mulde hinein, in der die Gletscher niedergingen. Umstehende Bergmassen verdeckten die Fernsicht auf grüne, sonnige Matten und warfen sehr viel Schatten auf die Niederung. Johannes hatte sich auf die Alpenflora gefreut; allein als der Schnee geschmolzen war, da starrte der kahle, braune Boden, die immerwährenden Luftströme rüttelten und schnitten stets an den jungen Hälmchen und ließen keine Blumenflamme leuchten.

Als Johannes aber eines Tages wieder niederstieg gegen die unteren Kare, um in das Horn zu blasen, da sah er

plötzlich zu seinen Füßen ein blauäugig' Vergißmeinnicht stehen. Dieses harmlose Blümchen, das wie eine freundliche Hüterin der Treue fast überall auf Erden, auf den Höhen wie in den Niederungen zu finden, klopfte recht stürmisch an unseres jungen Priesters Herz. Ihm war, als sandte Gilda ihm diesen Gruß aus dem Grabe herauf.

Und als Johannes weiterschritt, fand er auch jenes hellrothe, lieblich duftende Röslein, das Herzenstrost genannt wird. Nun ja, Herzenstrost schien ihm doch zu werden auf diesen Höhen, wo es so viel zu schaffen, so wenig Zeit zum Sinnen und Träumen gab. Seit der Nachricht von Fernberg, welche die Vermuthung von Gilda's Identität mit jener Bauernmagd zunichte machte und eine Bürgschaft für des armen Mädchens ewigen Frieden war, lag es wie Trost und Bewußtsein süßer Erfüllung und Erlösung auf seinem Herzen.

Johannes wurde sich seiner selbst wieder bewußt und konnte sich endlich gar freuen an seinem Berufe, dem er mit ernstester Gewissenhaftigkeit oblag.

Und still und starr standen die Kreuze auf dem Felshügel — wohl das höchste Golgatha auf Erden. Und in den Sommertagen kamen aus fernen Thälern Waller hergezogen, um in dieser Alpenwildniß vor dem Kreuze zu beten. Wohl, auch unten in jedem Kirchlein, und an Grenz- und Wegscheiden, und an Brücken und in Friedhöfen stand das Kreuz — aber so ließ sich's nimmer beten davor, wie hier oben in der großen Oedniß, von irdischem Streben und menschlichen Wirren so weit. Und da ging im Gestein ein junger Priester umher, blassen Antlitzes, milden Blickes, unermüdlich im Beistande, wo bedrängte Menschen seiner bedurften. Mancher

Wallfahrer, der Johannes hier beobachtete, sann nach, wo er denn einer ähnlichen Liebe- und Huldgestalt schon begegnet habe, und siehe, das biblische Bild vom guten Hirten war's, das verkörpert nun vor seinem Auge stand.

So steil und beschwerlich der Weg das Gebirge hinan war, aber von all' den Wallfahrern, ob sie einzeln oder in Schaaren aus der Ferne kamen — Keiner kam leer, Jeder brachte eine Gabe mit für das Hospiz und für den Priester. Da gab es Brod, Fleisch, Obst, Eier, feines Gebäck, Wein, selbst Brantwein im Ueberfluß; Mancher brachte in seiner Einfalt gar Tabak, der im Hospiz wohl nicht geraucht wurde. Und wer sonst Nichts hatte, der lud sich unten in den Waldthälern Brennholz auf, um es zu dem Hause im Felsenkare emporzuschleppen.

Dafür hatten die Wandersleute stets freie Herberge, und Jedem war das Haus offen, und gar Mancher war, der da sagte:

„Hier ist es so still und friedsam und gut, wie ich mir denke, daß es im Himmel sein muß. Hier möchte ich bleiben bis zu meinem Versterben."

Aber endlich stiegen sie doch wieder gerne nieder in das Grüne zu den Freuden der Welt. Und oben in der Starrniß der Natur bei den zwei alten Leutchen und bei den Leidensbildnissen des Welterlösers verblieb Johannes.

So vergingen Jahre und Jahre. Mancher Wanderer wurde aus dem Schneegrabe hervorgeholt zum Leben; mancher Kranke kam und genaß im Hospiz. Mancher ging auch zum ewigen Frieden ein.

Zu diesen Letzteren gehörte die Haushälterin, die mit dem alten ehrwürdigen Vater noch hinauf gestiegen war und fast ein halbes Jahrhundert im Berghause gelebt hatte.

Das Patronat des Hospiziums, ein ziemlich entferntes Chorherrenstift, stellte es dem Seelsorger frei, eine beliebige Hauswirthin zu wählen.

Da kam zur selben Zeit ein hinkender Invalide seines Weges über das Gebirge gezogen. Im Hospiz eingekehrt, kochte er sich selber seine Suppe. Johannes mußte davon essen und fand die Speise so schmackhaft, daß er sich naher um die Sache erkundigte.

Die Auskunft des Invaliden war, daß er mehrere Jahre lang bei einem Offizier als Diener und Koch fungirt habe, bis bei einem Feldzuge sein Herr durch die Brust, er selber aber durch das Bein geschossen worden sei. Gleichwohl ein Krüppel, habe er sich einem Militärspitale als Kochgehülfe angeboten, aber man habe ihm den Abschied und die Erlaubniß gegeben, sich im ganzen Lande milde Gaben sammeln zu dürfen und zwar auf Lebensdauer.

Der alte Hausmann, der das hörte, neigte ironisch den Kopf und sagte: „Ist viel das, ist sehr viel, für so eine Kleinigkeit von einem durchschossenen Bein auf Lebenszeit betteln gehen zu dürfen!"

Der Seelsorger aber fragte den Soldaten: „Habt Ihr noch irgendwo Verwandte im Leben und wollt Ihr zu ihnen, oder noch sonst wohin?"

„Keinen Menschen hab' ich, und hin will ich dort, wo ich nicht verhungern muß."

Eine Viertelstunde später war der Mann als Koch aufgenommen im Hospiz „Zum Oelberge".

Zur Sommerszeit wurde das Haus und das Kirchlein nicht leer, in welchem Johannes stets täglich seine Messe las. Auch stieg der Priester zuweilen auf einen Felsvorsprung des Berges und predigte der Menge, wie es sein Herz ihm eingab.

„Ihr habet Euere Wohnungen und Familien verlassen", sagte er einmal, „und seid heraufgestiegen zum Kreuze. In Euerem eigenen Kreuz und Leiden ist Euch die Sehnsucht gekommen, dem gekreuzigten Gottessohn in's Antlitz zu schauen. Es hat Euch verlangt, die größte Geduld im Schmerze, die größte Ergebenheit, die größte Liebe zu sehen, Ihr seht sie am Kreuze. — Im Glück und Glanz müsset Ihr die größten Tugenden nimmer suchen; aus Noth und Drang hervor reift die Heldenthat und das Märtyrerthum. Nehmt ihn wahr, den Gnadenstrahl, der aus Jesu Seitenwunden zu Euch niederfließt; dieser Strahl ist das neuerwachte Bewußtsein, daß wir nur in Drangsal, Ergebenheit und Aufopferung unserem lieben Heilande ähnlich werden können."

Neu gestärkt und mit neuer Zuversicht stiegen sie nieder zu ihren alltäglichen Leiden und Schicksalen.

Die schwarze Tafel in dem Kirchlein war im Laufe der Jahre viel zu klein geworden. Johannes wollte eine zweite nicht aufstellen lassen; er meinte, die Anstalt dürfe nicht prunken mit ihren Werken und in den Herzen der aus Gefahr und Verderben Geretteten würden die Wohlthaten eingegraben bleiben. Das Patronat aber wollte die Tafeln, und ehe weitere zehn Jahre vergingen, war auch die zweite vollgeschrieben.

Gab es doch immer Menschen dieß- und jenseits des Gebirges, die den einzigen Uebergang an den Schneefeldern und wüsten Gehängen vorüber nicht vermeiden konnten, ohne einen Umweg von Tagen machen zu müssen! Und Jeder ist nicht erfahren und geübt für solche Reisen, und im Hochgebirge gibt es Nebel und Sturm und Lawinen: da hat wohl Mancher das gellende Horn mit Entzücken vernommen und in seiner Erschöpfung den Arm des geistlichen Samaritans mit Dankesthränen erfaßt. Wieder Andere, die wohl den rechten Weg eingehalten, wären verschmachtet, erfroren, hätte sie dieses gastliche Haus nicht erquickt.

Mehr und mehr waren die Stuben des Hospizes überfüllt, und es war sogar geschehen, daß arme, sieche Leute ihre letzte Kraft aufgewandt hatten und zum Alpenkirchlein hinangeklettert waren, um dort die letzten Lebensstunden im Frieden zu vollbringen und im Frieden zu sterben. Das Hospiz war nun ein Hospital geworden, und Johannes war der treue Pfleger und Tröster der Kranken.

Einmal zur Herbstzeit geschah es, daß im Hochgebirge, nur wenige Stunden vom Hospiz entfernt, eine große Gemsjagd abgehalten wurde. Da das Revier dem Chorherrenstifte gehörte, so war auch der Erzbischof Constant zur Jagd geladen. Und der Erzbischof wiederum lud seinen alten Liebling Johannes dazu ein und äußerte den Wunsch, nach Beendigung der Jagd dem Hospiz einen Besuch zu machen.

Johannes freute sich aufrichtig, seinen hohen Gönner und Freund wieder einmal zu sehen, und mit aller Herzenssorgfalt und mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote standen,

richtete er seine Stube zur Wohnung für den Kirchenfürsten ein.

Da war es am Vorabende der Jagd, als Johannes schon seine Hirschledertasche gefüllt und seinen alten Kugelstutzen blank gerieben hatte, daß ihn einer seiner Kranken rufen ließ. Es war ein alter Mann, der vor wenigen Wochen heraufgestiegen war, um zu sterben, da er unten keinen Menschen habe, der ihm die Sterbekerzen angezündet, und die Augen zugedrückt hätte. Dieser Mann, dem die Furcht vor dem Tode auf dem blassen, unstäten Antlitze zu lesen war, bat den Priester, daß er in der Nacht doch um Christi willen bei ihm verbleiben möge, denn er sehe den Sensenmann nahen und hinter dem Sensenmann schleiche der Teufel.

Johannes blieb die Nacht wachend bei dem Alten, der seine Hand fest und angstvoll umklammert hielt.

„O ehrwürdiger Vater!" rief er ein um das andere Mal, „ich bin ein großer Sünder! In Reichthum und Weltlust hab' ich mein halbes Leben verbracht — meine arme Seel' hab' ich vergessen. Aber dann hab' ich einmal die Stimme Gottes von der Kanzel gehört: ‚Eher geht das Kameel durch ein Nadelöhr, als der Reiche in den Himmel!' Das Wort hat mich aufgeweckt. Haus und Hof hab' ich verkauft; Kapellen und Kreuze hab' ich gebaut, Messen habe ich gezahlt, gefastet und gebetet hab' ich Tag und Nacht. Meinen Leib hab' ich gegeißelt. Die Leut' haben mich verspottet und verlacht; Alles hab' ich erduldet und Bettelmann bin ich geworden. Ist das genug, ehrwürdiger Vater?"

„Mehr als genug!" sagte Johannes.

„Nein!“ rief der Kranke, „zu wenig ist's! Das Himmelreich leidet Gewalt! Meine Tochter, ein leichtlüstig' Geschöpf, die hab' ich in's Kloster gegeben. Im Kloster ist sie gestorben. Mein krankes Weib hab' ich wallfahrten geschickt zur heiligen Maria am Brunn, unterwegs hat sie ihren Geist aufgegeben. Ist's genug?“

„Guter Mann“, sagte Johannes, „warum solche Lasten auf die Seelen wälzen? ‚Mein Joch ist süß und meine Bürde ist leicht‘, spricht der Heiland, der gekommen ist, zu suchen und selig zu machen, was verloren war. Wir, die wir seinen göttlichen Ruf gehört, gehen dereinst Alle in seinen Himmel ein.“

„Und ist es genug?“ rief der Kranke lachend und weinend.

„Gesteht es Euch, Freund“, entgegnete nun Johannes; „daß Ihr zu viel gethan, klagt Euch Euer Gewissen. Nun denn, es ist vorbei und nicht mehr zu ändern. Weil Euer Herz sich zum Kreuze geflüchtet, so wird es am Kreuze seine Ruhe und Seligkeit finden.“

„Ehrwürdiger Vater!“ hauchte der Kranke, „wenn Ihr bei mir seid, fürchte ich mich nicht mehr. O, bleibt bei mir, ich bitt' Euch, bleibt bei mir, bis es vorbei ist!“

Es verging die Nacht. Der Alte verfiel in Fieberträume und phantasirte vom bösen Feind und rief mehrmals gellend nach Hülfe.

Johannes sandte einen Boten in die Gegend der Gemsjagd, ließ den Herren sagen, er könne nicht kommen, er habe einen Schwerkranken im Hause.

Und Johannes blieb bei dem alten Manne, labte und

tröstete ihn, bis dieser am Nachmittage desselben Tages mit einem ergebenen Lächeln verschied.

Der Kirchenfürst aber hatte die Absage des so freundlich Geladenen mit großem Befremden vernommen. — „Sind ihm für die Kranken nicht Wärter beigegeben? Hätte er den Sterbenden nicht am Morgen mit der heiligen Wegzehrung versehen und hierauf der Einladung Folge leisten können? Es scheint, der Mann will uns ausweichen. Wohlan, wir werden ihn nicht suchen!" — So dachte sich der Erzbischof und gleichwohl eine Stimme in ihm rief: „Johannes hat recht gehandelt, Ehre dem Mann, der so seine Pflicht erfüllt!" So kehrte er doch nach Pfahlenstein zurück, ohne seinen Besuch im Hospiz abgestattet zu haben.

Anfangs war Johannes darüber betrübt, bald aber dachte er nicht mehr an die Sache, so wie endlich auch der Kirchenfürst nach und nach seines einstigen Lieblings vergaß.

Und die Jahre kamen und gingen. Im Hospiz herrschte die Einsamkeit und die Einförmigkeit allerwege. Nur die Armuth und das Elend stieg hinauf zu diesem Hause.

Kurz und kürzer waren die Sommer, immer länger wurden die Winter; immer weiter herab und näher rückten die Panzer des ewigen Eises. Der gute Franz Hausmann war bereits sehr alt geworden, vermochte schon lange nicht mehr in die Lehnen zu gehen, um in das Horn zu blasen. Nur mit den Kranken wußte er noch zu schaffen, auch mit den Ziegen machte er sich zu thun; und das Glöcklein der

kleinen Kirche läutete er, daß es ein eintöniges, wehmüthiges Hinschallen war in den Wänden.

Johannes selbst fühlte, daß er ein betagter Mann geworden war. Sich gleichwohl noch lebhaft an die Tage der Kindheit erinnernd, war ihm seine Jugendzeit an den Ufern der Lausach in Nebel gehüllt, wie ein seltsamer Traum, der eines Tages durch die Nachricht von dem Tode des Erzbischofs Constant seinen Abschluß fand.

Zuweilen, wenn Johannes recht alleine auf der Bank vor dem Kirchlein saß, dachte er daran, ob es denn wohl wahr sei, daß er einst einen mächtigen Herrn zum Freunde gehabt, daß er in einem Palaste gewohnt habe und mit glänzenden Ehren überhäuft worden war. Ob es wohl wahr sei, daß man ihm einst gesagt, er könne und werde es zu hohen Würden bringen? Wie, wenn er heute vor goldenen Altären, von Priesterschaaren umgeben, den Kardinalshut trüge als mächtiger Hort der katholischen Kirche? Wie anders als so, da er im Felsenkare sitzt, ein armer, vergessener Mann, an den bald die Mühsal des Alters heranrücken wird . . .!

Aber wenn in solchem Sinnen sein Blick auf die schwarzen Tafeln fiel, die im Kirchlein hingen, da ging es wie eine unendliche Beseligung durch sein Herz.

Der Ruhm des Hofriz „Zum Oelberge" war weiter gedrungen, als Johannes ahnte. In den fernen Bergen und Thälern, selbst in den Ebenen des Unterlandes, erzählte man sich von dem Hause der Gnaden, das auf dem hohen Berge stehe, und von dem guten Priester, der ein Bruder der Armen sei, Kranke gesund mache und mit seinem Alpenhorn Todte zum Leben erwecke. Und muthiger gingen die Wanderer über

das gefährliche Gebirge und neue Schaaren zogen zum Hospiz empor, beladen mit Kummer des Herzens, aber auch mit Geschenken für die wohlthätige Anstalt. Johannes war der Liebling des Volkes geworden.

Eines Abends, es war in Oktobertagen und die schweren Nebel schon wochenlang gelegen im Felsenkare, brachte der sehr alte Hausmann die Meldung, oben auf dem Kalvarienberge, wo die Kreuze stünden, kauere ein Bettelweib. Dasselbe sei tagsüber schon gesehen worden auf dem Hügel, und das Bildniß des Johannes, das unter dem Kreuze stehe, trüge nun auf dem Haupte einen Kranz von rothen Rosen, wie sie in diesen Gebirgen weit und breit nicht wüchsen.

Sonach gab der Seelsorger dem Alten die Weisung, das Weib aus dem Nebelfroste in das Haus zu führen.

„Hat Euch Euer Pfarrer geschickt?" fuhr das arme Weib auf, als der Alte ihm genaht war, „ist Euer Pfarrer wirklich ein guter Hirt, oder ist er auch einer von den Braven, von den Pharisäern?"

„Steht Euch ganz frei, selber nachzuschauen", sagte der Alte beleidigt, „unser Pfarrer knöpft sich vor Niemand zu."

„Salbt er Magdalenen die Füße? Ißt er auch mit Sündern?" rief das Weib erregt.

„Er ißt auch mit Sündern und närrischen Leuten. — Kommt Frau, Ihr werdet hungrig sein."

Sie gingen in das Haus.

Die Fremde war ein betagtes, völlig verkommenes Weib, sie sah nicht aus, wie Wallfahrerinnen aussehen, sie hatte

keine Aehnlichkeit mit anderen Frauenspersonen, wie sie sich zuweilen über das Gebirge schleppen mußten. Noch weniger konnte sie ein Wurzner- oder Kräutlerweib sein. An eine Zigeunerin erinnerte sie am ehesten — so war ihre bunte, aber armselige Kleidung, ihr großes, seltsam blickendes Auge, ihr dunkles, gelöstes Lockenhaar, so waren ihre noch fast schönen, aber schier dämonenhaften Züge, so war die Leidenschaft einerseits und die Melancholie andererseits, die in diesen Zügen etwelche Spuren hatte.

Als sie Johannes empfing mit dem warmen Gruße, mit welchem er jeden Gast zu empfangen pflegte, warf das Weib nur einen kurzen, aber starren Blick in sein Angesicht, dann aber wich sie seinem Auge aus.

Von dem Abendmahle nahm sie nur ein Weniges, und auf die Fragen und Bemerkungen des Priesters gab sie zerstreute, kurze oder gar keine Antwort.

Nur einmal, nachdem ein Schluck erwärmenden Weines über ihre Zunge gekommen war, murmelte sie in das Tischtuch hinein:

„Schon lange her, seitdem ich mit so Herren zu Tische saß.“

Nach dem Abendmahle schlich sie wieder hinaus und den Hügel hinan, wo an den Kreuzbildern der Nachtwind brauste. Dort klagte sie: „Andere hätten Trost gefunden auf diesem Berge? und ich soll in Bitterniß wieder scheiden. — Ach, ich kann nicht beten — und das ist noch mein größtes Unglück.“

Noch einmal mußte sie der alte Hausmann beten; brum-

mend that er's. Als sie die Treppe zur Schlafstube hinaufstiegen, murmelte das Weib: „Alles noch so, wie vor Zeiten."

Mitten in der Nacht bemerkte der wachsame Franz Hausmann, daß die Fremde sehr unruhig schlafe und fiebere. Er theilte es dem Pfarrer mit. Johannes brachte aus seiner kleinen Apotheke kühlende Mittel; das Weib wollte sie kaum nehmen. „Was will denn ich Euch kümmern", rief sie glühenden Antlitzes, „laßt mich versterben!"

Johannes blieb an ihrem Lager. Als der Tag aufging, schlief sie ein, und als sie nach einigen Stunden erwachte, war sie ruhig und blaß; da sie den Priester noch an ihrer Seite sah, sagte sie wie bittend: „Und Ihr wollt' mich nicht verlassen an meinem End'?"

„Es wird ja bald besser sein", versetzte Johannes, „Ihr habt Euch gestern arg erkältet draußen auf dem Hügel."

„Schon seit Langem, ehrwürdiger Herr, schon seit Langem!" entgegnete die Fremde, „ach, diese Welt ist kalt!" Und nach einer Weile sagte sie wie träumend: „Beichten möcht' ich nicht. Vor Gott fürcht' ich mich."

„Ich bin ein Mensch," sagte Johannes milde, „und ich kenne die Gebrechen der menschlichen Seele aus mir selber."

„Ja freilich, ja freilich", rief das Weib, „Ihr seid ja der gute Mann, den sie kennen draußen in der Welt. Und — ich bin zu ihm hergegangen. In vielen Kirchen bin ich gewesen, oftmals bin ich gestanden vor dem Beichtstuhl, aber mit Schaudern hab' ich mich wieder umgewendet, ich hab' keine Lieb' und kein Vertrauen zu den Leuten, die in Ueberfluß und Freuden leben, und die das gar nicht kennen, was manch' anderem Menschen sein Lebtag lang zur Glückseligkeit

oder zur Pein ist. Feine Worte haben sie, aber kein Herz. Ihr da, Ihr lebt so in der Armuth, im Frieden und in der Geduld, zu Euch bin ich hergegangen. Aber —", und nun stockte sie — „wenn es wahr ist, was die Leut' sagen, daß Ihr ein Heiliger, ein Engel wäret — zu Heiligen hab' ich auch kein Vertrauen."

„Bei Gott!" sagte Johannes bewegten Herzens, — „wie sehr ich Mensch bin, ich habe es genugsam empfunden."

„Ich auch, ich auch!" rief das Weib, dann sank sie auf ihr Kissen zurück und schloß die Augen. Sie schlief aber nicht. Mit geschlossenen Augen hub sie nun an, folgende Worte zu sagen: „Wie seltsam, jetzt meine ich, er steht bei mir und spricht mit mir. Seine Stimme . . .! Er ist ein hoher Herr im Purpur. Sei er doch glücklich, recht glücklich, er hat der Welt Ehren stets so hoch gehalten. — Vielleicht lange schon todt. Wie doch? ich habe ja in dieser Nacht seine Stimme vernommen. — — Seid Ihr noch da, ehrwürdiger Herr? Ihr dürft mir nicht davongehen!" tappte nach seiner Hand und hielt sie fest. „Ich bin ein schlechtes Kind. Meinen Vater hab' ich verlassen — ganz verlassen. Nichts von seinem einzigen Kinde war ihm geblieben als der Schmerz, da er mich begrub. Schrecklich, schrecklich, was ich für ein Mensch bin! Das Herzleid, die gebrochene Lieb', der Schreck, der Trotz, die Verzweiflung haben mich getrieben hinweg vom Vaterhaus und nimmer zurück. Eine wahnsinnige Magd, bin ich geflohen in ein fremdes Land; gebettelt, gearbeitet hab' ich mit meinen Händen, aber unredlich bin ich gewesen allerwege. Was hab' ich Wahnsinnige die Leute getäuscht und belogen, daß sie mich doch nicht der Heimath ausgeliefert; und

so lang hab' ich's getrieben, bis es zu spät und mein Vater gestorben war. — Fremde Erben lachen bei seinen Reichthümern. Zu mir sind die Todten gekommen; der Vater und der Bräutigam. Ich lieg' ja auch bei ihnen, längst, längst. Aber mein Geist muß friedlos wandeln auf der Erde. Bete Messen, Johannes, bete Messen! — Alles umsonst. Deinetwegen bin ich meinem Bräutigam entflohen vom Altar. Deinetwegen bin ich in's Wasser gesprungen; Deinetwegen ist Oskar ertrunken. Ich wär's auch, wär's gerne, hätten mich die Wellen nicht zurückgeschleudert in's Gebüsch. Närrisch, ganz närrisch, sagen die Leute, wär' ich geworden. Recht, daß sie mich begraben, mein Herz ist gebrochen am Hochzeitstag. — Bist Du so groß vor Gott als vor den Menschen, so komm' und vergib' mir meine Sünd'!"

Der alte Hausmann war arg entsetzt über solche Fieberphantasieen.

Johannes saß da, blaß wie die Wand.

Und als die Kranke nun schwieg, beugte er sich über ihr Angesicht und flüsterte mit bebenden Lippen den Namen: „Gilda!"

„Jesus Maria!" schrie die Kranke und fuhr empor. Doch als sie die Augen nach dem Priester aufgethan hatte, sank sie mit einem wehmüthigen Lächeln zurück. — „Er ist jung und schön! er trägt eine goldene Kette um den Hals."

„Gilda," sagte der Priester, nachdem es ihm gelungen war, sich etwas zu beruhigen, „Johannes hat Dich gesucht sein Leben lang, hat es gebüßt sein Leben lang, daß er sich in jener entscheidenden Stunde bethören ließ durch Eitelkeit und Ehrgeiz. Johannes trägt nicht den Purpur, er lebt als

Einsiedler im Gebirge, Deiner gedenkend bis an's Ende. Gilda, Johannes hat Dich unsäglich geliebt!"

„Er hat mich geliebt!" — Dieser Schrei war des armen Weibes letzter Laut gewesen. Bald darauf verfiel sie in einen tiefen Schlaf, aus dem sie nach Stunden neue Fieberglut weckte. Sie hauchte manches unverständliche Wort, aber kaum schlug sie mehr die Augen auf. Wenn ihr Johannes die Herzensworte der Liebe und des Trostes sagte, so lächelte sie, und man wußte nicht träumte oder wachte sie.

Lächelnd starb sie am vierten Tage.

Die Friedhofserde war hart gefroren bis tief hinein zu den kalten Gebeinen. Die beiden betagten Männer vermochten nicht, mit ihren stumpfen Spaten ein Grab zu graben. Am Fuße des Kreuzbügels, in die Grabesnische Jesu, wo vereinst auch der alte Pfarrer und manch' Anderer gelegen war, thaten sie die Leiche des räthselhaften Weibes.

Mancher Wanderer, der im Spätherbste noch die Alpen passirte, starrte auf den Leichnam, der in der trockenen Kälte kaum eine Veränderung erlitt. Ja, dieses Weib war draußen in den Thälern, in den Ebenen oft gesehen worden! Als Bettlerin und Wahrsagerin zog sie umher; zuweilen nahm sie Arbeit in entlegenen Gehöften, aber stets nur für kurze Zeit, dann ging sie wieder davon. Man konnte sie wohl für eine Irrsinnige halten; sie redete oft Dinge die Niemand verstand: zuweilen war sie ausgelassen lustig, wie ein Wildfang, dann wieder brütete sie in Schwermuth und Trübsinn. Wollte man ihr nahen und sie erforschen, so blieb sie verschlossenund eiler

schen davon. Sonst war sie harmlos und fügte Niemand Böses zu. Bei Hochzeiten war sie gerne dabei. Da zog sie, wenn das Brautpaar zur Kirche ging, gerne ein blaues Band vor demselben über die Straße, wie das in manchen Gegenden so der Gebrauch ist. Arme Leute thun es gewöhnlich und heimsen dabei einige Groschen Geld ein, da Jeder im Hochzeitszuge, um das gezogene Band passiren zu dürfen, eine kleine Münze zollen muß. Allein unser wunderliches Weib ging nicht nach Geld; wie viel Scheidemünzen man ihr auch verwerfen wollte, sie ließ das Band nicht los, sie verlangte als Zoll, daß sich das Brautpaar küsse. Und erst, wenn dieses geschehen, hub sie die blaue Schranke auf und ließ den ganzen Zug zur Kirche ziehen.

Solcher Geschichten und Eigenthümlichkeiten wußte man mehr von dem Bettelweibe zu erzählen. Sie fand viel Theilnahme bei den Leuten, gleichwohl sie Manche als ein gespenstisches Wesen fürchteten und mieden. Doch kam sie überall unbehelligt davon. Anfangs freilich soll sie oft von Sicherheitsbehörden angehalten worden sein, doch da von ihr nie das Geringste über ihre Zuständigkeit und Heimatsberechtigung zu erfahren war, und die betreffende Gemeinde, wo sie angehalten, sie nicht gerne in Verpflegung nehmen wollte, so ließ man sie immer wieder ziehen. Ferner soll sie anfangs ihrer seltenen Schönheit und Feinheit wegen manche Nachstellung zu leiden gehabt haben, deren sie sich oft nur mit Mühe erwehrte. Seit Langem schon war sie der Nothwehr enthoben und es ließ sie jeglicher Ritter unangefochten ihrer Wege gehen. Sie zog weit herum, blieb in manchen Gegenden jahrelang verschollen, bis sie endlich in noch selt-

samerem Zustande wieder auftauchte. Mit den alternden Jahren war eine gewisse Dämonenhaftigkeit über sie gekommen; oft sprach sie in Verzückung wie eine Seherin, und ihre farbenvollen Phantasieen erinnerten fast an die Offenbarungen des Evangelisten Johannes, dessen Namen sie nicht selten im Munde führte. Dann wieder klagte sie wie eine Sünderin, wie Magdalena, als sie den Heiland suchte. Und endlich sagte sie es auch offen, sie gehe, um den Heiland zu suchen. Von dieser Zeit an sah man sie nicht mehr, und der Alpenwanderer, der im Hospiz Dieses und Aehnliches zu erzählen wußte, fand sie ruhen in der Grabesnische des Kreuzhügels.

Johannes hütete den Leichnam. Noch ihre letzten Lebensstunden hatten ihm die Gewißheit gebracht, daß dieses Weib seine einzig geliebte Gilda war.

Die unkenntliche Leiche, die der nun längst verstorbene Fernberg einst aus dem See ziehen ließ, mußte wohl der Ueberrest einer andern Verunglückten gewesen sein.

Nun der Frieden und ein mildes Lächeln auf dem blassen Antlitze der Todten lag, erkannte Johannes wieder die theuren Züge des Mädchens, das ihn so heiß und unendlich geliebt haben mußte. Hatte sie doch über dieser Liebe Alles vergessen und verlassen und verloren, was andere Menschen anstreben und die Erfüllung und das Glück nennen.

Nun ruhte sie da, und in ihrem Angesichte lag ein unsäglich wohlthuender Hauch der Verklärung. Sie war ja in seinen Armen gestorben. Und Johannes saß manche Stunde an ihrem kalten Leichenbett und sann und träumte. Seine Jugend sah er wieder leuchten wie Morgenroth. Es war aber das Abendroth seines Lebens. —

Die ersten Wintermonate waren vergangen, es kam das Weihnachtsfest.

Am heiligen Abend war es, ein nicht sehr kalter, windstiller Tag. In den Räumen des Hospiz war es so dunkel, daß der alte Soldatenkoch kaum die braunen Blättchen aussondern vermochte von den gedörrten Heidelbeeren, die er anstatt der Korinthen und Zibeben in den Festkuchen buk. Draußen fielen außerordentlich dicht die Flocken; man sah von den Fenstern aus kaum das nur etwa zwanzig Schritte entfernte Kirchlein. Um so traulicher war es in dem Stübchen des Seelsorgers, wo im Ofen ein lebendiges Feuer knisterte. Aber Johannes hatte heute keine Ruhe in seinem Gemach. Er dachte an Leute, die es wohl versucht hatten, das Gebirge zu übersteigen, um die Feiertage jenseits desselben, etwa in der Heimat bei den Angehörigen, oder bei Verwandten und Bekannten zuzubringen, wie das ja bei Arbeitsleuten, die auswärts ihre Beschäftigung haben, häufig vorkommt. — Wie leicht konnten heute solche Wandersleute, und wären sie den Weg noch so oft gegangen, abirren von dem verschneiten Pfad, in's Gewände kommen und stürzen, oder ermattet im Schnee liegen bleiben und erfrieren!

So hüllte sich denn Johannes in seinen Lodenmantel, nahm den Bergstock und das Alpenhorn und schritt hinaus in das Schneegestöber. Er ging hinab gegen die Karlehnen und hatte unterwegs wohl Acht auf die emporstehenden Felsblöcke und Knieholzstrünke, an denen er vorüberkam, auf daß er den Rückweg zu finden vermochte. Oft stand er still und horchte; dann blies er in das Horn, daß es weithin klang, dann horchte er wieder. Alles still; lautlos fielen die Flocken,

bauend an den flaumigen Schneemassen, die zusehends schwellen und wuchsen. Keine Spur von einem Menschen; sah des Forschenden Auge auch nichts um und über sich als das unendliche flimmernde Grau des Schneefalles, so wäre heute doch ein etwaiger Hülferuf von Weitem vernehmbar. Da Johannes denn gar nichts dergleichen vernahm, so kehrte er beruhigt um. Er hatte große Mühe, das Hospiz zu erreichen; der Schnee ging ihm stellenweise bis an die Brust. Es war schon Abend, als er völlig erschöpft am Kreuzhügel vorüberkam. An der Grabesnische setzte er sich ein wenig auf den halbverschneiten Stein und blickte nach dem Leichnam in der finsteren Felsvertiefung, zu welchem einzelne weiße Flöckchen hineintänzelten. — „Gilda", hauchte Johannes, „weißt Du noch? einst haben wir manches Weihnachtsfest mitsammen gefeiert!" Er verlor sich in Erinnerung an längst vergangene Tage . . .

Auch im Hospiz am Oelberge war es Sitte, daß in der Christnacht um die zwölfte Stunde im Kirchlein eine Messe gelesen wurde. Da brannten die wenigen Kerzen am Altare, und da kniete das kleine Personale der Anstalt, arm und weltverlassen, wie einst die Hirten im Stalle zu Betlehem.

In dieser Christnacht aber wurde der Gottesdienst nicht vollzogen. Statt dessen war eine große Kümmerniß im Hospiz und der alte Hausmann und der alte Soldat watheten in der Schneewüste umher, so gut es ihre morschen Beine erlaubten, und sie riefen nach ihrem Pfarrer, der von seiner Wanderung mit dem Horne nicht zurückgekehrt war. Sie riefen so lange, bis sie keinen lauten Ton mehr hervorzubringen vermochten.

Nach Mitternacht hatte das Schneien aufgehört, im

Nebel dämmerte das Grau des aufgehenden Mondes. Zur selben Stunde war es, als der alte Franz Hausmann schier gebrochen an Leib und Seele am Felshügel vorüberwankte und vor der Grabesnische ein schneeweißes Gebilde ragen sah. Er trat hinzu, betrachtete die Gestalt und stöhnte auf. Wohl rüttelte er das Gebilde nun, wohl glitten die Schneehauben von Achseln und Haupt des hier Kauernden, aber die Glieder blieben regungslos und starr — der Pfarrer Johannes war todt.

— — — — — — — — — — — — — — —

Niemand hat es zu deuten vermocht, was dem guten Manne an der Ruhestätte seiner Gilda widerfahren; aller Wahrscheinlichkeit nach war er ermüdet durch das mühsame Tagewerk, in seinen süßen Träumen von glückseliger Zeit eingeschlummert und erfroren. —

Einige Tage lang blieb das Hospiz verschneit und verweht. Endlich aber versuchte es der alte Soldat, niederzusteigen in eines der Thäler, um es den Menschen zu verkünden, daß der Pfarrer des Hospiz „Zum Oelberge" gestorben sei.

Der uralte Hausmann wachte einstweilen bei der Leiche, die sie im Kirchlein unter der schwarzen Tafel der Geretteten aufgebahrt hatten. Lange schon hatte der Greis es vergessen, daß er einst auch bei den Resten des alten Pfarrers so gewacht hatte. Johannes war ihm der Einzige geworden. Das Männlein saß an der Bahre und sann hin und sann her, welche Liebe und Ehre er dem Todten noch anthun könne. Keine Blume und kein Zweig ringsum. Aber in solchem Suchen und Spähen sah er auf dem Haupte des Johannes-

bildes noch jenen Kranz liegen, den das seltsame Weib im Herbste zuvor darauf gelegt hatte. Es war ein Kranz von schönen rothen Rosen gewesen, aber als ihn der alte Hausmann nun vom Bildnisse nahm, fiel das letzte dürre Blatt in den Schnee, und es war nur mehr eine Krone aus nackten Zweigen, an welchen Dornen prangten.

Diese Krone legte der alte Hausmann in seinem guten, einfältigen Gemüthe um die Stirne des Ruhenden. —

Und endlich kamen die Menschen einzeln und in Schaaren heraufgestiegen aus den Thälern und Weilern, auf daß sie den Pfarrer Johannes begruben.

Die geistlichen Vertreter des Chorherrenstiftes wollten den Priester in der Kirche unter den Stufen des Altares bestatten. Dagegen aber erhob ganz unvermutheter Weise der malte Hausmann sein Wort: „Den ehrwürdigen Vater in der Kirche begraben? Das wär' ganz und gar nicht die rechte Sach'. Mitten unter uns mühseligen Leuten hat er gelebt, mitten unter uns will er schlafen. Thut ihn in den Friedhof, sonst mag ich auch nicht hinein."

Das vor Aufregung bebende Wort des Greises ergriff die Herzen. Wohl mit Mühe wurde auf dem Kirchhofe ein tiefes Grab gegraben. — Darin ruhen Johannes und Hilda nun schon manches Jahr.

Heute steht das Hospiz „Zum Oelberge" halb verfallen da. Es hatte sich kein Seelsorger mehr gefunden, der es gehütet hätte. Der alte Franz Hausmann und der Soldatenkoch ruhen auch. Mancher Wandersmann, der glücklich zum Alpensattel emporkommt, rastet ein wenig auf der öden Mauer-

stätte, oder er kniet vor dem Kreuzbilde auf dem Felsen, dann zieht er fürbaß.

Wie lange mag's währen, so wird keine Spur mehr von der wohlthätigen Anstalt zu finden sein. — „Aber", so schloß die Grabrede bei Johannes' Bestattung, „wundersam am jüngsten Tage, wenn die Posaune schallt und die Todten erwachen auf der ganzen Erde! da wird auch auf dieser stillen Alpenhöhe ein Häuflein Menschen aus den Felsengrüften hervorgehen! Und die kleine Schaar wird hinziehen zur Rechten Gottes, voran ihr guter, treuer Hirt Johannes — der Liebling des Herrn!"

Ende.

Der Waisenknabe.

Dreifach ist das Schloß Heimstätten zugedeckt. Festgefrorner Schnee liegt auf den hohen Giebeldächern, lagert sich glatt geschichtet an die Wände der Schornsteine und kauert sich in die Winkel und Mauerlücken der runden Eckthürme. Ein frostiger Dezembernebel braut über dem Gebäude, über dem rückwärtsstehenden Wirthschaftshause, über dem öden, blattlosen Park davor und dem ganzen, breiten Gebirgsthale. Und über Alldem und noch weiter über der halben Welt hin ruht die Nacht. Die weiten Hintergebäude des Schlosses sind unbewohnt; aber durch die weißen Vorhänge einiger Fenster der Vorderfront schimmert Licht. Da drinnen in der traulichsten Stube des Hauses weilet zu diesen ersten Abendstunden die Familie Heimstätten am knisternden Kamin.

Eine anmuthige, jugendliche Frau in lichtblauem Hauskleide sitzt in einem gothisch geschnitzten Armsessel und hat vor sich zwei Stühle hingerückt, über deren Lehnen ein weißer Baumwollsträhn gespannt ist. Die Frau wickelt ihn ab; aber ein kleines, etwa vierjähriges Mädchen in einem weißen, kurzen Kleidchen hüpft umher, klettert über alle Geräthe, huscht zum Kamin, geistert zu dem Baumwollsträhn, zupft mit den Fingerchen neckisch an den Faden und lacht auf, hell wie ein Glöcklein, wenn die Mutter ein grämiges Gesicht zieht. Die Kleine weiß es gar gut, daß das grämige Gesicht nicht echt

ist, daß es zum Spiele gehört, welches sie mit dem Mütterchen treibt.

Die Freiin Heimstätten läßt den Scherz eine Weile forttreiben, da endlich die Kleine gar ihr Lockenköpfchen zwischen die Stuhllehnen in den Strähn steckt und mit diesem davonlaufen will, sagt die Mutter: „Jetzt ist's genug, Caroline!"

Das Wort ist zart und weich gesprochen, aber die Kleine merkt den Ton gleich und weiß, was er bedeutet, sie ist sofort ruhig, holt ihre Fibel hervor, setzt sich nahe an die Mutter und beginnt das Kapitel zu lesen: „Die hei—li—ge Eli—sa—beth."

Der Baron Heimstätten, ein großer, schön gebauter Mann mit hoher, schon ein wenig furchiger Stirne und einem langen schwarzen Vollbart, schreitet mit übereinandergeschlagenen Armen mäßig langsam durch die Stube und raucht aus einer weißen Porzellanpfeife. Er blickt zuweilen auf die alterthümliche Stockuhr an der Tapetenwand.

„Willst Du Dich nicht zu uns setzen, Väterchen?" lud ihn die Freiin ein.

„Ich danke Dir, Mutter", versetzte der Baron leise aber ernst und that wieder einen Blick nach der Uhr.

„Du wirst Deine Gesundheit ruiniren, Heinrich", warf die Frau leicht hin, ohne von ihrer Arbeit aufzublicken.

Der Mann that eine Weile keine Entgegnung, endlich aber blieb er unmittelbar vor seiner Gattin stehen: „Du weißt es wohl, liebe Anna, daß es mir weh thut, wenn Du, Du an mir rüttelst. Was ich muß, das muß ich, ich kann nicht anders. Siehe, es wäre Unrecht, von Dir zu verlangen, daß Du Deinen häuslichen Arbeiten entsagen und den gan-

zen Tag im Empfangzimmer sitzen solltest, Du könntest es nicht. Und so unrecht wäre es, von mir zu fordern, daß — — und es ist ja ein unschuldiges Wesen —"

Die Uhr schlug sechs. Der Baron nahm seinen Mantel und seinen Hut vom Kleiderstocke und schickte sich an zu gehen. Da warf Caroline das Buch fort, hüpfte unter Vaters Füße und rief: „Liebes Väterchen, lasse mich heute Großmama sehen!"

Der Mann drängte das Kind sanft, ja liebevoll von sich und verließ das Zimmer.

Als gleich darauf die Erzieherin eintrat, rief ihr die Freiin entgegen: „Kommen Sie, Fräulein! Du, Caroline, hole mir vom Schranke dort eine neue Spule!" und leiser zu der Eintretenden: „Ich bitte Sie, suchen Sie doch in dem Kinde den Gedanken von der Großmutter zu ersticken, er kann doch unmöglich gute Folgen für die kleine Seele haben. Mein Gatte ging eben wieder in die graue Kammer hinauf. Liebes Fräulein, es ist ein Unglück für ihn! — So, mein Kind, aber das ist ja die rechte Spule nicht, die weiße meine ich, mit dem kleinen Mädchen. Laufe nur wieder!" — Und zur Erzieherin: „Sie haben doch die zwei anstoßenden Zimmer heizen lassen?"

Baron Heimstätten war einer jener seltsamen Menschen, die, trotz aller Aufklärung bis auf den heutigen Tag nicht aussterben, die den wissenschaftlichen Bestrebungen der Zeit aus dem Wege gehen, sich gerne mit phantastischen Mysterien zu schaffen machen und unter dem Namen „Spiritisten" bekannt sind. Baron Heimstätten hatte sich in dem entlegensten Theile des Schlosses ein Zimmer eingerichtet, dessen dicke,

eiserne Thür er stets sorgsam verschlossen hielt und in welches außer ihm Niemand treten durfte. Es blieben die Handlungen und Resultate geheim, welche in dem „grauen Zimmer" stattfanden. Die Baronin kümmerte sich auch wenig darum, sie war nur um ihren Gatten besorgt und ließ nun zur Winterszeit gerne die anstoßenden Räumlichkeiten heizen, um dadurch sein „Arbeitszimmer" ein wenig zu erwärmen.

Carolinchen hatte endlich die richtige Spule gebracht und machte sich sofort wieder an die heilige Elisabeth. Da klopfte es zart an der Thür, da trippelte ein Mann im braunen Ordenskleide und mit blühendem Gesichte und geschorenem Haupthaar herein und zur Freiin hin, der er mit dem Ausdrucke unendlichen Glückes die Hand küßte.

„Grüß' Sie Gott, Pater!" sagte die Frau heiter und zog gleich darauf an einer Glocke. Auf dieses Zeichen kam ein alter Diener und bereitete den Tisch zum Kaffee.

Der Pater setzte sich in ein Fauteuil, in das weiteste und dickfüßigste, das zugegen, denn es war schon geschehen, daß der Sessel unter der priesterlichen Last zusammenknickte. Im Kloster, das in dem eine halbe Stunde entfernten Städtchen stand, hatten sie gar tüchtige, massive Armsessel, die brachen nimmermehr zusammen, und wenn sich auch der Quardian hineinsetzte.

Pater Cyprian — so hieß der, welcher jetzt im Fauteuil saß — hatte das Ehepaar Heimstätten vor sechs Jahren getraut und war seitdem Hausfreund im Schlosse. Mochte es zur Sommerszeit in Blitz und Donner sein, oder in Winterstürmen, er kam jeden Abend auf Heimstätten zum Kaffee und etwa noch zu einem guten Gläschen. Sie hatten zwar

im Kloster auch Kaffee und einen vortrefflichen Trunk, doch im Kloster machte jeder Bruder Witze und wollte keiner lachen, wenn Cyprian die seinen losließ. Im Schlosse aber lachte man immer, und die Gouvernante sagte zuweilen sogar: „Ah, wirklich komisch, Hochwürden, wirklich!“

„Wie geht es Ihnen, Ehrwürden, leben Sie recht wohl?“ fragte die Freiin, den letzten Faden des Strähnes aufwindend.

Der Pater nickte sehr höflich in seinem Stuhle, war aber über das „Leben Sie wohl“ schier erschrocken, weil er für den Augenblick meinte, er sei heute schon wieder entlassen — entlassen noch vor dem Kaffee. Er beruhigte sich indeß aber bald, zog seine braunbeinerne Dose heraus und nahm eine Prise. Die Prise war mächtig, doch verschwand sie sogleich unter der äußerst voluminösen Nase. Die Aeuglein daneben guckten aus ihrer hohen Fettverschanzung hervor, wie zwei kluge Wachposten. Das bislang noch etwas längliche Gesicht rundete sich zusehends, als sich der Tisch mit Gebäcke, Schinken, Gläsern und Porzellantassen füllte. Eine dieser Tassen hatte einen ausnehmend großen Umfang, und sie hatte auch ihre eigene Geschichte. Sie gehörte dem Pater Cyprian zu. Ihre Vorgängerin, in Form und Größe eine Schwester der übrigen, hatte das Unglück, durch eine kleine Ungeschicklichkeit Seiner Ehrwürden über den Tischrand gekippt zu werden; es war auf den Dielen zwar ein brauner Teppich gelegen, aber sie zersprang dennoch in mehr Scherben, als der gute Pater auf Heimstätten jemals Witze gemacht und nun Worte zu seiner Entschuldigung fand.

— „Werde ersetzen“, murmelte er, und am andern Abend wickelte er eine Tasse aus seiner Kutte hervor, welche

die Verunglückte reichlich ersetzte, indem sie viel weiter und tiefer war, als jene. Im Kloster hatten sie gar umfangreiche Schalen, und die Hausfrau auf Heimstätten sah es gleich ein, daß eine solche dem werthen Gaste angemessener sein mochte, als ihre Haustassen. Mehr noch; nicht als ob sie für eines der zierlich geschliffenen Weingläser bangte, daß es etwa das Geschick der Tasse träfe, aber sie tauschte das Trinkglas des hochwürdigen Paters durch einen verhältnißmäßig größeren Humpen aus.

Nun wußte Pater Cyprian am Tische seinen Platz — dort, wo die weite Schale und der große Humpen stand.

Als die Dinge geordnet waren und sich Alle zu Tische setzten und als die Freiin der kleinen Caroline ein Zuckerkipfel in ihr Milchschälchen tauchte, hub der Pater schmunzelnd an: „Ist einmal ein Pfarrer gewesen, der hat den Leuten allweg Flöhpulver verkauft und als man ihn einmal gefragt, wie es anzuwenden, versetzte er: „Nu, man thut dem Floh den Mund auf und schüttet ihm das Pulver ein — wird das Vieh gleich todt sein."

Die Freiin lächelte, die Gouvernante bemerkte, das sei wirklich eine ganz neue Anekdote, man könne sich krank lachen.

„Nicht wahr?" rief der Pater strahlend, „ja, mein Fräulein, und dieses ist noch schöner: Sagt' einmal ein Kind zum Vater, als dieser gehustet: Helf' Gott! Hab' ja nicht genießt, mein Kind, sagte der Vater, sondern gehustet; meint das Kind: so helf' Euch Gott nicht!" Bei den letzten Worten hub Pater Cyprian schon unbändig zu lachen an, so, daß er ein riesiges blaues Sacktuch aus der Tasche hervorwand und sich damit über das Gesicht fuhr. — „Gott, die Welt!"

vermochte er noch zu gurgeln, dann lachte er weiter. Carolinchen blickte verwundert auf sein hochrothes Gesicht und fragte dann: „Mama, wann haben wir doch wieder einmal gekochte Krebse?"

So ging es fort, der Pater unterhielt die kleine Gesellschaft und vergaß dabei nicht, der Gottesgabe zuzusprechen. Trotzdem war er heute ein wenig schweigsamer, als gewöhnlich, obwol man nicht annehmen konnte, daß er den Baron vermißte — denn der Baron war ihm immer viel zu ernst, — wie er sagte — zu kurz angebunden.

Endlich erhob sich die Erzieherin um das Mädchen zu Bette zu bringen. Die Freiin und der Pater blieben noch sitzen. Da wurde letzterer auf einmal ernsthaft, rückte ein wenig näher zur Frau, legte die Hände aneinander wie zu einer Bitte und murmelte: „Gnädige Frau Baronin, ich hätte heute ein recht großes Anliegen!"

„Ein Anliegen, Ehrwürden!" sagte die Freiin in ihrer Freundlichkeit. „Wenn es mich betrifft, so nur gleich heraus damit."

„Allerdings beträfe es ein wenig die gnädige Frau, oder auch nicht, so wie man es eigentlich wol sagen könnte, es beträfe auch mich nicht. Mein Gott, es wäre halt ein Werk der Nächstenliebe. Mich hat der Herr nicht gesegnet mit Gütern der Erde, ich kann nur der Fürsprecher sein; und da mich der liebe Gott in Ihnen, gnädige Frau Baronin, ein so gutes, edles Herz hat finden lassen, so ist nichts natürlicher, als daß mein Gedanke auch gleich auf Sie, gnädige Frau Baronin.—"

„Nun, Ehrwürden, nur frischweg Farbe bekennen, ich bin recht neugierig?

„'s ist eigentlich eine recht traurige Sach', Frau Baronin. Ich bin ersucht worden, das muß ich vorausschicken, denn, versteht sich, sonst geht mich die Geschichte nichts an. — Sein thuts so: Beim Zapfenbräu in der Stadt ist vor Kurzem die Stallmagd gestorben, und die hat — mein Gott, wie's halt schon ist — ein lediges Kind hinterlassen. 's ist ein Bübel so von sechs, sieben Jahren; steht jetzt da, blutarm und mutterseelenallein. Den Vater davon weiß Eins gar nicht; leicht ein herumziehender Handwerksbursch, wie's halt schon geht auf der Welt. Jetzt, das Waiserl soll was zu essen haben, soll Schuh haben, soll endlich anfangen in die Schul' zu gehen; lieber Gott, wo hernehmen, wo daheim sein! Eine traurige Sach um so ein Geschöpf!"

Der Pater war in eine wirklich elegische Stimmung gerathen.

„Und da meinen nun Ehrwürden," sagte die Baronin „daß vielleicht ich — in meinem Hause — oder daß wir für den Knaben überhaupt ein Plätzchen — ?"

„Mein Gott, freilich, freilich!" sagte der Pater, „einen Stufen in den Himmel könnt' sich Eins bauen mit diesem armen Kinde. Es muß verwahrlosen, verderben, wenn sich Niemand darum annimmt; solche Leut', ja wenn sie gleich sterben könnten, aber sie wachsen auf, treiben Uebles und müssen ins Zuchthaus, wenns mit der Zucht längst zu spät ist — recht zum Erbarmen."

Er schwieg. Die Freiin versetzte: „Das ist sehr lieb von Ihnen, Ehrwürden, es freut mich daß Sie sich um das

Waisenkind so warm annehmen, und ich denke, Sie haben Ihre Bitte auch nicht an unrechter Stelle verschwendet. Ich will sehen."

Pater Cyprian wollte ihr die Hand küssen, da ihm dieses nicht gelang, entschädigte er sich mit einer ausgiebigen Prise.

„So schicken Sie mir morgen den Jungen, ich werde mit meinem Gatten sprechen, was weiter zu machen ist."

Die Freiin erhob sich, der Pater desgleichen. Er hatte wieder sein unendlich gemüthliches Gesicht bekommen und machte vor der Frau nun zahllose Bücklinge. Er zog sich die Kutte fester, rückte seine Kapuze zurecht, blinzelte dabei aber einmal auf den Tisch hin, auf welchem noch ein paar ungeleerte Gläser standen. Und als nun die Baronin für einen Augenblick in ein Nebenzimmer trat, stürzte er auf eines der Gläser und goß es in die Gurgel, ein Blick auf die Thür des Nebenzimmers — dann auch das zweite Glas.

„Vielleicht wäre noch eine Flasche Wein gefällig, Ehrwürden?" sagte die eben wieder eintretende Freiin.

„Dan—danke meine Gnädigste!" stotterte der Pater nicht wenig verlegen und hüstelte, „es ist mir vorhin so ein Brotkrümchen in die Luftröhre gekommen, und jetzt —" er hüstelte wieder „will das Ding nicht heraus, ein Schluck Wein hinab, hab' ich gemeint, dürfte gut sein und es ist auch schon besser," er hüstelte noch ein wenig. „So! — Also meinen allerverbindlichsten Dank, meine gnädige Frau Baronin!"

„Adieu, lieber Pater, adieu!"

Er bücklingte sich hinaus. Im Vorsaale zündete ihm eine Magd das kleine Laternchen an, welches er sich eigens

für diese Abendgänge angeschafft hatte. Aus Dankbarkeit dafür vermeinte er in seiner Anheiterung der Magd ein Küßchen zu schulden, aber diese sagte, sich ihm entwindend: „O Gott nein, Hochwürden, ich — ich bin kein Altarblatt!"

Und so trippelte der gute Pater nun hinaus in Nacht und Nebel, und durch den Park und über die Schneefelder abwärts gegen das Städtchen. Zuweilen blieb er stehen und holte eine seiner Dosen hervor, er hatte deren mehrere bei sich. Du lieber Gott, der Schnupftaback war ja sein Steckenpferd, und wie er sagte sein einziger Genuß auf Erden. Die Priesterwürde ist schwer, — davon wissen unter Anderen die Sessel und Himmelbetten des Klosters zu erzählen.

Und davon wußte auch der Pfarrer einer kleinen, unweitgelegenen Alpengemeinde zu erzählen. Die Geschichte ist diese: Besagte Gemeinde hat den heiligen Veit zum Kirchenpatron. Die Bauern sind diesem Heiligen sehr verbunden, erstens, weil er sich einst für den christlichen Glauben in einem Kessel mit siedendem Pech hat kochen lassen, und zweitens weil er nun, wenn auch gekocht, über die Sommerszeit die Rinder auf den Almen behütet. Eingedenk dieser Verdienste halten die Bauern alljährlich am Tage des heiligen Veit ein feierliches Kirchenfest und laden dazu auch Einen oder den andern Frater aus dem Kloster des Städtchens. Der Pfarrer muß sich solchen Verordnungen fügen, obwol er seufzend an die mühsam ersparten Vorräthe seiner Küche und Keller denkt, die nun auf einmal verloren sein sollten. Allein, er ist resignirt; nur um noch fernerem Unheile vorzubeugen, läßt er jene Bänke um den Festtisch, welche für die ehrwürdigen Gäste aus dem Kloster bestimmt sind, mit Balken und Blöcken

wohl unterstützen, weil es schon geschehen, daß Bank und Bett unter der priesterlichen Last der Brüder schnöde zusammen gebrochen sind. —

Nach dieser kleinen Abschweifung wollen wir wieder zurückkehren in die trauliche Familienstube des Schloßherrn Heimstätten.

Die Freiin, im Begriffe sich in ihr Gemach zu begeben, hatte eben die Armleuchter auslöschen lassen, als der Baron eintrat. Er war etwas bleich, er warf sich nahe am schwachleuchtenden Kamin in einen Lehnsessel und fuhr sich mit einem Tuche über die Stirne.

„Du bist noch hier, liebe Anna", sagte er. Das Wort war fast herausgestoßen, und in mildem, fast bittenden Tone setzte er hinzu: „Komm, nimm ein wenig Platz an meiner Seite, ich — ich habe dir etwas mitzutheilen."

„Du bist wieder aufgeregt, Heinrich", sagte die Freiin und ließ sich am Kamine nieder. Die knisternde Glut beleuchtete röthlich ihr schönes, mildes Angesicht.

„Ich habe meine Mutter gefragt", sagte der Baron leise, die Hand der Gattin fassend.

„Lasse die Mutter, Heinrich, sie ruht im Frieden. Du hast deine Kindespflicht gethan, und sie hat einen heiteren Lebensabend gehabt; je entweihe ihr Andenken nicht durch ein frevelhaftes Treiben und —"

„Und dennoch habe ich sie gefragt, liebes Kind," unterbrach der Baron, „sie hat eine erfreuliche Verheißung gemacht. Forsche nicht, das habe ich streng in mir zu bewahren. Ich habe den Geist citirt und ihn befragt über

unsern innigsten Wunsch. Dieser wird erfüllt, Anna, — uns wird ein Sohn beschert."

Fast fieberhaft hatte der Mann diese Worte gesprochen. Dann war es still, nur die Stockuhr tickte geschäftig, und mit der Stockuhr zwei Menschenherzen. Die Glut des Kamins leuchtete noch röther auf dem Angesichte der Frau.

Eine Zigeunerin hatte vor Jahren der Freiin aus der Hand gelesen, daß sie ihrem Gatten nur Ein Kind gebähren werde. Die junge Frau lachte damals und vergaß bald auf die Profezeiung. Da nun aber Jahr um Jahr nach Carolinens Geburt verfloß, und sie ihrem lieben Gatten kein süßes Geheimniß mehr zu vertrauen hatte, erinnerte sie sich wieder an die Worte der Zigeunerin.

Der Baron aber verwies seiner Gemahlin den Aberglauben, und meinte, in solchen Dingen müsse man sich an die Geister wenden. Und der Geist der eigenen Mutter mußte doch mehr wissen, als eine weltfremde Strolchin. Darum war er nun doppelt glückselig; der Mutter Geist hatte ihm ein mittelbares Zeichen gegeben: Es ist ein Sohn zu gewärtigen

Auf der Gattin Wangen lag noch lange die Glut, sie schien nun schier selbst an die Geisterbannung zu glauben.

Den andern Tag brachte ein Weib den Knaben der verstorbenen Magd in das Schloß.

„Da lassen dürfet Ihr ihn schon", sagte die Freiin, „wir wollen sehen, daß er eine Zucht hat und keine Noth leidet, aber Mutterstelle — ich sage es gleich weg — Mutterstelle kann ich an ihm nicht vertreten."

Der Kleine blieb im Schloße und wurde sogleich neu

gekleidet. Es war ein hübscher, blondlockiger, blühender Junge; er war aber schüchtern gegen das Schloßpersonale, nur an den Stallknecht hielt er und tummelte sich unter den Pferden herum. Dann hüpfte er in seinem verwahrlosten Anzuge und gar barfuß hinaus in den Schnee und lachte, wenn es ihm der Stallknecht verwies. Er schien Kleider gar nicht nöthig zu haben. Als er aber das neue, blaugestreifte Höschen und das blaue Flanelljäckchen und die glatten, kohlschwarzen Schühlein anhatte, da gefiel es ihm doch, da hielt er sich hübsch fern von den Pferden und Rindern und stellte sich gar in den Park hinaus, wo ihn die Leute von den Schloßfenstern aus sehen konnten. Eine neue schwarze Pelzhaube hatte er auch bekommen, und die stand prächtig zu den zwei leuchtenden Aeuglein und zu dem frostgerötheten Näschen. Der Kleine that völlig herrisch gegen sich selbst, er sagte sich, daß er nun nicht mehr so herumjohlen dürfe wie ein Gassenbub, daß er auch nicht mehr so viel Gemeinschaft mit dem Vieh im Stalle haben dürfe. Aber es währte nicht lange, so vergaß der kleine Max wieder auf seine Rolle und er schlüpfte den Pferden und Rindern unter den Füßen herum; dann wieder stellte er sich zuweilen so vor einen Ochsen hin, daß es dieser wohl sehen konnte, wie der Junge angestiefelt war. —

Und an dem Abend desselben Tages.

„Ich küß' die Hand, gnädige Frau Baronin! Mein wahrhaftig, das muß ich sagen, wenn ich der Herrgott wäre, eine Sonne extra für die Nacht thät ich mir wol anschaffen. Eine Finsterniß, schier zum Ersticken! Und lauter schwarze Küh, bei der Nacht, lauter schwarze. Küß die Hand, meine gnädige Frau Baronin."

Mit diesen Worten trippelte der wohlbeleibte Pater Cyprian in die Familienstube des Schloßes Heimstätten.

Sie saßen schon beim Kaffee. Dem guten Frater schauderte bei dem Gedanken, daß er möglicher Weise zu spät gekommen wäre. Ein tiefer Griff in die Dose brachte ihm wieder die Ruhe seines Gemüthes, dann wand er noch sein endloses, blaues Taschentuch hervor und dann setzte er sich, behaglich seufzend zu seiner geräumigen Tässe. Er ließ wieder sein Unterhaltungs-Talent spielen, er wußte sogar neue Witze, die er seit drei Wochen schon nicht mehr vorgebracht hatte, und er lachte unsäglich dabei, so daß mancher Bissen durch die Gurgel huschte, ohne vorher von den Zähnen gehörig untersucht worden zu sein.

Die Damen lachten auch, aber mehr über den possirlichen Ordensbruder, als über seine Schwänke. Der Baron schmunzelte nur und entfernte sich bei Zeiten.

Zuletzt kam das Gespräch auf den Waisenknaben.

„Wird ein recht guter Junge sein", sagte die Freiin, „wir werden an ihm Christenpflicht üben, aber als einen Sohn kann ich ihn nicht aufnehmen, das sag' ich hier vor Ihnen, Ehrwürden und vor Gott: als Sohn kann ich ihn nicht erkennen!"

Der Pater sah verwundert drein; davon war ja nicht die Rede, daß die Baronin Heimstätten den Knaben adoptiren sollte. Er wußte den Eifer nicht zu deuten, mit welchem die Frau sich dagegen verwahrte.

Die Baronin aber hielt diese bestimmte Erklärung durchaus nicht für überflüßig; die Geister waren in ihren Augen wie die Pharisäer und die Winkeladvokaten, die nur auf den

Buchstaben und nicht auf den Sinn geben. Einen Sohn soll sie bekommen; vielleicht hatte der Geist der Schwiegermutter den Waisenknaben gemeint. Damit war die Freiin nicht einverstanden; ein echter, leiblicher Sohn mußte es sein, und der „Geist“ sollte nun sein gegebenes Wort einlösen.

Sie dachte daran; sie hätte, wie sie schon eine herzensgute Frau war, den armen, hübschen Knaben vielleicht adoptirt; nun aber da die Gewärtigung eines eigenen Jungen dadurch in Frage gestellt wurde, war für den kleinen Max das Los gefallen. Er blieb im Schlosse, aber als Bettelkind, dem jeder Bissen Brot ein Almosen ist.

Indeß, er litt keine Noth, er gedieh und er fühlte sich nichts destoweniger wie ein Prinz, der mit den „Viehern“ nicht zu viel verkehren soll. Gerne vertauschte er die Heukrippen der Rinder mit den Schulbänken. Das war ein neues Leben. Der Schulmeister war zwar strenger, wie der Stallknecht beim Zapfenbräu; schlug aber nur mit der Ruthe zu und nicht mit dem Streugabelstiel, wie jener, wenn er in Wuth war. Und die Bürgerknaben des Städtchens waren ihm lieber, wie seine früheren Kollegen, die Kälber und Füllen, obwohl sie ihn zuweilen recht hänselten und ihn spottweise den Max von Heimstätten hießen.

Einer, der Schneiderbub Guido, hatte sogar ein Liedchen auf ihn gedichtet:

„Der Max von Heimstätten
Der ist in Hundsnöthen,
Möcht gern' ein Adler sein — hat keine Krall'n.
Gar keine Mutter hat er
Und kein' Vater hat er,
Aus einem Vogelnestel ist er g'fall'n!“

Das Liedchen wurde in der Schule alsfort gesungen; jeder konnte es auswendig, sogar der Max sang es und schrie am Meisten dabei.

Aber nicht immer. Als er nach zwei Jahren in der dritten Klasse war, da wurde der Reim noch immer gesungen, und in allen drei Abtheilungen; gar die winzig kleinen Bübchen in der ersten, die sich noch nicht ein halb Dutzend Buchstaben ermerkt hatten, kannten das Liedchen und johlten es und zeigten auf Max wo er ging und stand. Nun sang er nicht mehr mit, er fühlte jedes Wort wie einen Nadelstich. Hatte das Liedchen doch ein Schneiderjunge gemacht.

Freilich war Max der Fleißigste und der Gesittetste in der ganzen Schule, das änderte nichts; freilich war der Katechet, der Frater Cyprian gar besonders mit ihm zufrieden und steckte ihm Fleißzetteln zu, daß wie die Anderen sagten — er damit die Schweine füttern konnte, es änderte nichts; sie sangen das Lied, ja sie feierten zuletzt gar noch in Gesängen des Paters kupferne Nase.

Der Pater hatte in seiner Kutte drei unergründliche Taschen, aus welchen er mit unendlich gewandten Fingern jede dritte Minute eine Dose holte. Er hatte Dosen von allen Formen und Farben, wie viel er aber deren eigentlich bei sich trug, das war nicht zu erforschen. Man hatte indeß einen Genuß, man roch das Aroma des edlen, schwarzen Pulvers schon lange vorher, als der Frater Cyprian in die Nähe kam; seine Ankunft konnte also in der Schule nicht sonderlich überraschen.

Den größten Genuß hatte freilich der Herr Schulmeister. Wenn der Pater mit ihm leise sprach, so that er es stets in

solcher Vertraulichkeit, daß die Kupferne der Nase des Schulmeisters in unmittelbarste Nähe kam. Wie letzterer auch zurückweichen mochte — langsam — Schritt für Schritt, die Andere verfolgte ihn, und die Aeuglein waren so lebendig, als wollten sie jeden Augenblick herausbüpfen auf die kupferne Kuppel und hinüber auf des Nachbars Nase. Der arme Schulmeister ließ zur Nothwehr oft und oft eine Feder oder einen Bleistift fallen, um sich bücken und frischen Athem holen zu können.

Auf die Schüler kam verhältnißmäßig wenig; die Fleißzetteln, die der wohlwollende Frater austheilte, reichen nur einige wenige Wochen nach.

Pater Cyprian war auch Hauslehrer im Schlößchen Heimstätten geworden. Caroline gedieh wie ein Waldröslein. Aber sie war immer noch der einzige Sprosse auf Heimstätten, trotzdem seit der Verheißung in der grauen Kammer endlich Jahre vorüber waren.

Max wurde von Allen freundlich behandelt, er hatte ein sonniges Studierzimmerchen erhalten und durfte mit der Familie speisen. Er war ein lieber verständiger Junge, er hatte den Stallduft längst abgeschüttelt; er war im Stall, in der Krippe gelegen, wie der Welterlöser, und er nahm nun auch — wie sich Pater Cyprian gerne ausdrückte — zu, an Alter und Weisheit.

Der Pater redete dem Jungen oft gar erklecklich das Wort. Aber es war merkwürdig, so liebreich die Freiin sonst war — man nannte sie ihres Wohlthätigkeitssinnes wegen die Mutter des Thales, — so war sie doch gegen Max kurz, ernst, oft fast unfreundlich. Sie hatte es sonst gern, wenn sie

von dem Gesinde „Frau Mutter“ genannt wurde, sie war ja Jedem mütterlich, aber der Knabe mußte sie die „Frau“ oder die „Frau Baronin“ heißen.

Caroline hatte ihn einmal mit „Brüderchen Max“ angesprochen, darüber erhielt sie von Mama einen Verweis. „Das schickt sich nicht, mein Kind“, sagte sie, „Max ist nicht Dein Bruder, Max ist ein recht guter, braver Knabe, den wir aufgenommen haben, damit er etwas lernen kann; aber nicht Dein Bruder.“

Sie blickte dabei fest auf die weißen Spitzen, an denen sie wirkte; man sah sie nie ohne Arbeit.

Max hatte die Worte gehört. Ein wenig blieb er noch stehen, wo er stand, dann ging er langsam hinaus — wohin?

— Gar keine Mutter hat er,
Und keinen Vater hat er —!

Er ging in den Stall, lehnte sich an eine Krippe und weinte.

Mit Max hatte es sich anders gefügt, als es bei seiner Aufnahme im Schlosse zu erwarten war. Aber Pater Cyprian sagte es bei jedem Kaffee: „Es wird sobald Keiner aufstehen in unserer Stadt und im ganzen Thale, der so viel Grütze im Kopf hätte, wie dieser Waisenknabe. Oft denke ich: wer sich mit ihm den zweiten Stufen in den Himmel bauen wollte! Die vierte Klasse hätte ich ihm schon beigebracht, und im bischöflichen Seminar werden arme Knaben unentgeltlich aufgenommen; wenn außerdem nur etwas noch wäre, daß er sich die Bücher kaufen könnte!“ Weitere Worte, die er vielleicht hätte reden wollen, erstickte er durch eine Prise.

Die Freiin stickte und strickte stets und zählte die Maschen, wenn sie auf eine Rede nichts entgegnen wollte. Einmal aber sagte sie doch nach obigen Worten des Fraters: „Gut, wenn Ehrwürden glauben, daß aus Max ein Priester wird, so thun wir gerne ein Uebriges."

Der Baron stimmte ihr bei. Kurze Zeit darauf fuhr Pater Cyprian mit dem Knaben in die Hauptstadt und stellte ihn in das bischöfliche Seminar. Er wurde den Zöglingen eingereiht. Als ihn diese sahen, flüsterte ein ganz glatt geschorener Junge, der auch aus unserem Städtchen war, zu den Uebrigen: „Das ist der, das ist der!" Und sie kicherten Alle. Bald darauf brummten sie das Liedchen:

„Keine Mutter hat er
Und kein' Vater hat er,
Aus einem Vogelnestel ist er g'fall'n!"

Das war entscheidend. Max lebte nun über fünf Jahre im Seminar, allein, er hatte keine Gemeinschaft mit den Kollegen; er schloß sich ab in sich — ein stiller, finsterer Einsiedler unter den Hunderten von heiteren Knaben und Jünglingen.

Freilich war er der Fleißigste und der von den Lehrern Bevorzugteste, aber das war ihm gleichgiltig. Er selbst wußte, was er für sich werth war, und wer sollte sonst eine Freude haben an seinen glänzenden Zeugnissen? Der Baron und die Baronin Heimstätten sagten dazu nur glatte Worte, wie sie diese jedem fleißigen Bettelstudenten sagten, und verdoppelten wohl die Unterstützung; was weiter?

Der Prälat des Klosters in seinem Geburtsstädtchen lud ihn zur Ferialzeit wohl zuweilen zu Tische; aber unter den

dicken, brummenden, summenden oder witzelnden Fraters fühlte er sich fremder als anderswo. Jeder gütige Blick, den der Prälat auf ihn warf, sagte: Nicht Deinetwegen speisen wir Dich, Du arme Kreatur, sondern Gott zu Liebe, dessen Wille es ist, die Verlassenen, die Waisen zu begasten.

Das meiste Vertrauen hatte Max noch zum Pater Cyprian, allein, dieser sagte ihm nichts, als daß er nur brav, nur brav bleiben möge, und schnupfte und schnupfte.

Die Ferialzeit brachte Max stets auf Heimstätten zu. Er war ein schöner, schlanker, lockiger Jüngling geworden. Sein Auge war groß und mild und seeleninnig, aber er war still, fast verschlossen und suchte gerne die einsamsten Lauben in dem weiten Schloßparke.

Der Baron rief ihm bisweilen einen Scherz zu, war aber die meiste Zeit nicht sichtbar, da er sich stundenlang in der grauen Kammer verschlossen hielt. Er citirte noch immer Geister; man konnte nicht sagen, daß sie starrsinnig waren und nicht kamen, denn der Baron fühlte sich dann und wann wirklich inspirirt. Man konnte auch nicht sagen, daß sie kamen, denn sie wurden nicht gesehen, ließen nie eine sichere Spur zurück, und was sie anzuzeigen schienen, traf nur in seltenen Fällen zu, und selbst da noch so verschoben, daß in dem guten Herrn von Heimstätten wirklich zuweilen der Zweifel auftauchte, ob er die Geistersprache doch wohl recht verstehe.

Die Weissagung in jener Wintersnacht war immer noch nicht in Erfüllung gegangen. Das sonst treffliche Ehepaar begann schon ein wenig zu altern, aber der Sohn — wo der Schlingel nur so schrecklich lange verweilen mochte! —

Die Freiin war ihrem unseligen Geisterseher schon ernstlich böse, daß er ihr einst so unerfüllbare Hoffnungen gemacht. Indeß war noch nicht aller Tage Abend.

Durch die Büsche desselben Parkes, in welchem sich Max so gerne seinen einsamen Träumen hingab, huschte dann und wann ein schneeweißes Täubchen. Es hüpfte zwischen den reichblühenden würzigen Sträuchen dahin, es guckte zuweilen gar ein wenig durch die zitternden, rieselnden Blätter gegen die Laube, in welcher der Jüngling saß, und flatterte dann wieder fröhlich davon.

Caroline hieß das Täubchen. Caroline in ihrem weißen, einfachen Sommerkleidchen, mit dem blauen Bändchen um den Nacken, mit den sittsam geflochtenen dunkelbraunen Locken, mit den lieblichen Augen, in welchen die milde Sternennacht ruhte, so wie auf den hold erblühenden Wangen, den thauigen Lippen der sonnige Maimorgen lag. Caroline, das frische, fünfzehnjährige Mädchen.

Aber sie war noch toll, wie ein Kind, und wahrlich so behende wie ein Täubchen. Durch alle Sträuche kroch sie, auf allen Bäumen flatterte sie herum, auf den Holzplanken der Wege hin versuchte sie das Seiltanzen. Die Erzieherin mochte rufen nach Carolinchen, wie sie wollte.

Einmal setzte sich das Mädchen auf die Schaukel, konnte dieselbe aber nicht recht in Bewegung bringen. Max sah es und eilte herbei und mit einem „Hallo!“ brachte er die Hänge in Gang, daß sie wie ein ungeheurer Pendel weit ausschlug und Carolinens weißes Kleidchen und blaue Bändchen in den Lüften lustig spielten. Das Mädchen jauchzte vor Lust, Max

lächelte ein wenig und ging wieder in seine Laube zurück. Er las aus der Geschichte.

Gleich darauf kam das Mädchen herbeigehüpft: „Willst Du nicht auch ein wenig schaukeln, lieber Max? ich lasse Dich an! o, ich bin stark, Du wirst sehen, ich lasse Dich tüchtig an!"

„Ich danke, Fräulein!" antwortete der Student.

Caroline versetzte nichts, sie stand eine Weile da und zerknitterte ein Birkenblatt. Es gefiel ihr die Anrede nicht.

„Wenn's der Johann sagt oder Pater Cyprian", entgegnete sie endlich, fort mit dem Blatte spielend, „so ist es schon recht, ich b i n auch kein Kind mehr. Aber Du mußt mich nicht so nennen, Max sonst — sonst müßte ich Herr zu Dir sagen und das — siehst Du, jetzt hüpft da noch ein Maikäfer herum!" Flink wie ein Kaninchen schlüpfte das Mädchen in das Gebüsch und bald brachte es den Käfer und stellte ihn vor Max auf das Tischchen, daß er mit den Flügeln schlug und summte.

Um nur etwas zu sagen versetzte Max: „Ich las einmal in einem Buche: wir Menschen leben, um Maikäfer zu fangen."

Das Mädchen hörte nicht darauf, es huschte schon wieder einem bunten Schmetterling nach; es wollte damit dem Bruder ein Geschenk machen. Der Schmetterling flatterte herbei und ließ sich auf des Jünglings Schulter nieder. — Darüber klatschte sich das Mädchen vor Freude in die Händchen, und gar als sich das Thierchen auf seinen Locken hinaufspann, jubelte Caroline, daß es weit hin schallte.

„Hast Du da ein Bilderbuch?“ fragte sie endlich ruhiger geworden.

„Ein Bilderbuch ist es wohl“, versetzte Max, „aber man muß sich die Bilder aus Buchstaben lesen, dann werden sie groß und lebendig, Nachtbilder, finster, grauenhaft, wie böse Träume. Das ist das Buch der Leiden, Caroline!“

Die Worte waren so bewegt, des Jünglings Blick so ernst, daß die Heiterkeit des Mädchens mit Einemmale dahin war.

„Das Buch der Leiden“, meinte es, „nein, solche Dinge mag ich nicht lesen. Komm, Max, ich borge Dir den gestiefelten Kater.“

„Caroline!“ rief die Freiin durch die Bäume her, „komm' doch und laß' ihn in Ruh', er muß ja studieren!“

Das Mädchen hüpfte von dannen. Max schlug das Buch zu und stützte seinen Kopf auf die Hand. — Immer und immer studieren im Buche der Leiden, keinen glückseligen Kindestag haben. Mit dem warmen Herzen kümmern und verkümmern in dem frostigen Leben; und wenn ein Engel nahen will in weißem Kleide, um Freude zu verkünden, so wird dieser Engel verscheucht. Kein Daheim, keine Mutter, keinen Vater, keine Schwester. Fremd überall und am fremdesten bei seinen Wohlthätern in Heimstätten.

Er hatte den Todtengräber einst gebeten, daß er ihm seiner Mutter Grab auf dem Kirchhofe zeige. Der Todtengräber wußte es selbst kaum. Da hatte Max seine Pathin, eine alte grämige Frau im Städtchen einmal nach seinem Vater gefragt. Da kam er an. „Was, Deinen Vater willst du wissen?“ fuhr sie auf, „das kann ich Dir sagen, auf's

Allerbest', Dein Vater ist ein lüderlicher Lump! Ja, wie er heißt und wo er ist, das weiß ich nicht; ist leicht gar nur eine einzige Nacht im Städtchen verblieben; hat sich aber gleich am frühen Morgen die Heusplitter des Kuhstalles vom Ränzlein gebürstet und ist wieder fort in die weite Welt. — Gutes muß nicht viel an ihm gewesen sein, weil sich Deine Mutter, Gott tröst' ihr' Seel', nie ein Wort von ihm hat zu sagen getraut. Magst ja nachfragen bei allen Strolchen und Vagabunden, vielleicht —."

„Schweiget mir!" war Max der Alten in den Redeschwall gefallen, „Ihr kennet also meinen Vater nicht, und wenn Ihr ihn noch einmal verläumdet, so — —."

Das war jetzt schon lange her. Aber das Gefühl des Verlassenseins, die Sehnsucht nach seines Vaters Antlitz wuchs von Jahr zu Jahr in dem Gemüthe des Jünglings.

Dazu kam noch Anderes. Max war nicht verbittert; wenn er auch oft und oft las in dem theologischen Buche, welches diese Erde ein Thal des Leidens, der Thränen hieß, so verdüsterte sich ihm darob die Welt nicht. Immer wärmer und wärmer begann sein Herzblut zu schlagen für die Freude. Ein so warmer Herzschlag will in die kalten Mauern eines Seminars nicht gut taugen. Freilich, der Zwiespalt, den Max bisher mit der Außenwelt hatte, die ihm die Heimat vorenthielt, verpflanzte sich nun gar in seiner Seele Grund. Sein Wesen hatte sich gespalten in zwei Theile, die sich nun, wie der Drache mit den sieben Köpfen selbst bekämpften.

Sein kindlicher Sinn, die Dankbarkeit gegen seine Wohl-

thäter winkten und riefen ihn zum Altare der Priesterweihe; aber eine andere Kraft, eine gewaltige Kraft — er wußte noch nicht, wie sie hieß — drängte ihn hinaus aus den schützenden Mauern zu den wuchernden Freuden und Genüssen in die Wildniß des Lebens.

Wie eine Stimme seines eingesargten lebendigen Herzens hörte er es oft: Ziehe fort in die Welt und suche Deinen Vater. Und fändest Du ihn bettelnd und vom Aussatze behaftet, und fändest Du ihn schmachtend in Verbrecherketten, und fändest Du sein Antlitz fahl, das Auge gebrochen — Du mußt ihn sehen. Nur wenn Du Deines Vaters Angesicht geschaut, und wäre es auch nur ein einzigesmal, wird Dir der Schleier sinken von Deinem Auge und ausbreiten wird sich vor Dir ein reiches, sonniges Leben. Ruhelos und unerlöset, wer ohne seines Vaters segnenden Blick muß wallen.

Aber da klang wieder das Klosterglöcklein, und lud zur stillen, ewigen Heimat ein.

Doch das Alles verstummte und sank hinab, wenn Max Carolinen schaute, den süßen, holden Engel der Lust und Freude. —

Wir leben, um Maikäfer zu fangen, stand im Buche. Unser Leben sei ein beständiger Mai, ein sorg- und harmloses Spiel, ein heiteres Hüpfen und Schlüpfen zwischen rosigen Sträuchen . . . .

Aber die Klosterglocke rief: „Ja, das Menschenleben ist ein Maikäferfangen, ein ängstliches Eilen durch Hecken und Dornen, ein ewiges Jagen und Nimmererjagen . . .

Zur selben Zeit — im Frühherbste war's — sprach ein Mann im Schlosse zu, der vor Jahren stätig in der Gegend umhergestreift, als Hausirer mit Schnittwaaren, als Schwefelträger, Bildermann, Hackbrettschläger, Kesselflicker, man wußte nicht mehr, als was noch Alles, der aber jetzt seit langer Zeit verschollen gewesen war.

Nun tauchte er wieder auf, gealtert und herabgekommen. Die hohen Kniestiefel waren das Beste an ihm; diese waren den Röhren nach dieselben, wie vor Jahren, nur daß sie damals glänzend schwarz, jetzt nur mehr schmutzigbraun waren. Ueber den Stiefeln begann das Reich eines zweifelhaften Beinkleides. Die Vordertheile desselben hätte man ihrer braunen, glitzernden Rinde nach leicht für Leder gehalten; die Hintertheile aber zeigten sich wie sie waren — ein Conglomerat von Baumwoll-Loden- und Leinenflecken, einer rücksichtsvoll den andern, und alle zusammen den inneren Menschen verdeckend. Die braune kurze Jacke war von feinem Tuche, aber sie hatte sich überlebt, nur mit den zwei Augenreihen der großen Messingknöpfe guckte sie noch fast unternehmungslustig in die Welt. Aus den Säckeln der Jacke guckten verschiedengestaltige Instrumentchen hervor, von welchen Niemand wußte, wozu sie gehörten. Eine Weste entzog sich durch ihre Abwesenheit aller Beschreibung, ein Baumwolljöppchen vertrat ihre Stelle, ein Baumwolljöppchen, von dem man fast mit Bestimmtheit behaupten konnte, daß es einst weiß und von allen animalischen Wesen unbewohnt gewesen war. Auf dem Haupte saß ein Käppchen mit einem breiten, keck hinausstehenden Lederschild. Die Haupthaare waren kurz geschnitten und hatten die Farbe eines fahlen, längstverdorrten Rosen-

blattes — sie waren in ihren Blüthentagen fast rosenroth gewesen. Hingegen war das Gesicht des Mannes wie das verschrumpfte Blatt einer Dornhecke, über welches die Spinne ein Gewebe gesponnen hat. Die sich weit gegen die Ohren hindehnenden Lippen waren eingesunken, weil innerhalb das Gewölbe der Zähne schon längst zusammengebrochen. Nase und Kinn aber standen weit hervor und zwar in der Weise, daß man meinte, sie hätten die Absicht, sich in einem weiten Bogen über den Mund mit den Spitzen zu vereinigen. All' das überschatteten die regellosen Stoppeln eines fahlen Vollbartes. Das linke Auge guckte aus seiner Höhle so eigenthümlich hervor, — völlig wie ein Frosch aus der Germen- und Wildfarren umwucherten Pfütze. Das rechte Auge war vertrocknet, verdorrt, verschlossen auf ewig; man sagte, dem Mann hätte es im Schlafe einmal ein irrwitziger Kater ausgekratzt.

Am Rücken hatte diese wunderliche Gestalt ein so riesiges Bündel, daß sie an jenen Mann erinnerte, der die Weltkugel auf der Achsel trägt. Der Ballen schien im Verhältnisse zu seinem Umfange leicht zu sein, doch der Träger war recht gebückt und hinkte und schnaufte darunter, daß man ihn schon mehrere Schritte weit hörte, bevor er an die Thür klopfte.

Dieser Mann war der Hadern-Wenz. Er hatte all' seine früheren Geschäfte längst aufgegeben und war nun ein Sammler aller Dinge, die gewöhnliche Leute als unbrauchbar in die Rumpelkammer oder in den Straßengraben werfen. Er sammelte Glasscherben, Porzellantrümmer, Papierschnitzel, Asche, Cigarrenstümpchen, Viehhaar, alte Lederstücke, Hadern u. s. w.

Und er gab noch was dafür. Er hatte Zwirn, Nadeln, Bänder, Heiligenbilder und Fingerringe und gab solche Dinge den Weibern und den Kindern der Häuser, in welchen er für sein Bündel zu sammeln fand.

Der Hadern-Wenz war daher eine überall willkommene Erscheinung, und die Bauernweiber steckten ihm für seine niedlichen Kleinigkeiten außer den Scherben und Hadern auch zuweilen Dinge zu, die sonst noch zu brauchen waren. Eine andere Eigenthümlichkeit war, wo der Hadern-Wenz eintrat, da huben alle Katzen zu schnurren und zu schreien an, und verkrochen sich in die finstersten Winkel, und glotzten mit grünfunkelnden Augen hervor. Wenn ihrer mehrere beisammen waren, und der fürchterliche Mann arglos schlief, wagten sie sogar Angriffe auf ihn. Und das war nichts Minderes, als Blutrache. Der Haderer hatte nämlich eine merkwürdige Passion; wo er irgend nur einer Katze habhaft werden konnte, da drehte er ihr das Genick um und zog ihr die Haut ab, um diese zu gärben und als Tabakbeutel zu verkaufen. Das Fleisch briet er sich zuweilen an einem Waldfeuer und verzehrte es.

Bilder und Nadeln und Ringe hatte der Haderer vor Jahren schon verschenkt. Als unser Carolinchen im Schloße einst diesen Mann zum erstenmal gesehen, schrie es aus Furcht mit aller Macht seiner hellen Stimme; als er öfter kam, gewöhnte es sich an den Anblick des Hausirers und ließ sich endlich gar von seinen funkelnden Ringelchen bestechen.

Heute aber, als der Alte mit seinem Ballen zum Thore herein und durch den Park dem Schlosse zuhinkte und dabei fort den heiseren Ruf ausstieß: „Der Haderer-Wenz ist da!“

kümmerte sich das Mädchen nicht darum und hüpfte mit einem Buche der dunkelsten Laube zu. Caroline war aufgeregt und blickte völlig verwirrt umher. Max war mit dem Baron auf einer Waldpartie und da hatte ihm Caroline nun von seinem Gartentischchen das Buch entwendet — das Buch der Geschichte, um aus Neugierde ein wenig darin zu lesen. Sie schlug die Blätter um, sie sah wohl die Zeilen und die Bleistiftnotizen am Rande derselben, aber es tanzten ihr alle Buchstaben vor den Augen. Sie sah nur noch, wie ein Kapitel „Kaspar Hauser" mit einem rothen Stift umkränzt war, dann wurden die Gewissensbisse so mächtig, daß sie eilends das Buch wieder zurücktrug auf sein Tischchen.

Nun kam der Haderer herangeschnauft. Er mußte im Schloße eine ergiebige Ernte gehabt haben, denn sein Mund zog sich schmunzelnd, wie ein Aequator durch die Wüste seines Gesichtes, und das Fröschlein des linken Auges hüpfte lustig hin und her.

„Fräulein Baronesse!" gurgelte er, „rechtschaffen groß geworden und mudelsauber! Ein wunderschönes Ringlein hätt' ich da! Kein Brautringlein noch nöthig? Wirklich noch nicht? Hi, was das für ein Büchelchen ist! Je nu, der Druck ist ein rechtes Augenpulver, für Unsereins thät er's nicht mehr. — Gehört wohl sicher dem jungen Herrn Studiosus zu?"

Caroline ging gerötheten Antlitzes und unwillig davon. Jetzt betastete dieser Mensch mit den wüsten Klauen sein Buch! Sie begann heftig zu schluchzen — aus Zorn, aus Scham, aus Herzleid — sie wußte es selbst nicht.

Der Hadern-Wenz hinkte brummend durch den Park und zum Thore hinaus. —

Wenige Tage später wurde Max's Koffer gepackt; die Ferien waren zu Ende, er zog wieder in das Institut.

Der Baron und Pater Cyprian hielten ihn, als er schon in den Wagen steigen wollte, lange an der Hand, und gaben ihm wohlgemeinte Lehren und Rathschläge und zählten ihm die nur mehr wenigen Jahre vor, die er bis zu dem Ehrentage der Primiz noch hatte. Dann meinten sie, sei er außer Sorge.

Die Freiin steckte ihm noch einen außerordentlichen Geldbetrag zu und sagte, er möge sich nur nichts abgehen lassen und getrost sein, nach kurzer Zeit — wenn er in's Priesterhaus trete — sei ihm ohnehin der Bettelstab verbrannt.

Caroline schenkte — von ihrer Mutter dazu angeregt — dem Scheidenden ein neues Notizbuch, aber das Ueberreichen that sie fast heimlich, denn sie hatte auf das letzte Blatt die Worte geschrieben: „Gott schütze Dich, lieber Max, bin Dir noch das Schaukeln schuldig."

Als der Wagen durch das Thor hinaus- und hinrollte über die Felder der Hauptstraße zu, da blickten sie ihm lange nach. Sie meinten, Max würde mit einem weißen Tuche zurückgrüßen, aber er that es nicht, man sah von ihm über die Wagenlehne nur den schwarzen breitkrämpigen Hut.

Als der Wagen auf der staubigen Landstraße dahinrasselte, sah Max den alten Hadern-Wenz des Weges holpern. Er trug schwer an seiner Weltkugel, trocknete sich mit einem Fetzen den Schweiß und guckte recht trübselig auf den Wagen, der mit ihm in gleicher Richtung zog.

Max ließ den Kutscher halten und bedeutete dem Hau-

sirer, daß er für eine Strecke aufsitzen dürfe, um sich ein wenig auszuruhen.

Der Kutscher machte ein unglaublich verblüfftes Gesicht und erst gar, als sich der Alte anschickte, zu ihm auf den Bock zu klettern. Er stotterte in der Verlegenheit einige Worte, die Max zwar nicht verstand aber errieth. Max rückte also in eine Ecke und hieß den Haderer neben sich Platz nehmen. — Dieser war über die Güte ganz verwirrt, wußte mit dem Bündel kaum, wohin, saß aber endlich doch behaglich grunzend neben dem Studenten.

Der Kutscher warf Max einen Blick zu und that mit den Fingern an dem Rocke das Zeichen eines langsamen Kriechens, und ließ wieder die Pferde traben.

Max hatte ihn wohl verstanden, stellte eine Hutschachtel, die er zu Füßen hatte, zwischen sich und seinen Nachbar und hielt sich hübsch eng an die Ecke.

„Ihr geht auch nimmer auf Eueren ersten Füßen, Alter", sagte Max, dem es hauptsächlich darum zu thun war, sich aus seiner schwermüthigen Stimmung zu plaudern.

„Wahrhaftig Gott, nein", zischelte der Haderer süßlich, „sie haben mich schon in aller Welt herumgeschleppt, du mein Himmel, und 's ist doch allweil zu langsam gegangen, hab' nichts Rechtes erwischen mögen. Meiner Seel', hätt' auch was Gescheiteres thun dürfen, als auf die Welt zu kommen, hab' keinen rechten Schick herein. Geboren bin ich im Böhmerland, deutsch gelernt hab' ich im Ungarland und das Erdäpfelessen und das Hungerleiden hab' ich mir da im Deutschen angewöhnt. Hergott, wie ich Euch dasitz' — zu Gnaden — probirt hab' ich Alles. Das Musiziren und das Teichgraben,

das Handeln und das Kesselflicken, das Steinklopfen und das Korndreschen, das Schwefeltragen, und die Heiligen im Himmel wissen, was ich noch alles probirt hab. Zum Haderer hab' ich's gebracht! Das kommt, Euer Gnaden, weil ich zu ehrlich bin, und heut zu Tag ists so eingerichtet auf der Welt, die ehrlichen Leut kommen auf Lumpen", — auf des Jünglings seine Kleider blickend, „nicht etwa, daß ich damit was Ungebührliches will sagen."

Sie fuhren an Häusern und Dörfern vorüber.

„Sobald Ihr aussteigen wollt, so sagt es nur", bemerkte Max. Aber sie fuhren weiter und weiter, der Haderer erzählte aus seinem Leben und Treiben, widersprach sich zuweilen, stolperte in der Rede, platzte eine Grobheit heraus, verbesserte sich wieder, guckte schlau vor sich hin, zischelte überschwengliche Komplimente, sagte aber nichts vom Aussteigen.

Als sie einmal zu einem Einkehrhaus kamen, ließ Max halten um etwas zu sich zu nehmen. „Euer Gnaden mögen wol ins Haus gehen, der Herr Kutscher auch, ich bleib auf dem Wagen und werde schon aufpassen!"

Max ließ sich, dem Kutscher und dem armen Teufel etwas zu Essen reichen; als er dann wieder auf das Gefährte stieg, rief der Haderer: „Himmlische Baßgeig', ein Glück, daß ich dagewesen bin, so ein verdächtiger Lump ist gekommen und hat um den Wagen herumgeschnüffelt. Wie ich nicht da bin, fährt er ab mit Allem, was nicht niet- und nagelfest. Wahrhaftig Gott, heut zu Tag' ist Niemandem mehr zu trauen!"

Max warf ihm einen etwas mißmuthigen zweifelnden

Blick zu, der Alte verstand ihn gleich, und zwischen seiner Nase und seinem Kinn schien sich in diesem Augenblicke der Rundbogenstyl zu vollziehen. Er schwieg nun eine Weile, aber er fuhr mit.

Max wollte den Alten, der so sehr sein eigenes Leben verlästerte, zeigen, daß auch der Mann in seinem Tuche nicht immer zu beneiden, und erzählte ihm die Grundzüge seines heimat- und elternlosen Lebens, und redete im Allgemeinen weiter, wie so mancher Mensch in eine Lebensstellung hineingedrängt wird, für die er sich nicht berufen fühlt, die nicht einen einzigen seiner wachgewordenen und berechtigten Wünsche zu erfüllen im Stande ist. Er gibt sich d'rein lebt vielleicht ohne Brotsorgen, genießt, was man Bequemlichkeit nennt, ist vielleicht geachtet, geliebt, beneidet, und ist dennoch in seinem Innern zu tiefst unglücklich. „Als so Einer seid vielleicht Ihr noch besser daran, Alter; Ihr habt die Welt wie sie ist, wie Ihr sie Euch selbst gemacht habt, Ihr könnt nicht einmal sagen, das Euch Unrecht geschieht!“

Max schwieg. Er sagte kein Wort mehr, er verfiel in ein Träumen, aus dem ihn weder das Rütteln des Wagens noch das Geplauder des Alten zu wecken vermochte.

Der Haderer fuhr mit bis zur Eisenbahnstation, auf welcher Max den Kutscher freundlich verabschiedete und zurückfahren ließ. Hier löste sich der Jüngling eine Fahrkarte nach der Hauptstadt. Der Alte stand daneben und lauerte, ob nicht etwa auch für ihn eine Karte gekauft würde, dann wäre er mit seiner Waare billig an Ort und Stelle gekommen. Aber Max sagte: „Behüt Euch Gott, Alter, wenn Ihr wieder nach Heimstätten kommt, so grüßet mir die Leute!“

„Behüt Gott auch", naselte der Haderer, „will's schon ausrichten, aber zum heiligen Wenzel hinein! 's wär' wohl gefehlt gewesen heut, wenn ich beim Wirthshaus nicht auf Eurem Wagen geblieben wär', was nicht niet- und nagelfest, hatt' Euch der Lump davon getragen!" Er konnte es kaum begreifen, daß sich der junge Herr nicht bei ihm bedankte dafür, daß er so weit mitgefahren war.

Er hob wieder keuchend das Bündel auf die Achsel und hinkte seines Weges.

Außer, wenn zuweilen die Honoratioren des Städtchens heranstelzirt kamen, hatte Heimstätten nur selten Besuche. Das Schloß war dem Adel des Landes zu weit entlegen. Wenn zu Zeiten doch ein Herrschaftswagen heranrasselte, so kehrte er schon in kurzer Zeit wieder seine Deichsel. Den Herrschaften gefiel es nicht in Heimstätten; da war es ihnen zu still, zu bürgerlich. Die Freiin arbeitete emsiger, als ihre Kammermagd und trug Kleider nicht viel besser, wie eine Schulmeistersgattin. Nicht einmal eine Amme hatte sie aufgenommen, mit eigener Brust hatte sie ihr Kind genährt! Es waren Bücher und Zeitschriften da, aber keine leichtfertigen Romane und kein Modejournal. Der Baron ließ sich, wenn Besuch war, entweder gar nicht sehen, oder er sprach von Landbau, Forstwirtschaft, oder er erzählte Geistergeschichten. Daß er der Gäste wegen ein Reiten, ein Jagen, ein Scheibenschiessen veranstaltet hätte — ich wüßte es nicht. Sport und Adelsstolz schien der Leute schwache Seite nicht zu sein.

Die Zeit, hätte man meinen sollen, müßte lahm werden aus Aerger über eine solche Philisterei, aber sie eilte gerade

so schnell hin über Heimstätten, wie über das geschäftige Städtchen und über die zahllreien Dörfer des Thales. Ja, sie war den Bewohnern des Schloßes nur oft zu kurz. Der Baron war der wohlwollendste und bescheidenste Mensch, seine Gattin, war die häuslichste und liebevollste Frau, Caroline war der heiterste und unschuldigste und schalkhafteste Engel; ihre Erzieherin war das sittsamste Mädchen, und die Dienerschaft und das Gesinde waren ehrliche und verträgliche Leute. Ich wüßte also kaum, warum in Heimstätten nicht Glück und Segen hätte sein sollen. Der Vater Cyprian kam doch auch jeden Abend!

Dennoch war in neuester Zeit die Freiin zuweilen etwas verstimmt und ernster als sonst. Daß der Verheissene nicht erschien — darüber wußte sie sich endlich zu trösten, so wendete sie ihre Liebe und Sorgfalt der einen Einzigen zu, dem holden Mädchen Caroline, welches wie ein weisses, wiegendes Rosenknösplein in der Maiensonne der Jungfrau entgegenreifte.

Seltener und seltener besuchte der Baron die entlegene graue Kammer, seitdem ihn die Geister so schmählich sitzen gelassen.

Und dennoch war die Freiin ernster als gewöhnlich. Sie hatte nämlich zur letzten Ferialzeit an Max eine Veränderung bemerkt, die ihr manches Nachdenken verursachte.

„Lieber Heinrich", sagte sie eines Tages zu ihrem Gatten, „hast du dich mit Max wol einmal besprochen über seinen zukünftigen Beruf?"

Der Baron sah seine Gattin an. „Nun, es ist bekannt, er wird Priester", entgegnete er.

„Und hat ihn Jemand gefragt, ob dieser Beruf auch sein freier Wille ist?"

Der Baron schwieg.

„Um Gotteswillen", rief die Freiin, „das ist keine Kleinigkeit. Wir meinen, wir thun ihm mit unseren Unterstützungen und Sorgen eine Wohlthat, und nun wird er fortgeschoben auf einer etwa falschen Bahn, vielleicht in sein Unglück. Ich kenne den Jungen, er ist die Kindlichkeit, die Sanftmuth selbst, er wird uns nicht entgegentreten und eine eigenmächtige Wahl treffen. Ich denke, Heinrich, man muß ihn noch bei Zeiten aufmerksam machen, daß er sich prüfe, ob er für das hohe Amt auch Neigung hat. Nach meiner Ansicht muß eine mächtig glühende Liebe für den Priesterstand vorhanden sein, wenn alle anderen, weltlichen Wünsche und Leidenschaften darin geschmolzen und eingeäschert werden sollen. Ist diese Liebe bei Max nicht vorhanden, wogegen mir zwar keine Beweise bekannt sind, so ist es besser, er wählt ein weltliches Amt. Mit seinem Charakter und seinem Talente wird er sein Glück überall machen. Meinst du auch so, Heinrich?"

„Das ist ganz meine liebe, verständige Anna", antwortete der Baron, „versteht sich, Max muß gefragt werden."—

„Nicht nothwendig", sagte der Pater Cyprian, dem man Abends dieselben Bedenken dargelegt hatte, „nicht nothwendig; ich weiß es, der Junge will schon, wird schon wollen. Er ist so weit gekommen in der Theologie und hat Eminenz. Die weltlichen Studien hätt' er schon versäumt. Zu dem ist Max zu still, zu weich, zu gut für die Welt, er ist zum Priester geboren wie Einer, er wird als solcher sein Glück finden,

und ich sage, meine gnädige Frau Baronin, er kann es zu hoher Würde bringen."

Um seiner Rede zum Ueberflusse noch die vollste Ueberzeugung beizubringen, führte er mit behäbigem Ernste eine Prise auf.

Die Freiin entgegnete nichts, sie schien beruhigt zu sein. —

Es ging der nächste Herbst und der Winter hin, es kam der Frühling. Und der Frühling brachte für Heimstätten einen unheilvollen Tag.

Es war zur Mittagsstunde, die Witterung schon sehr warm, im Freien summten die Mücken. In dem Speisezimmer waren die Fenster der Mittagsseite geöffnet aber die weißen Rolleten herabgelassen. Auf dem für vier Personen gedeckten Tisch dampfte bereits der Suppentopf. Der Baron betete still und strich seinen Vollbart, dieser Vollbart wurde schon ein wenig grau. Die Baronin that ihr Strickzeug in den Korb, die Erzieherin stand an einem Blumentopf des Nebentischchens und betrachtete die Veilchen und die ersten Pfingstrosenknospen. Caroline war noch nicht da.

„Die kleine Hummel schwirrt wieder im Garten umher, weiß Gott wo; die vergißt immer auf die warme Suppe, die geht auf wilden Honig aus", sagte der Baron und setzte sich in seinen grünsamtenen Lehnstuhl.

Es wurde wiederholt nach Carolinen gerufen; es ging die Erzieherin hinaus, es rief die Freiin durch das offene Fenster, endlich ging sie auch hinaus. Sie kamen alle nicht mehr zurück. Da legte der Baron den Löffel weg, den er

schon in den Suppenteller getaucht hatte, und brummte und ging auch hinaus. Sie eilten in den Garten, sie streiften durch den Park und riefen nach Carolinen. Man hörte sie nicht und die Lauben und Lusthäuschen waren leer. Die Schaukel, mit der das Mädchen sonst zuweilen noch spielte, hing bewegungslos nieder. Falter flatterten, Mücken summten über die Blumenbeete, und Caroline war nirgends.

Die Freiin grellte und rief in die Büsche hinein „Mach' keine Streiche, du albernes Ding! — Carolinchen?" Keine Antwort und kein Knistern. — Die Dienerschaft suchte im Wirthschaftsgebäude, blickte und rief über den Strauchzaun hinaus auf die Felder.

Keine Spur von dem Mädchen.

Die Suppe auf dem Tische hatte längst eine Haut; kein Mensch kam und aß. Die Frauen hatten sich heiser geschrien, der Baron blies kurze Stöße mit dem Waldhorn, das Schloßglöcklein läutete. Umsonst, das Mädchen war verschwunden. Wann wurde es zum letztenmal gesehen? Eine Viertelstunde vor dem Essen saß es noch auf dem Lindenbänklein und zeichnete den Brunnen. So sagte ein Diener und die Zeichnung lehnte noch auf dem Bänklein. Sie sahen in den Brunnentrog, in welchen aus einem Holzpfahl ein mächtiger Quell sprudelte. Der braune Grund hatte silberige Aeuglein, zwei Forellen glitten hin und her. Die Freiin wankte, sie setzte sich auf eine Bank und hauchte mit gerungenen Händen: „Der liebe Herrgott möge uns nicht verlassen!"

Es war hoher Nachmittag, die Schatten wurden länger, die Mücken häufiger, die Waldberge klarer. Die Leute der Nachbarschaft waren aufgeboten worden, um das Mädchen

zu suchen. Da war es einmal, als hallte in dem nahen Wäldchen gegenüber der Rückseite des Schlosses ein unterdrückter Schrei. Sie durchsuchten das Wäldchen, sie guckten hinter jeden Baum und in jeden Strauch, aber keine Spur. Noch ein zweitesmal glaubte man den Schrei zu vernehmen, allein es mochte nichts anderes sein als der Wiederhall von den Stimmen, die da draußen auf den Feldern und Wiesenrainen den Namen der Vermißten riefen.

In dem Städtchen war es gleich bekannt. Das Schloßfräulein ist verschwunden, entführt, geraubt; es zogen ja zuweilen verdächtige Leute durch die Gegend. Man vermuthete das Unglaublichste und die Vermuthungen wurden Gerüchte. An demselben Tage war auch der Hadern-Wenz wieder einmal in der Gegend gesehen worden.

Pater Cyprian wackelte schweißtriefend auf das Schloß; heute vergaß er auf das Schnupfen, auf Alles, er brachte, endlich ans Ziel gekommen, vor Schnaufen kein Wort hervor. Er guckte hinter jeden Winkel, hinter jeden Busch, wo man schon zehn, zwanzigmal geguckt hatte, er meinte, er müsse Carolinchen wo erspähen. Dabei stotterte er Trostworte, so oft er an den Eltern der Vermißten vorüberholperte: „Ein boshaftes Ding wahrhaftig!" sagte er, „jetzt narrt sie uns so lange. Sie steckt wo und ich wett', wenn es dunkel wird, kommt sie hervor!"

„Gott, o Gott, Ihr könnt es nicht ermessen!" rief ihm die Baronin klagend zu, „Ihr wißt es nicht, was das heißt, ein Kind!"

Es ging die Sonne unter, es wurde dunkel, allein Caroline war noch nicht gefunden. Das ganze Thal war in

Aufregung, weitere und weitere Kreise zogen die Suchenden, Forschenden; jeder Mann auf der Straße wurde angehalten und gefragt; keiner wußte die mindeste Auskunft.

Die Freiin lehnte in einem Sessel ihres Zimmers und war bleich wie das Tuch, mit dem sie sich über die Stirne fuhr. Ihr Gatte lag auf den Knieen vor einem Marienbilde und weinte. Es war die späte Abendstunde, keine Nachricht.

„Wir sind kinderlos", hauchte die Frau.

Es war peinlich still, grauenhaft still; es fehlte der holde, heitere Engel des Hauses.

Plötzlich raffte sich der Baron auf, riß mit bebender Hand eine Kerze von dem Armleuchter und wankte aus dem Gemach. Er schritt über Treppen, durch lange, finstere verwahrloste Gänge durch den zumeist unbewohnten Theil des Schlosses — gegen die graue Kammer. Er hatte sie schon lange nicht mehr besucht; seine Leidenschaft für den Verkehr mit den Ueberirdischen hatte sich ja gelegt. Heute an diesem unheilvollen Tage aber, wo ein finsteres Geschick in das Herz seines Lebens gegriffen, heute, zu dieser Stunde wallte seine Natur noch einmal wild trotzig auf, als hätte sie ein Recht, von der Geisterwelt sein Kind zu fordern, nicht jenes, das sie ihm versprochen, sondern das, welches sie ihm gegeben. Beschwören wollte er seiner Mutter Geist, der mußte, **mußte** ihm Auskunft geben über das verlorne Töchterlein.

Als er zur kleinen Pforte kam, steckte an derselben der Schlüssel. Zitternd vor Erregung drehte er ihn um und tauchte an die schwere Thür, bis sie langsam aufging. Die Kerze flackerte unsicher hin und her, nun mußte sie dem

Manne ja ein seltsam Bild beleuchten, denn — die Geister wußten Nachricht.

Neben Tiegeln und alten Apparaten auf einem Strohballen lag — Caroline.

Einen Arm unter den Kopf gelegt schlief sie mit gerötheten Wangen

Eine halbe Stunde später klang die Schloßglocke, schallten zwei Waldhörner grell in die Nacht hinaus. Zum Zeichen, daß sie gefunden.

Das war der erste gewesen von den vielen betrübten Tagen, die nun folgten.

Caroline lag darnieder an einer schweren Krankheit. Nur daß sie es noch erzählen konnte, wie sie aus Vorwitz und Neugierde getrieben in die entlegensten Gänge des Schlosses eilte, sich in denselben verirrte, zur eisernen Pforte gelangte, unter der Schwelle derselben den rostigen Schlüssel entdeckte, wie ihr der Gedanke kam, daß hier gewiß des Vaters graue Kammer, — wie sie öffnete, eintrat in den dunklen Raum und wie die schwere Thür hinter ihr in das Schloß fiel. Da war sie gefangen; von einem hohen, völlig verrammelten Fensterlein strahlte ein wenig Tageslicht herein. Caroline war eine Weile regungslos geblieben, sie hatte aus Furcht oder Scham nicht gewagt zu rufen; sie rüttelte nur an der Thür. Später freilich, da rief sie um Hilfe, aber die Mauern waren gar dick, die Kammer entlegen, die Suchenden schon vom Schlosse entfernt. Im Wäldchen wollten sie die Stimme gehört haben. — Caroline rief bis sie heiser und erschöpft war, dann weinte sie, hub sich, da es finsterer und

finsterer wurde, gewaltig an zu fürchten, rüttelte wieder an der Pforte, bis sie endlich — zum Sterben müde — hinsank auf den Ballen und einschlief.

In den ersten Tagen der Krankheit war das Gesicht des Mädchens tief geröthet, ein glühendes Fieber erschütterte den zarten Körper. Die Aerzte wollten nicht recht heraus mit der Farbe, wenn sie um den muthmaßlichen Ausgang der Krankheit gefragt wurden.

Die Freiin saß still und ergeben am Bette ihres Kindes und ihre Seele küßte diesem jeden Wunsch von den Augen. Sie war die Ruhigste und Gefaßteste von allen; wenn Jedes um das Lager herum schluchzte, in ihren Augen sah man keine Thräne. Sie war wohl blaß, sie wachte Tag und Nacht, sie nahm kaum einen Löffel Suppe zu sich; und dennoch dachte sie an Alles, sorgte für Alles, ordnete Alles. Sie war die einzige, welche die Aerzte nicht fragte um das Leben des Mädchens. Sie hoffte Alles, sie fürchtete Alles, sie war standhaft wie eine Martirin.

Pater Cyprian kam nun noch öfter als sonst und er las zuweilen aus einem Erbauungsbuche vor.

„Ich danke Euch, Ehrwürden", sagte ihm da die Freiin einmal, „Ihr meint es gut, aber in solchen Stunden haben wir aus Büchern nichts zu holen; schließt uns morgen ein in das heilige Meßopfer. Walt' es Gott!"

Endlich war die Fieberwuth ausgebrannt, Caroline war ruhig und blaß. Ihr Auge war größer und sanfter geworden und ihre Stimme war zart und zitternd, wenn sie zuweilen ein Wörtlein sprach.

Da fragte sie einmal, warum Max nicht da sei. Und

einmal that sie einen so innigen Blick nach der Mutter und bat, daß Max geholt werde von der Hauptstadt. „Weil ich immerfort von ihm träume, weil ich ohne ihn nicht gesunden und nicht sterben könnte." Darauf lag sie wieder dahin, wie im Halbtraume.

Der Baron sandte einen Eilboten zur nächsten Telegraphenstation.

Mittlerweile hatte der junge Theologe die heftigsten Kämpfe gehabt mit sich selbst. Er hatte gesiegt, oder wenn ihr wollt, er war unterlegen.

Kurze Zeit nach dem Telegramm kam nach Heimstätten die Botschaft zurück: „der Zögling Maximilian ist nicht hier; er wird seit einigen Tagen vermißt."

Da war im Schlosse neue Erregung, der Vater schüttelte ungläubig den Kopf und schnupfte mit Leidenschaft. Karolinen wollte man die Nachricht nicht mitteilen.

„Die Englein stehen an meinem Bette", lispelte das Mädchen einmal mit halbgeschlossenen Augen, „nur da an meiner rechten Hand ist noch ein leerer Platz. Willst du nicht kommen, Max?" —

Max zog mit dem Wanderstabe auf weiten Wegen. Was man ihm geboten, die Einsamkeit, die Mauern, das Studium Gottes aus uralten Schriften, das wollte ihm nimmermehr genügen; woran er dachte, was er wollte, wem er einen ewigen Altar aufgerichtet hatte in seinem Herzen, das war ihm versagt, mußte ihm ja versagt sein, er war ein armer Waisenknabe.

Mächtig trieb ihn noch ein anderer Drang — mit aller

schwärmerischen Sehnsucht eines befreiten Jünglings zog er in die Welt, und so lange wollte er wandern, bis er seine Heimat fand, und sein Leben sollte eine Wallfahrt sein, nach des unbekannten Vaters Angesicht. So war er aus dem Institute entflohen, so zog er nun, ein Bettelbursche mit dem Wanderstabe. An hundert und hundert Heimstätten glücklicher Menschen zog er vorüber; sie hatten für ihn stets ein Stück Brod, ein Lager für eine Nacht, aber — fremde Gesichter.

Er wußte nicht, was aus ihm werden sollte, reich war sein Herz an Wehmuth. Wenn er an großen Gehöften und Landhäusern vorüberkam, da blickte er gerne über die Heckenzäune in die Gärten; er meinte, es müsse ein weißgekleidetes Mädchen heraushüpfen, und für ihn Maikäfer und Schmetterlinge fangen.

Je weiter er ging desto fremder und schwerer wurde ihm zu Muthe. Müde und bestaubt und dürstend ließ er sich oft nieder unter einem Schatten; da schwirrten oben an den Baumwipfeln Spatzen umher und zwitscherten:

„Gar keine Mutter hat er,
Und keinen Vater hat er,
Aus einem Vogelnesterl ist er g'fallen!" —

Als Max einige Tage so plan- und hilflos gewandert war, wuchs seine Schwermuth an zu einem unsäglichen Weh. Und als sich der Jüngling desselben bewußt wurde — immer klarer, immer deutlicher, da brach in ihm plötzlich los ein Weinen, ein Jauchzen, denn Heimweh war's — **Heimweh nach dem Thale, wo er geboren.**

— — — — — — — — — — — — — — —

Nun hatte er es gefunden; nun wußte er ja, daß auch

dem Waisenkinde eine Stätte bewahrt ist, die ihm tausendmal heiliger, als jedes andere Thal, als jedes andere Land, und wenn sie auch nichts mehr für ihn birgt, als einen sinkenden Grabhügel.

Erleichtert und gehobenen Herzens kehrte Max um und zog tagelang, bis er in das waldige Gebirgsthal kam, wo sein Geburtsort lag, und das Schloß Heimstätten stand.

Vor Schreck und Freude schrieen sie auf im Schlosse, als sie ihn sahen verwahrlost, sonnverbrannt und doch — der Max. Wohl sah der Baron diesmal strenger d'rein, als sonst, wenn der Jüngling nach Hause gekommen war, aber die Freiin, die ihm sonst, wenn er glatt gebürstet und nett frisirt aus dem Wagen gestiegen war, nur freundlich die Hand gereicht hatte, küßte ihm nun den Staub von den Wangen.

Caroline lag noch in ihrem schneeweißen Bettchen unter der grünen Seidendecke. Zum erstenmal nach vielen Tagen lächelte sie heute, und zum erstenmal zog ein leichter Blüthenhauch über ihre Wangen, als sie den jungen Mann sah. Er mußte sich an ihr Bettchen setzen und sie blickte ihn an und hielt ihn an der Hand.

Als an demselben Abende Pater Cyprian auf das Schloß kam, sagte er vor der Thür zur Küchenmagd: „Ei, ein hungeriger Magen führt die Sprache Judas Ischariots: Was wollt Ihr mir geben?" Als er hierauf keuchend — wie ihm die Beleibtheit schon immer mehr und mehr zusetzte — in das Zimmer kam und den Studenten sah, drückte er diesem die Hand, kneipte sie und brummte: „Schlingel Du!"

Am zweiten Tage seiner Anwesenheit, als Max für wenige Minuten allein bei der Patientin saß, blickte ihm

diese mild in's Auge und hauchte: „Weißt Du, Max, Alles ein Bischen zu früh."

Dann schlug sie das Auge nieder; auf ihren Zügen lag es wie Abenddämmerung, nein, wie das Grauen einer Sonnenfinsterniß.

Endlich schlug sie das Auge wieder auf zu dem seinen, und flüsterte: „Ich sage Dir, Max, wenn ich jetzt in dieser Krankheit zehnmal sterben müßte, ich könnte dem Pater die Sünde nicht beichten, die ich auf dem Herzen habe."

„Du eine Sünde auf dem Herzen?" versetzte Max, „o, ich möchte diese auf dem meinen haben zum Lebensende, es würden mir ihretwillen alle anderen vergeben."

„Ich könnte sie auch keinem Menschen sagen, als nur Dir", hauchte Caroline, „aber jetzt noch nicht. Max, Du mußt früher Priester werden."

Der Jüngling entgegnete nichts mehr. Er lehnte sich zurück auf die Stuhlwand und war bleich. —

Ein paar Tage später — Caroline athmete rasch der Genesung entgegen — stand Max mit Rock und Reisetasche im Garten unter einer Laube vor der Freiin, ergriff zitternd ihre Hand und stieß die Worte heraus: „Weil's nicht anders sein kann, meine Mutter, meine theuere Gönnerin, so will ich's nicht länger mehr lassen. Ich danke tausend, tausendmal, ich — laß' Alle grüßen!"

„Was heißt das, Max?" rief die Baronin, „wo willst Du denn schon wieder hin?"

„Auf der ganzen Welt weiß ich mir keinen andern

Tag, als dieses Haus", sagte der junge Mann fast trostlos, dieses liebe Haus! Aber ich muß fort."

„Wer befiehlt Dir das, Max?"

„Zwei Dinge sind es, die mich unwiderstehlich hinaustreiben", versetzte Max etwas ruhiger geworden. „Das eine wird hier von mir verlangt, und ich kann es nicht erfüllen, das andere müßte ich hier verlangen, und man würde mir es doch nicht erfüllen können."

„Ja freilich, da fährt man eine Geheimnißthuerei auf, und nimmt gleich den Stock in die Hand und läuft davon wie ein gereizter Hirtenjunge. Ich sage Dir, Max, Du bist uns Dankbarkeit und Ehrfurcht schuldig!" Das war ein ernster Ton, wie man ihn von der sanften Frau selten hörte.

„O Gott, Ihr habt so viel für mich gethan, Ihr habt mich zu einem glücklichen Menschen machen wollen, und nun muß ich Euch sagen, es ist Alles umsonst! — ich kann nicht Priester werden."

Das Wort war heraus, er athmete auf.

„O Du gutes, albernes Kind!" rief die Fürstin fast lachend, „Das war's ja, worum ich hundertmal gebetet habe; doch, wenn man bei so wichtigen Dingen nur mit dem Sprechen nicht so saumselig wär'! Wir wollen Dich ja nicht zwingen in das priesterliche Kleid; Du hast Deinen freien Willen, Max; o Gott, das versteht sich ja von selbst. So wirf doch nur den Ranzen weg und den Stecken!"

„Um so schwerer wird mir das Scheiden von diesen besten Menschen", sagte Max, „den tausendsten Theil von dem, was ich hier genossen, kann ich nicht vergelten, und

dennoch müßte ich tausendmal mehr verlangen, wollte ich bleiben."

„Du weißt es, Max, daß wir Dir nie was abgeschlagen haben, und nachdem wir Deine Erziehung und Ausbildung einmal übernommen, so werden wir auch nicht ermangeln, Dir zu einer Stellung zu helfen, welche Du selbst Dir wählen magst."

„O viel, viel mehr müßte ich begehren, meine mütterliche Wohlthäterin, und etwas, was Sie mir nie würden geben können; ich bin ja so arm, so niedrig, so heimatlos — ein Waisenknabe —" er hauchte das Wort nur, denn es wollte ihm die Stimme brechen.

„Ei, wenn es nur das ist, Du alberner Junge!" versetzte die Frau beschwichtigend und doch selbst bewegt, „wir haben Dich stets behandelt, wie unser Kind, und werden es fürder thun. Der Himmel hat uns ja mit Gütern gesegnet und Caroline nennt Dich so gerne ihren Bruder. Du bist gut geartet und wirst uns mit Gottes Hilfe keine Schande machen. Mein Gemal, ich weiß es, ist einverstanden mit mir, und wie Du bisher im Herzen unser Kind warst, so mögest Du von heute an auch öffentlich unser Sohn heißen. Steh' auf, steh' auf, Max!"

Er war vor ihr hingesunken auf das Knie. „Zu viel, Mutter", schluchzte er ihre Hand küssend, „und doch nicht genug. Ich will ja Alles, und das Allereinzigste! So muß ich es denn sagen. Aber ich bin ja ganz unschuldig, ich habe dagegen gekämpft, Gott weiß es! es ist umsonst, ich kann mir nicht helfen, ich liebe Caroline!"

So sprach er. Die Freiin stand betroffen einige Augenblicke lang, dann nahm sie dem hocherregten Jüngling sanft den Stock aus der Hand und die Reisetasche von der Schulter und führte ihn zurück in das Schloß. — — —

Als nach Wochen Caroline wieder in das Freie gehen konnte, führte sie Max durch den Park spazieren. Seine Halsbinde war in Unordnung.

„Halt!“ sagte Caroline, „lang her! aber wenn Du einmal die weiße trägst, dann rühr' ich Dir keinen Faden mehr an!“

„Caroline“, sagte der Jüngling lächelnd, „hast Du hier herum nie ein Liedchen singen gehört? Es heißt:

Der junge Student
Hat die Kutte verbrennt,
Die Betschnur verworfen“

„Und ist den Mädeln nachg'rennt!“ setzte Caroline lustig dazu. „Das Liedchen singt unser Kutscher, es ist gar so lustig.“

„Und wenn — ich auch so ein junger Student wäre? Vielleicht könnte ich Feuer fangen und die Kutte verbrennen, wenn's nicht schon geschehen wär'!“ Er faßte ihre Hand. „Caroline, Du hast mir gesagt, Du wolltest mir eine Sünde beichten, wenn ich Priester wäre, aber da kannst Du in Ewigkeit warten, ich werde nicht Priester!“

„Nicht? nicht?“ rief das Mädchen und hüpfte vor Freude, „dann brauche ich die Sünde gar nicht zu beichten, dann — dann ist es ja gar keine Sünde, und dann —“

Sie stockte und senkte ihr Köpfchen und erröthete.

„Nun Carlinchen?“

Sie stand unbeweglich da und blickte zu Boden.

„Nein“, versetzte der Jüngling leise, „ich will Dir ja nicht wehe thun, ich darf es wohl nicht wissen.“

Thränen rannen über ihre Wangen und nun sank sie ihm an die Brust und schluchzte heftig.

Da gellte plötzlich nah' an ihren Ohren ein schmetternder Schall, sie fuhren auseinander. Der Baron stand neben ihnen, hatte sein Waldhorn in der Hand und lächelte. — —

Wenige Tage später war die Verlobung. Pater Cyprian war natürlich auch dazu geladen; er kam in einem neuen, braunen Talare und in einer frischen, feinen Halsbinde. Den Kreis der grauenden Härchen zu stutzen, hatte er zu diesem Feste nicht mehr nothwendig, sie hatten sich schon zumeist aus dem Staube gemacht. Die furchige Stirne und der glatte Kahlkopf lag da, wie die Wüste Sahara im Abendroth; die buschigen Augenbrauen waren noch zwei Oasen, wie von Silberweiden bewachsen.

Zum Andenken an diesen Festtag zu Heimstätten spendete die Freiin dem wonnestrahlenden Pater eine Dose aus Mosaik von buntschillerndem Perlmutter.

„Vergelt's Gott, vergelt's Gott, gnädige Frau Baronin!“ rief der Beschenkte und fiel fast auf seine Kniee, und mit zitternder Stimme wiederholte er nochmals sein „Vergelt's Gott!“

„Einer solchen Kleinigkeit wegen, Ehrwürden!“ bemerkte die Freiin fast verlegen.

„Keine Kleinigkeit“, versetzte der Pater und zog sich in einen Winkel und fuhr sich mit dem blauen Tuche über das Gesicht. Dann wiederum leuchtete dieses wie eine aufgehende

Sonne hin gegen die Tafel, wo im Festkleide die jungen Verlobten saßen.

Und der Baron war seelenfreudig. Der Geist in jener Winternacht vor vierzehn Jahren hatte doch Recht gehabt; er hatte dem Ehepaar auf Heimstätten einen Sohn vorhergesagt. — Schon in derselben Stunde kam das Kind in's Haus, aber heute hatten sie ihn erst erkannt, es war ein Schwiegersohn.

Max, der blasse Student, der Theologe, der Waisenknabe, Max — der gar keinen Zunamen hatte — dieser arme Junge hieß jetzt „Herr von Heimstätten“! Das war den Leuten der Gegend ganz etwas Ungeheuerliches. Nun galt es, schlau zu sein, um sich die Gunst des jungen Besitzers zu erwerben. Der Schneider Guido, der noch immer Verse machte und der einst in der Schulbank gesungen:

„Aus einem Vogelnestel ist er g'fall'n“,

schmiedete jetzt tagelang an einem Festgedicht, an einer Hymne, „zu Ehr' und Preis dem hochwohlgeborenen, liebgetreuen, verlobten Brautpaare zu Heimstätten!“

Der Hadern-Wenz war auch im Thal. Er saß oft stundenlang am Weghange, und stützte seinen spitzen Ellbogen auf das Bündel und ließ das noch immer muntere Fröschlein seiner linken Augenhöhle schlüpfen und hüpfen. — „Keinen Vater hat er!“ Der Alte wußte das Liedchen auch. Jedoch wußte er noch mehr; er hatte es ausspionirt; er kannte die Verhältnisse zum größten Theil, er kannte das Gemüth des

jungen Herrn von Heimstätten, er ahnte, daß jetzt ein Vater, und wäre er einäugig und halb lahm, und wäre er ein verkommener Hausirer, im Schlosse vielleicht willkommen sein dürfte. Vielleicht auch nicht. Indeß, zum Schaden dürfte es keineswegs sein, was der Haderer plante.

Es war im Spätherbste. Es war der Tag, an welchem sie vor vielen Jahren die Stallmagd des Zapfenbräu begraben hatten. Der Haderer wußte, daß an diesem Tage Max, wie er es von jeher gethan, wenn er in der Gegend war, auf den Friedhof zum Grabe seiner Mutter kommen würde. Der Alte legte sich hinter den Büschen des Friedhofszaunes auf die Lauer. Aber es verging der Tag und der junge Mann kam nicht. Schon begann die Abenddämmerung, die Sonne beschien nur mehr einzelne Schneehäupter des blauenden Hochgebirges, da knisterte es im Gebüsche, da schnurrte ein alter Kater heran. Der Haderer, der sich schon mißmuthig entfernen wollte, wurde plötzlich behende wie ein Fuchs, zog ein Instrumentchen aus der Tasche, schlug seinen Kunstgriff an, und schon zappelte der Kater in seinen Klauen.

In demselben Augenblicke stieg Max schwarz gekleidet den Hügel heran. Bebend preßte der Alte seine Finger mit aller Macht um den Hals des Thieres; bald streckte dieses alle Viere von sich und der Mörder verbarg es hastig in seinem Bündel.

Dann schwang er den Ballen auf seine Achsel und keuchte zwischen den Kreuzen hin und stolperte über Hügel, bis er endlich an einem grünbewachsenen Plätzchen niedersank. Die Kappe fiel zur Erde, die fahlen borstigen Haare standen wirr empor. Er verdeckte sein Gesicht. —

So fand Max den Alten am Grabe seiner Mutter. Heiß wie ein elektrischer Glutstrom zuckte es dem jungen Manne durch sein ganzes Wesen. Eine Weile blieb er stehen und blickte auf den Hausirer hin; dieser rührte sich nicht von der Stelle. Endlich trat Max ganz nahe hinzu, legte dem Hausirer die Hand auf die Achsel und sagte: „Alter Mann, was macht Ihr da?"

Dieser fuhr wie aus einem Traume geweckt wirr auf, und machte Miene, sich zu entfernen.

„Ihr habt Jemanden hier unter der Erde?" fragte der junge Mann.

„Lasset, lasset", entgegnete der Alte abwehrend, „'s ist lang vorbei, meine Barbi steht nun nicht mehr auf."

„Barbi hieß sie, und seit vierzehn Jahren todt?" rief Max aufgeregt.

„'s mag so sein. Bin damals nicht dagewesen. Ach, es war schlecht von mir, daß ich sie verlassen, mit dem Kinde verlassen; aber ich hab' gedacht, ich müsse ihr ein Vermögen erwerben und hab' gewirthschaftet in der Fremde. Wie ich zurückkomm' nach Jahren, da find' ich die Barbi hier auf dem Kirchhof, und das Kind, weiß Gott, wo es hungert und lungert. Ach, alle Heiligen im Himmel, ich bin ein leichtsinniger Vater, aber untreu bin ich nicht, Barbi, das schwöre ich —"

In diesem Momente hub es im Bündel an zu zetern, aber der Alte drehte den Ballen, setzte sein Knie darauf, um den Kater, der wieder zum Leben erwacht war, von Neuem zu ersticken.

Max reichte dem Alten ein Geldstück und sagte: „Kommt einmal nach Heimstätten. Gehabt Euch wohl!"

Der Haderer trollte davon, und als er durch das Thor hinausging, brummte er, und seine Nasenspitze suchte die längst verschüttete Brücke zu schlagen über den grinsenden Mund bis zur Kante des Kinnes.

An demselben Abende kam Max erregt und verstört in das Schloß zurück. Sie saßen bei Tische; Caroline hüpfte ihm entgegen und schalt ihn, daß er auf seinem Spaziergange so ungebührend lange ausgeblieben. Sie wußte nicht, wo er war.

Pater Cyprian war witzig wie gewöhnlich. Er lachte zu Allem und es war ihm Alles recht, nur, meinte er, wenn er der liebe Gott gewesen wäre, er hätte die Eva vor dem Adam erschaffen, damit sich die Weiber besser auf das Warten verstünden.

Während so die Gesellschaft laut und lustig war, saßen Max und die Freiin an einem Nebentischchen, und der junge Eidam erzählte ihr leise die Begegnung auf dem Friedhofe und seine Muthmaßung. Sie sprachen lange und erwogen viel, bis sich die Frau endlich erhob und es der Gesellschaft kund that, daß Max heute wahrscheinlich seinen leiblichen Vater gefunden habe. Derselbe sei zwar ein armer Hausirer, aber es sei ein Glück für jedes gute Kind, wenn es im Stande ist, seinem alten, mühseligen Vater die letzten Lebenstage zu versüßen.

Hohe Ueberraschung allerseits; nur Pater Cyprian war wortlos aufgesprungen, und zwar mit einer Rührigkeit, die man an ihm nicht mehr vermuthet hätte. Dann ließ er sich

wohl wieder nieder, und während die Anderen Worte der Verwunderung sprachen, fragten und entgegenfragten, that er nichts als schnupfen. Sein Gesicht war sehr geröthet; starr heftete er sein Auge auf Max. Dann erhob er sich zitternd und wankte abseits gegen einen Winkel.

Die Freiin, die ja ihre Augen stets auf Alles hatte, bemerkte, daß dem Pater nicht wohl sein mußte, sie eilte zu ihm hin, da brach er in die Worte aus: „O Gott, wer es auch sei, der sich dazwischen will drängen, ich weiche nicht. Sie mögen den Stab über mich brechen, ich kann mein Kind nicht verläugnen!“

Wie wahnsinnig stürzte er hin auf Max und umarmte ihn und bedeckte ihn mit Küssen und Thränen.

Die Gesellschaft wogte erschrocken durcheinander, die Freiin schlug die Hände zusammen und sagte halblaut: „Zum Närrischwerden ist's auf der Welt, jetzt schaut's so aus!“

Es war ein Murmeln und Verwundern, ein Schnalzen und Betheuern, ein Lachen sogar; Alles hatte den Kopf verloren.

Die Stimmung für diesen Abend war eine ganz eigenthümliche, sie war gespannt, gedrückt, gezwungen; sie löste sich nicht durch ein freies Auflachen, als Pater Cyprian erklärte, er sehe übrigens an der ganzen Geschichte nichts Unnatürliches, aber er denke, das Aergerniß der Oeffentlichkeit gegenüber durch sein freimüthiges Bekennen gut gemacht zu haben, und betreffend eines abschreckenden Beispieles wolle er sich gerne der Disziplin seines Ordens unterwerfen; er habe gegen diesen eigentlich nicht durch das heimliche Begängniß, sondern durch das offene Bekenntniß gefehlt.

Am andern Tage wurden Erkundigungen eingezogen, ob der Hausirer Wenz vor einundzwanzig Jahren in der Gegend gewesen war; sie lauteten unsicher; erst etwas später stellte es sich heraus, daß der Mann zur fraglichen Zeit in der Hauptstadt im Zuchthause gesessen habe.

Der alte Fuchs merkte gleich, wie die Dinge standen; schneller, als man es seinen krummen Beinen zugetraut hätte, machte er sich aus dem Staube und wurde seither im Thale nicht mehr gesehen.

Pater Cyprian — sagt man — soll für seinen Fehltritt lebenslängliche Buße gewirkt haben, indeß wurde ihm der Gürtel unter seiner Kutte nicht um ein einzig' Löchlein zu weit, und er kam, nach wie vor, jeden Tag auf das Schloß zum Kaffee und zu manch' anderer Mahlzeit, wie sie Max von Heimstätten bei Gelegenheit erfreulicher Familienereignisse gab.

Die Freiin steigerte von Jahr zu Jahr ihre Güte und ihr Wohlwollen zu den Menschen. Der Baron ging seit jenem Vorfalle mit Caroline nicht ein einzigmal mehr in die graue Kammer; er zog jetzt die Kinderstube vor, dort citirte er andere Geister, und diese schwirrten zu seinen Füßen herum, krabbelten über Knie und Bauch empor zu seiner Brust und bezupften seinen grauen Bart. Eine schöne Zukunft sagten sie für Heimstätten voraus, diese kleinen holden Hausgeister.

E n d e.

Mein einziger Sohn.

Diese Geschichte ist entnommen den Aufzeichnungen eines vielgeprüften Mannes. Sie erzählt von dem Niedergange eines zweifachen Menschenglückes, gibt aber Kunde von dem Siege des Herzens und weist uns schließlich mit wenigen schlichten Worten eine große That der Selbstaufopferung die uns versöhnt. — In den Papieren eines Gutsbesitzers steht Folgendes zu lesen:

Ich hätte studieren und mich dem Richteramte widmen sollen. Aber ich habe es vorgezogen, ein einfacher Landmann zu bleiben. Ein stilles, arbeitsames Leben zu führen, war mein Sinn. Ich wollte nicht Menschen richten und nimmer von Menschen gerichtet werden. Der Landmann lebt und wirkt an den Stufen des Thrones Gottes, und geradewegs von Gottes Hand empfängt er den Lohn oder die Züchtigung.

Ich erwarb mir ein Gut auf stillem Gelände und führte viele Jahre lang ein glückliches Leben. Ich hatte ein einziges Kind — einen Sohn, und ich war in dem Knaben selbst wieder ein Kind. Es ist wunderbar zu fühlen, wenn man sich ein zweites Mal selbst wieder heranreifen sieht zur Welt, zum Leben, zu all' den großen Freuden, hinter denen aber die Enttäuschungen schlummern, wie die dürren Blätter des Vorjahres unter dem blühenden Rosenstrauche des Lenzes. Das Kind sieht nicht die dürren Blätter, es sieht nur die hellen Rosen.

Mein Sohn Alfred besaß einen lichten Kopf und ein gutes Herz; will nicht verlangen, daß man es mir, dem Vater, zuversichtlich glaube; — aber Alle, die den Knaben kannten, haben es auch gesagt. Sie hatten ihn lieb und hießen ihn einen prächtigen Burschen.

Ich ließ ihn studieren. Er wählte die Technik, die heutzutage die Welt beherrscht, weil ihr der Geist der Wissenschaften ein treuer Diener ist. Alfred war mit Leib und Seele seinem Gegenstande ergeben. Dabei besaß er großen Ehrgeiz, der — wie wohlthätig dieser Charakterzug auch bei jungen Leuten wirken mag — mir doch bei meinem Sohne fast zu überwiegend schien. Jahrelang war mir zu den Vacanzen der Junge mit den glänzendsten Vorzugsclassen nach Hause gekommen, und ich sah Freude in seinen Augen.

Einmal aber, als die Schulzeit schon längst vorbei war, kam er nicht. Es ging eine Woche vorüber, es ging eine zweite Woche vorüber — Alfred kam nicht nach Hause. In der dritten Woche erst erhielten wir seinen Brief, der folgendermassen beginnt:

„Liebe Eltern!

Verwinden und Verschweigen läßt sich's doch nicht. Eure etwaige Besorgniß um mich zu zerstreuen, theile ich Euch mit, daß ich diese Zeit in meiner Studierkammer zubringe, um die zwei Vorzugsclassen zu erlangen, die diesmals meinem Semesterzeugnisse schmählich entgangen sind u. s. w."

Der kindische Bursche! Unseres Dorfbaders Sohn hatte nicht Eine Vorzugsclasse in seinem Bogen, noch weniger — dünkt mich — in seinem Kopf, und er war doch heimge-

kommen zu Muttern und genoß durchaus vergnügliche Vacanzen. — Will damit aber nichts Mißgünstiges gegen den Nachbar sagen.

Als Alfred das neunzehnte Jahr erreicht hatte, und vor Vollendung seiner Studien nach Hause kam, da ging unser Unglück an.

Der Gerichtsschreiber unseres Kreisstädtchens hatte eine Tochter, ein hübsches — ja ein schönes Mädchen, ein paar Jahre älter als mein Alfred — aber leichtsinnig. Bei Frauen ist Leichtsinn ein noch größerer Fehler als bei Männern.

Von Natur aus war sie ein herzensgutes Mädchen; aber bei den kümmerlichen Verhältnissen ihres Vaters hatte sie keine Erziehung genossen, keine Arbeit gelernt — war keine Häuslichkeit inne geworden. Als des Gerichtsschreibers Tochter wußte sie, daß sie zu der haute volée des Städtchens gehöre, sie war den Vergnügungen ergeben und fehlte auf keinem Balle. Rosa hieß sie; Rosabella wurde sie geheißen. Sie wurde gar viel umschmeichelt, von lockeren Gesellen umworben, aber redliche Freier fanden sich unter ihren Verehrern nicht viel.

Einer jedoch war, ein sonst braver, redlicher Mensch: es war mein Sohn. Alfred war in das junge Weib vernarrt bis zum Scheitel seines Lockenhauptes. Er vergaß in den steten Gedanken an sie die Freuden der Vacanzen, die er sonst so unbefangen und glücklich zu genießen pflegte. Wie ein Träumer ging er herum. Und von Rosa hörte ich, sie zöge sich zurück von ihren Anbetern und wäre kleinlaut und blasser, als sonst. Und wenn zufällig von Alfred Baumgartner die Rede war, so wurde sie roth wie ein Hagenröslein; ihr Schlaf wäre

fieberhaft, in ihren Träumen rufe sie ungezähltemale den Namen Alfred aus.

Mit meinem Sohne war's nicht viel anders. Ich sah die Gefahr und warnte den Burschen mit tiefem Ernste.

„Warum?" rief Alfred einmal, „soll es nicht sein, weil sie eines armen Beamten Kind, oder weil sie um etliche Monate älter, als ich, oder weil ich noch keine Stellung habe, um zu heirathen?"

„Mein Sohn", sagte ich, „zu fragen hat der Vater. Ich bin Dir keine Begründung meiner väterlichen Fürsorge schuldig. Ich verstehe die Dinge besser als Du, das kannst mir getrost glauben. Ob Du es für nöthig erachtest, schon an einen eigenen Hausstand zu denken, das ist Deine Sache. Die Tochter des Gerichtsschreibers aber ist kein Weib für Dich."

Alfred entgegnete kein Wort und ging davon.

Er ging von nun an noch einsamer und träumerischer umher. Mich dauerte er sehr, der arme Junge; ich kann mir's zum Theile denken, wie es sein mag, wenn man befangen ist in Liebeswahn, und das junge Blut wogt wie ein Alpensee im Frühlingsföhn, wenn die Lawinen stürzen, und man ist nicht Herr mehr seines Herzens, und hat kein Anrecht in seinem eigenen Haupte — am Steuerrade der Vernunft.

Auf dem Wege in das Kreisstädtchen wurde Alfred oft gesehen. Und eines Tages kam er nicht zurück in unser Haus. Verschwunden war er aus der Gegend, und verschwunden mit ihm die Tochter des Gerichtsschreibers.

Ein Brief ohne Poststempel kam mir zu; der lautete, wie folgt:

„Mein lieber guter Vater!

Ich bin stets ein gehorsamer Sohn gewesen, und Euch Ehre zu machen, war mein Bestreben. So soll es auch in Zukunft sein. Aber ich bin erwachsen, und ich glaube das Dichterwort: Des Herzens Neigung ist des Schicksals Stimme. Was da kommen mag, ich muß dieser Stimme folgen. Euch, mein Vater, entbinde ich jeglicher Verantwortlichkeit. Ich verbleibe immerdar Euer dankbarer Sohn

Alfred."

Mir zitterten die Glieder, mir vergingen die Augen; ich riß den Brief mitten auseinander. — Wer hat Dich so sehr verführt, Du armes, Du gutes Kind? — Und kennst Du nicht auch ein zweites Dichterwort: Der Mensch ist seines Schicksals Schmied? — Und mich, den Vater, willst Du der Verantwortlichkeit entbinden? Alberner Bursche! — Es kann hier nicht gefragt werden, ob Du großjährig bist oder nicht; das aber sei versichert: Du hast einen treuen Vater, der wird Dich vor Verderben bewahren, so lange es möglich!

Sogleich eilte ich, umfassende Anstalten zu treffen, daß den Flüchtlingen nachgestellt werde. Ohne Erfolg; die jungen Leute waren verschwunden. Der Gerichtsschreiber wußte so wenig Auskunft und Rath, als ich. Meine Gattin wurde bitterlich krank; ich hielt mich aufrecht, aber in meinem Kopfe ging's wirr um. Das einzige Kind verlieren, auf solche Art verlieren, das ist ein Schlag!

Ich konnte das Beginnen meines Sohnes nimmer begreifen. Und hätte er sich auch für den Augenblick von jugendlicher Leidenschaft hinreißen lassen — nicht einmal dieses hätte ich ihm zugetraut, — so müßten sein gutes Herz und sein

vernünftiger Kopf denn doch endlich die Oberhand gewinnen. Es dünkte mich gar nicht möglich, daß der Junge, sonst voll Anhänglichkeit und Liebe zu seinen Eltern, nun plötzlich fortrasen sollte von uns, in sein Verderben. Es geht eine Sage von „gehexter Lieb';" schier hätte ich daran geglaubt, nur um die Zuversicht an mein Kind zu retten.

Dann wieder dachte ich, Alfred werde das leichtfertige Mädchen längst von sich gewiesen haben, und nur Trotz und Scham würden ihn noch abhalten, heimzukehren. Aber auch Rosa blieb verschwunden. — Es vergingen Monate; sie kehrten nicht heim und blieben verschollen.

Das Ungemach kommt nie zu einzeln; es folgte ein zweites, freilich bei weitem linder, als das erste, aber ich erschrak doch davor. Ich wurde um jene Zeit zu den Geschworenen gezogen. Meine Angst vor dem Richterstuhle, und sollte ich auch selbst darauf sitzen, war nicht geschwunden, war sonderbarer Weise noch gewachsen. Aber das Gesetz war da.

Der Mensch richte nicht über den Mitmenschen! Er richte Gott! Des Volkes Stimme aber ist Gottes Stimme! — Nach diesem Grundsatze hat der Gerichtshof die gewaltige Verantwortlichkeit von sich ab- und auf die Schultern des Volkes gewälzt.

Anderseits jedoch war es mir erwünscht, daß mich mein Loos auf mehrere Wochen von der Gegend fortrief in die ferne Hauptstadt. Eine Zerstreuung, wie ich sie bedurfte, konnte nur in der Erfüllung einer ernsten, schweren Amtspflicht zu finden sein. Auch hatte ich des Bedauerns und Mitleides der Leute genug; derlei Theilnahme war mir endlich fast so lästig, wie die halbversteckte Schadenfreude Anderer,

daß ich reicher Mann mit der geachteten Moral, wie sie sagten, einen Lumpen zum Sohne und keinen Erben hätte.

Der erste Fall, über den wir Geschworene den Wahrspruch zu fällen hatten, war gleich von seltsamer Natur. Ein junger Mann, von dem vorläufig nichts zu erfahren gewesen war, als daß er Otto Hofer heiße, hatte seine Geliebte ermordet. Es sollen viele mildernde Umstände vorliegen, hieß es, und der Fall gehöre eigentlich in das Bereich der Selbstmorde.

Die Morde und Selbstmorde mehren sich heutzutage in wahrhaft erschreckender Weise; ich war entschlossen, ein schweres Schuldig zu fällen. Wohl kam mir in den Sinn: Sei milde! kennst Du doch die Wege nicht, die Dein eigener Sohn wandelt: — Das war nicht Gottes Stimme, denn Gott, der Vater aller Wesen, richtet nach strenger Gerechtigkeit seine entarteten Kinder. Freilich hätte schließlich selbst Gott nicht das Recht, zu richten, denn seine Geschöpfe sind so, wie er sie geartet hat, und seine Allweisheit, die in die Zukunft sieht, hätte den Fall des schwachen Wesens voraussehen müssen, noch ehe dieses erschaffen war.

So spricht in uns das Schuldbewußtsein. Hätte ich nicht den elenden Sohn im Herzen getragen, ich hätte so gottlos gewiß nicht gedacht. So war ich gleichsam jetzt der Mitschuldige aller Missethäter, da ich nicht sowohl diesen, als vielmehr Gott die Schuld gab an ihrer bösen That; denn ich vertheidigte sie ja im Gedanken und klagte den Herrn an. Und ich sollte auf dem Richterstuhle sitzen?!

Ich zitterte wie ein Verbrecher vor dem Eintritt in den Gerichtssaal. Da kam mir in der letzten Stunde vor dem

Beginne der Schlußverhandlung die Weisung zu, ich sei in diesem Straffalle als Geschworner abgelehnt — abgelehnt von dem Angeklagten selbst.

Ich war überrascht und sann nach, ob das Rücksicht oder Mißtrauen sei, und was den Mörder nur veranlassen konnte, gerade auf mich zu verzichten. Wie ich harmlos war!

Da aber mein Interesse für den Fall schon einmal erweckt war, so ging ich doch in den Gerichtssaal und setzte mich unter das zahlreiche Publikum.

Alles war gespannt und flüsterte, erging sich in Vermuthungen und Behauptungen, und man verfluchte den Mörder, noch ehe man ihn sah. Besonders die anwesenden Frauen urtheilten strenge. — „Die Geliebte zu ermorden!", sagte eine in lebhafter Entrüstung, „die eigene Geliebte! Entmenschteres kann es nicht mehr geben!" Die so sprach, war dieselbe Frau, welche ich einige Abende früher im Schauspielhause bei „Romeo und Julie" bitterlich schluchzen gesehen hatte.

Eine zweite Dame meinte: zu einer That, wie die von dem heutigen Angeklagten begangene, könne nur die reinste und glühendste Liebe fähig sein, die Vereinigung im Tode finden will, wenn solche im Leben vergeblich gesucht wurde.

„Na, wir sind ja nicht im Theater", antwortete eine streng sittliche Nachbarin ärgerlich, „wo kämen wir hin auf der lieben Welt, wenn die Leut' solche Ansichten hätten!„

Ich meinte schier dasselbe, enthielt mich aber jeder Aeußerung.

Endlich wurde der Angeklagte mit geschlossenen Händen

von zwei bewaffneten Gerichtsdienern vorgeführt. Mir verging das Augenlicht.

Der Angeklagte war mein Sohn. — — —

Er war blaß, gedrückt, aber ruhig. Er hatte in einer kurzen Wendung sein Angesicht gegen den Zuschauerraum gerichtet; ein Blick seines mattleuchtenden Auges war auf mich gefallen. Ein leises Zucken — ich merkte es wohl — ging durch seine Gestalt; dann aber war er wieder gelassen und wendete sein Angesicht nicht mehr in die Richtung gegen mich. — Ich weiß heute noch nicht, wie es mir möglich war, mich zu sammeln. So sah ich mein Kind wieder. Doch, das konnte ja nicht der des schweren Verbrechens Angeklagte sein; der Mörder hieß doch anders. Oder hatte er den falschen Namen gewählt, um mich zu schonen? Wie sollte das nützen! In der Stadt — gleichwohl diese ziemlich weit von meinem Gute entfernt lag — war er ja doch nicht unbekannt. Die amtlichen Erhebungen waren rasch vollzogen worden und der Staatsanwalt nannte laut — daß mir der Grund des Herzens erbebte — den Namen Alfred Baumgartner: angeklagt des Mordes im Gasthause zum „Pelikan" am Morgen des 18. Mai 18.. an einem zwanzigjährigen Mädchen, Namens Rosa Weching, durch einen Schuß verübt, nachdem er letztere als seine Geliebte aus ihrem Elternhause zu Lebabrück entführt hatte."

Meine Nebensitzenden, die mich kannten, wollten mich hinausführen, da mir unwohl sein müsse. Ich dankte und trocknete mir die Stirne mit dem kühlen Sacktuche. Und ich habe der Verhandlung beigewohnt. Es war das Schrecklichste

in meinem Leben. Gewiß, die blutige That wurde doppelt gesühnt — an ihm, an mir.

Die Verhandlung verlief rasch; Alfred war in Allem geständig. Der Staatsanwalt trug ein „Schuldig zum Tode“ an. Mehrere der Geschwornen sah ich mit dem Kopfe nicken.

Der Angeklagte saß bewegungslos wie ein Steinbild auf der Bank. Der Richter fragte ihn, ob er etwas zu bemerken habe, oder ob er jegliche Verantwortung dem Vertheidiger überlassen wolle.

Da erhob sich Alfred von der Armensünderbank und hub an zu sprechen. Ich kann kein Wort davon vergessen.

„Ihr Herren Richter“, hub er an, „ich will nicht rechten um mein Leben; das — ich wußte es — war verfallen, ehe ich in dieses Haus geführt wurde. Das Leben ist mir die größte Last, und was mein Vertheidiger zu meinen Gunsten auch sagen mag, Ihr gerechten Richter aus dem Volke verurtheilt mich zum Leben nicht! Die Schuld ist ja der Uebel größtes, und ich bin schuldig geworden; — so endet meine Qual! — Aber auf meinen Vater werfet keinen Stein, er hat's echt mit mir gemeint — ich hab's früh genug erkannt. Doch, wer vermag seinem Verhängniße zu entgehen?“

„Bah, Verhängniß!“ unterbrach ihn Einer der Geschworenen, „der Glauben an das Verhängniß ist ein unselig' Ding und — eine leichtfertige Ausrede.“

„Ihr Alle säßet da in tiefer Schuld!“ fuhr der Angeklagte fort, „hätten Euch das Temperament und äußere Verhältnisse so mitgespielt, wie mir. — Ich wußte, meine Liebe zu Rosa würde den Frieden meines Hauses zerstören; sie wieder wußte, daß sie für meine Verhältnisse keine Haus-

frau sein könne. Und wir mußten uns doch lieben. Außer uns ist Niemand dadurch zu Schaden gekommen. Und schließlich: auch wir selber nicht. Wir haben das kurze Glück einem langen, freudlosen Leben vorgezogen. Soll ich sagen, daß unsere Liebe wahr und heiß gewesen? Ich mag keine Rührscene geben, denn Thränen sind hier nicht mehr am Platz, aber fragen möchte ich Euch Alle: gab es für uns einen andern Ausweg, als den Tod? — Soll ich noch einmal sagen, daß Rosa mich selbst darum gebeten hat? O, sie war weit anders, als sie schien; für flatterhaft hielt sie die Welt, aber selbst der lose Schmetterling geht schließlich zu Grunde in der Flamme."

„Zur Sache!" rief eine ungeduldige Stimme.

„Gut", sagte Alfred, „Ihr wißt es ja, daß wir, ich und sie beschlossen, mit einander zu leben und zu sterben. Ihr habt es in den Briefen gelesen, die wir vor der That an die Unsern noch geschrieben. Wir haben sie versiegelt auf den Tisch gelegt; wir haben mit Ueberlegung und Ruhe gehandelt und leichten Herzens. Das Leben ist der Güter höchstes nicht!"

„Die Gerichtsstube ist kein Deklamationssaal!" rief es in der Geschworenenbank.

„Ihr staunt und meint, der dem Tode Geweihte habe noch Lust zu Phrasen. Unsere Liebe war groß genug, das Wort zu begreifen. — O, hätte ich doch mit ihr sterben können! Wer mich daran gehindert, der hat mich in den Jammer gestoßen. — Wißt es noch, wie es war? — An meiner Brust liegt ihr Haupt; sie lächelt, sie mahnt, sie bittet, sie fleht mich an, den Entschluß auszuführen. Eine Minute vor ihr wäre ich gerne gestorben; doch dünkte mir das zu feige,

zu rücksichtslos für meine Braut. Ich will kurz sein, wie die That kurz war, und Euch gern verschonen mit der Beschreibung der letzten Augenblicke — die mir die größten meines Lebens waren. Rasch sende ich die Kugel aus der Doppelpistole in ihr Herz. Sie sinkt lautlos hin, während ich die Waffe gegen meinen Leib richte. Da versagt der Schuß, und mittlerweile eilen die Leute herbei und führen mich davon. — Und jetzt nannten es die Leute einen Mord, und mich rissen sie vom Tode weg, um dem Tode mich zuzuführen. Wohlan, sie haben recht; das aber sage ich laut: die durch mich fiel, aus Liebe habe ich sie getödtet. Jetzt, Ihr gerechten Richter, thut an mir desgleichen."

Die Hände gefaltet, sank er nach diesen gebrochenen Sätzen zurück auf die Bank.

Darauf erhob sich der Vertheidiger, und seiner langen Rede kurzer Sinn war der: Der unglückliche junge Mann gehöre nicht in das Criminal, sondern in das Irrenhaus.

Nach all' dem verließen die Richter und Geschwornen ihre Sitze und gingen in ein Nebengemach, um zu berathen. Ich erhob mich auch und ging hinaus.

Am Thore hörte ich eine Stimme: „Das ist sein Vater, der Tyrann, auf den fällt das Blut!"

Ich sah nicht um; an der Treppe brach ich zusammen.

Als ich wieder zum Bewußtsein kam, waren viele Leute um mich, und Mehrere riefen mir zu, ich solle getrost sein, mein Sohn sei freigesprochen worden.

Daß sie ihn dem Irrenarzt übergaben, das erzählten sie mir nicht.

Ich erfuhr es bald, und ohne ihn noch einmal zu sehen, fuhr ich auf mein Landgut zurück. Das geschwätzige Zeitungsblatt, welches gleichzeitig mit mir aus der Stadt kam, vernichtete ich, ehe es meiner Gattin zu Gesicht kam. Und jetzt bewachte ich meine gute Hausfrau, daß kein fremder Schritt und keine fremde Zunge in's Haus drang, um ihr das schwere Unglück laut zu machen. Ich hätte gern meine Qual an ihrem kranken Herzen ausgeweint — aber ich wagte es nicht, in ihr zartes, reines Gemüth die ganze Fülle des Jammers zu gießen.

Allstündlich blickte sie zum Fenster aus, hoffend, das Nahen ihres einzigen Kindes zu sehen. Mich hat sie mit schwermuthsvollen Augen oft angeblickt; — aber kein Wort der Klage und der Hoffnung hat sie mir gesprochen. Und ihre Haare begannen rasch zu bleichen.

Da habe ich mich wohl oft zurückgezogen in den einsamsten Ort unseres Gehöftes und habe bitterlich geweint. Geweint über das liebe verlorene Kind; geweint über die unendliche Pein, die ein irrendes Kind dem Elternherzen bereiten mag....

— — — — — — — — — — — — — — —

Nach mehreren Monaten erhielten wir folgendes Schreiben aus der Hauptstadt:

„Liebste, allerliebste Eltern!

Sie haben mich aus der Anstalt entlassen und behaupten, ich wäre geheilt. Ich weiß nicht, wovon. Da ich leben muß, so will ich zu leben neu anfangen und in einem neuen Lande. Den Heimathsboden kann ich nicht mehr betreten. Meine Eltern,

ich flehe Euch an, kommet auf einen Tag zu mir in die Stadt. „Mein Vater, meine Mutter, es sehnt sich unsagbar, Euch zu sehen, Euer Sohn Alfred."

Und als ich nun meinem Weibe Alles mittheilen wollte, sagte sie leise, sie habe ja längst Alles gewußt.

Wir haben ihn aufgesucht. Er war völlig stumpfsinnig, aber unter einem heißen Thränenstrom hat er um Verzeihung gefleht für die Kümmerniß, die er uns angethan.

Gott weiß es — wir haben ihm verziehen.

Ferner bat uns Alfred, wenn wir noch einige Liebe gegen ihn haben könnten, um dieser Liebe willen ein jüngeres, noch nicht erwachsenes Schwesterchen der armen Rosa erziehen zu lassen oder selbst zu erziehen. — Wir haben ihm auch diese Bitte gewährt; es ist gewiß sein Gewissen dadurch erleichtert worden.

Dann hat unser einziger Sohn von uns Abschied genommen und wir sind allein mit unseren grauen Haaren heimgekehrt in das stille Landhaus.

Das kleine Mädchen des Gerichtsschreibers haben wir als unser Kind angenommen. Wir hegen und pflegen dieses Kind mit dem ernstesten Streben, es vor Leichtsinn zu wahren, es von allen Leidenschaften des Herzens zu hüten und eine echte, schöne Frauenseele in ihm heranzubilden.

Es ist unser einziges Kind.

Alfred war in's Ausland gezogen. Bei einer Flußregulirung hatte er Arbeit gefunden. Nicht lange darnach war er bei einem Floßunglück, wobei er zwei Menschenleben rettete, zu Grunde gegangen.

E n d e.

Die Nordpolfahrer.

Eine Geschichte im Spiegel unserer Tage.

„Hei ho! nach dem Nordpol! Seemannsrecken! wer will mit?" so scholl es im weiten Hafen, und von Kiel zu Kiel, von Mast zu Mast tönte der Ruf. Aus Cajüten kamen sie hervor, von den Tackelwerken kletterten sie nieder, auf Jollen glitten sie heran, die schwarz- und rothbärtigen Männer, in ihren blaugestreiften Zwilchkleidern. Sie sprangen an's Ufer taumelnd fast, man merkte, sie waren bei den Landratten nicht daheim. Sie eilten einem Gebäude zu, das sonst als Waarenmagazin verwendet, heute einem andern Zwecke diente.

Auch aus der Stadt, aus den finsteren schmutzigen Gassen der Arbeitervierteln hasteten Leute heran und dem Gebäude zu; es war zumeist verkommenes Volk in Lumpen und Verwilderung, roch nach schlechtem Tabak und Branntwein.

Spähend, lauernd, einander stoßend und drängend, kämpften sich diese Massen durch die Schubthüren des Gebäudes. Aber Weiber und Kinder wurden zurückgewiesen, und diese schrieen und fluchten und klagten, daß man Männer, Väter und Söhne ihnen entreiße.

Im Gebäude wurden Theilnehmer zu einer bevorstehenden Nordpolfahrt geworben.

Man bedurfte abgehärteter Matrosen, tüchtiger Handwerker, gediegener Gelehrter; die Polarfahrt, durch die Hochherzigkeit einzelner Cavaliere und den Gemeinsinn des Volkes

ausgerüstet, sollte im Namen der Wissenschaft unternommen sein. Das stolze Schiff, der „Siegfried", eigens zur Expedition erbaut, stand bereits ausgerüstet im Hafen, reich beflaggt mit Farben der civilisirten Länder. Die Politik, die Anmaßende und Eigennützige, mußte diesmal schweigen; nicht Deutschlands oder Frankreichs, nicht Europa's oder Amerika's war die Fahrt gegen den Pol: sie gehörte der ganzen Welt, denn die Wissenschaft ist und sei allgemein, wie das Sonnenlicht.

Seitdem durch die Chinesen die magnetische Kraft entdeckt worden, und seit der Italiener Flavio Gioja (um das Jahr 1302) den Compaß erfunden, weist die Magnetnadel nach Norden, — ein ewiger Fingerzeig nach dem Geheimnisse des Poles. Die Gestirne kreisen über Ost und West; die Völker ziehen von Ost nach West; aber was muß dort in den Nächten des Nordens sein, daß die zitternde Eisenspitze so ruhelos dahinstrebt? Und so liegt's im Menschenherzen, daß wir die Erdenheimat, die uns Gott angewiesen, bis auf den letzten Winkel kennen lernen wollen. Oftmals schon ist versucht worden, nach den Polen der Erde vorzudringen, um zu sehen, ob dort feste Länder, oder offene Durchfahrten gegen die andere Seite der Weltkugel hinüber, welche Naturerscheinungen dort vorkämen, oder ob und in welcher Weise aus jenen Himmelsstrichen etwas Nutzreiches für die menschliche Gesellschaft zu holen wäre. Die einzige Erfahrung war, daß die Pole mit ewigem Eise umgürtet seien, und ein weiteres Vordringen gegen dieselben zur Unmöglichkeit gehöre. Das wollte der Schiffshauptmann Prachwald nicht glauben. Dieser Mann gab Anregung zu einer neuen Expedition, und als dieselbe gesichert, übernahm er die Führerschaft. Prachwald's

Hauptsorge war nun, in der deutschen Seestadt eine tüchtige, taugliche Bemannung zu werben.

Das große Gebäude am Hafenplatz war gedrängt von Seemannsleuten und Landratten. Da erschien Hauptmann Prachwald.

Ein Theil der Versammlung murrte. Prachwald trug weder die Officiersuniform, noch die Seemannstracht, in einfachen, schwarzen Tuchkleidern stand er da und sprach.

Als er den Zweck der Nordpolfahrt und die Verdienste der Theilnehmer an derselben dargethan hatte, schilderte er in Matrosenausdrücken die Gattung dieser Expedition in den schwärzesten Farben. Er sprach von den monatelangen Nächten, von der grimmigen Kälte, von den Entbehrungen und Gefahren, wies hin auf die jahrelange Abgeschlossenheit von den Menschen, auf die Unmöglichkeit, denselben Nachrichten zukommen zu lassen, oder solche zu erhalten.

Der Redner schwieg eine Weile und forderte dann die Männer, die gesonnen wären, die Fahrt mitzumachen, auf, ihre Hände zu erheben.

Da trat eine schwere Stille ein, und siehe, der erhobenen Hände waren nur wenige. Die große Masse strömte zu den Thüren hinaus. Kaum an hundert Männer waren geblieben. Das jedoch waren derbe, trotzige Gestalten.

Ein noch junger, aber stämmiger Mann, der an einer Ecke stand, und mit geballten Fäusten finster dreinstarrte, übertraf ungeachtet seiner feineren Kleidung alle Uebrigen an Derbheit und Trotz. Die Glieder dieses Mannes waren massig und kraftstrotzend, aber das Antlitz war blaß; dichtes, gekraustes Haar und ein junger schwarzer Bart umwallte es,

und in den großen, tief und finsterliegenden Augen sprühte ein Feuer, als wäre es entzündet, um die Eisberge des Poles zu schmelzen. Wie eine Bildsäule stand er da und hatte die scharfen Lippen fest zusammengekniffen. Er schien nicht auf die Worte des Capitäns zu achten; er lauerte gegen einen andern jungen Mann hin, der nahe an dem Sprechenden stand und jedes Wort mit Gier erfaßte. Dieser aufmerksame Zuhörer war ein etwa vierundzwanzigjähriger Jüngling von seltener Schönheit. Das blaue Auge und das ein wenig gebräunte Gesicht und die vollen lebensfrischen Lippen, über denen ein weiches blondes Schnurrbärtchen lag, und die hohe männliche Stirne gaben ihm ein gar anmuthiges Wesen. Nur Schade, daß er die goldigen Locken nicht mehr trug, die ihm vor fünf Jahren noch so reizend auf die runden Schultern niedergewallt waren. Damals hießen sie ihn allerdings in seiner Vaterstadt den schönen Waldemar. Er war armer Eltern Kind, und schon in seiner frühen Jugend zur Handarbeit gewiesen. Kaufleute und Künstler fahndeten nach ihm und wollten mit dem schönen verwendsamen Jüngling ihr Geschäft machen. Das verdroß den Burschen, auch war ihm das Weibervolk, welches ihn allerwärts umschmeichelte, vom Herzen zuwider; er beschloß der Stadt den Rücken zu kehren und sich dem Seemannsleben zu widmen. Damals mußte er sich auch die goldigen Locken beschneiden. Er war seither im Dienste des Hauses Grüneberg zweimal in Ostindien gewesen; das zweitemal hatte er selbst am Steuerrade stehend das Kauffahrteischiff der Heimat zugeführt.

Mittlerweile war die Tochter seines Kaufherrn zur Jungfrau herangewachsen, und als der gute Waldemar die

liebliche, heitere Litta sah, und sie ihm freundlich lächelte, da verging ihm alles Orientirungsvermögen, und er steuerte dem Leuchtthurme dieses Frauenherzens zu, ohne zu untersuchen, ob derselbe im sicheren Hafen, oder auf schroffem Felsen stand.

Unter dem Schutze seiner Anmuth wußte Waldemar dem Mädchen zu nahen, und im Zeichen seiner muthigen Seemannsstirne wagte er es, der Jungfrau seine Neigung zu bekennen. Litta, von Manchem bereits umworben, ließ ihre zarte Hand nur von dem schönen Schiffer küssen. Herr Grüneberg aber war deß' nicht zufrieden.

„Lieber Freund!“ sagte er eines Tages zu Waldemar, als es dieser in seiner jugendlichen Begeisterung gewagt hatte, um Litta's Hand zu bitten, „lieber Freund, ich glaube, Ihr Amt, daß Sie mit Ihren Händen nach der Weisung des Capitäns das Steuer leiten, macht Sie kühn, verführt Sie zu Thorheiten. Sie sind ein gewöhnlicher Schiffsarbeiter, vergessen Sie das nicht! Wenn Sie aber einmal Officier geworden, und den Obliegenheiten eines Steuermannes thatsächlich gewachsen sind, dann vielleicht mögen Sie anfragen.“

Das war ein gewichtig Wort. Schiffsofficier! Steuermann! das war ein hohes Ziel. Waldemar, der arme Bursche, mußte alltäglich um sein Dasein kämpfen und sah keine Möglichkeit, die Seemannsschule besuchen zu können. Sein so prächtig vom Stapel gegangenes Liebesglück hatte Schiffbruch gelitten, oder zum Mindesten, es saß auf einer Sandbank. Trostlos irrte Waldemar in den rauschenden Straßen der großen Seestadt; unter all' der Pracht und Herrlichkeit kam er sich gar verlassen vor, und wie einen heimlosen Hund getreten und für nichts geachtet. Er fluchte der Armuth und

er fluchte dem Reichthum und er sehnte sich nach dem Segel, das ihn wieder hinausführen sollte auf das hohe Meer.

Aber Waldemar wollte nicht mehr unter der Flagge des Kaufherrn dienen, der ihn abgewiesen; gleichwohl mußte sich der Bursche sagen: der Mann konnte und durfte nicht anders handeln, und für den armen Jungen gäbe es denn einmal sonst kein Ding, als die Thorheit aus dem Kopf und die Lieb' aus dem Herzen zu schlagen.

Aber Litta mag ihn ja leiden und auch sie, die Tochter, stürzt der herzlose Mann in die Verzweiflung. — Der Schiffe liegen heute genug im Hafen, die morgen in den Weiten treiben, die Jeden aufnehmen, keine Verantwortlichkeit geben, aber auch keine fordern. Die Jungfrau entführen! —

Der Gedanke war groß. Aber Waldemar's Charakter war größer. — Uebe Treu' und Redlichkeit! — So hieß die ganze Erbschaft Waldemar's von seinem Vater. Muß er die Geliebte denn fahren lassen, das Beste von ihr, die Liebe wird ihm bleiben. Diese will er bewahren, sie soll in seiner Lebensnacht der freundliche Stern sein. Und nun wieder dem gemeinsamen Streben der Menschheit zu und den Kampf um's Dasein weiter gerungen!

Waldemar streng gegen sich selbst und unerschütterlich in dem, was er beschloß und ihm nöthig schien, war mit sich im Reinen. Die Tochter des Kaufherrn war es nicht.

Und zu dieser Zeit wurde für die Nordpolfahrt geworben. Da kamen alle Heimat- und Glücklosen herbei; durch fremde oder eigene Schuld zu Grunde gegangene Existenzen, Schelme, Gesindel, Leute mit einer dunklen Vergangenheit

fanden sich ein, um der verhaßten Stätte ihres Elendes zu entfliehen und die abenteuerliche Fahrt dem schimmernden Polarsterne entgegen mitzumachen.

Aber des Hauptmannes lebendige Schilderung von den bevorstehenden Beschwerden und Nöthen der Expedition sonderte den Spreu von dem Kerne. Kaum hundert Personen waren im Saale verblieben. Und als Prachwald noch einmal das Wort ergriff und sagte: „Im allergünstigsten Falle werden wir nach Jahren zurückkehren mit verfrornen Gliedern, mit zerrissener Gesundheit, vielleicht nur mit dem nackten Leben!“ da entfernten sich auch noch von diesem Reste zwei Drittheile; aber in den Augen der wenigen noch Uebriggebliebenen leuchtete die Glut der Begeisterung.

Der so auffallend finstere Mann mit dem sprühenden Auge stand immer noch unbeweglich in der Ecke; er hatte weder Miene gemacht, den Saal zu verlassen, noch die Hand zum Beitritte erhoben. Die Nordpolfahrt ging ihn auch gar nichts an, er hatte Geld; Geld aber gilt nicht dort im arktischen Eise. Der Finstere war da, um den jungen Mann zu belauern, den sie den schönen Waldemar hießen, und den er als einen Todfeind glühend haßte.

Er hieß Robert Wackar; man hatte ihn nie den Schönen genannt, wohl aber den Wilden und den Ehernen, der unbeugsam, aber bei jedem leichten Schlage Funken gab. Man hatte ihn nie verhätschelt und gefördert, wohl aber unterschätzt und unterdrückt. Auch Robert war armer Leute Kind; seine Eltern waren aus Italien eingewanderte Arbeiter und starben, noch bevor sie ihren Sohn erzogen und geborgen hatten. Robert hatte dann die Schlosserei gelernt und war als